

Enttäuschungen und Aufbrüche: Erwerbsverläufe, biographische Konstruktionen und Vertrauen junger Erwachsener in Ostdeutschland

Traue, Boris

Veröffentlichungsversion / Published Version

Diplomarbeit / master thesis

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Traue, B. (2002). *Enttäuschungen und Aufbrüche: Erwerbsverläufe, biographische Konstruktionen und Vertrauen junger Erwachsener in Ostdeutschland*. Berlin. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-284702>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

FREIE WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT
ZUR ERLANGUNG
DES GRADES EINES DIPLOM-SOZIOLOGEN

Über das Thema

Enttäuschungen und Aufbrüche

– Erwerbsverläufe, biographische Konstruktionen
und Vertrauen junger Erwachsener
in Ostdeutschland

Eingereicht bei:

PD Dr. Michael Corsten

Prof. Dr. Karl Ulrich Mayer

Von Boris Traue

Kolonnenstr. 60

10827 Berlin

15. März 2002

1. EINLEITUNG	6
1.1. Die Forschungsfragen	9
1.2. Die Vorgehensweise.....	10
2. STRUKTURELLE DIMENSIONEN DER OSTDEUTSCHEN TRANSFORMATION	11
2.1. Von der ‚geschlossenen Organisationsgesellschaft‘ zur offenen Gesellschaft mit Krisenerscheinungen.....	12
2.2. Theoriezentrierte Diskussion der Transformation: Differenzierung und Gelegenheitsstrukturen	14
Die Vorteile des Differenzierungskonzepts.....	14
Differenzierung und Transformation	15
Eine Ambivalenz der Moderne: Differenzierung und gesellschaftliche Ungleichheit	16
Die Perspektive der Gelegenheitsstrukturen	16
Die Mehrebenen- oder „Verflechtungs“perspektive	17
2.3. Problemzentrierte Darstellung der Transformation: Sozialstrukturelle und sozialisatorische Bedingungen der 71er-Kohorte.....	17
A) Laufbahnkapital: Kompetenzerwerb, Ressourcen, Marginalität und andere chancendifferenzierende Bedingungen	18
B) Die Veränderung von Gelegenheitsstrukturen nach der Wende	19
C) Soziale Sicherung und neue Lebenslaufregimes: normative Dimensionen der Transformation..	20
D) Erfahrungen von Sozialität: Gesellschaftliche Solidarität oder Nestwärme?.....	21
3. DAS PROBLEM DES VERTRAUENS IN DER TRANSFORMATION.....	22
3.1. ‚Bowling Alone‘ auch in Ostdeutschland?	22
Vertrauen in der Moderne als Medium sozialer Koordination	24
Vertrauen und Misstrauen in der ostdeutschen Transformation – welche Formen könnten sie annehmen?	27
Neuer Kapitalismus und Ressentiment in Ostdeutschland	28
3.2. Akteurtheoretische Ansätze zu Vertrauen	28
4. BIOGRAPHIEN IN DER ‚VERFLÜSSIGTEN MODERNE‘	31
4.1. Theorieentscheidungen: Biographie und Pragmatismus.....	31
4.2. Der Lebenslauf als soziologisches Thema.....	34
Erlebte und Erzählte Lebensgeschichte	34
Die endogene Strukturierung individueller Gelegenheiten: Zur Sozialstruktur des Lebensverlaufs ..	36
Die normative Konstruktion von Biographie: Der Lebenslauf als Institution.....	37
De-Institutionalisierungsprozesse und die Individualisierungsdebatte	38
Freiheit und Notwendigkeit in autobiographischen Sinngebungsprozessen.....	38
Zusammenfassung: Konstruktion, Konstitution und Emergenz in Biographien	39
4.3. Die Thematisierung von Risiko und Unsicherheit in der Biographieforschung.....	41
Biographisierung und Scheitern.....	42
Der enge Deutungsspielraum der Berufsbiographie	43
Berufskulturelle Dimensionen der Berufsbiographie	43
Kontingenz und Verlaufskurven.....	44
„Fragilitätssensible Sicht der sozialen Realität“ oder Kontingenz als Chance?	45
Die Erzählung als dramaturgische Figur und die Entstehung von Werten: neuere Ansätze	47
4.4. Exkurs zu Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeit – zur Operationalisierung von ‚Kontrollstilen‘.....	50
Kontrollkonzepte und ihre Verwendung in der Arbeit	50
Kontrollattributionen.....	51
Selbstwirksamkeit	52
Zur Kombination von Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeitserfahrungen in einem Tableau von Kontrollstilen.....	53
Kontrollstile und Biographie	56
Fazit: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit und Vertrauen.....	57
4.5. Forschungsleitende Annahmen.....	57
5. DARSTELLUNG DER VERWENDETEN METHODEN	58

5.1. Die Agenda der Soziologie des Lebenslaufs – qualitative und quantitative Methoden ...	58
5.2. Zur Konstruktion von Verlaufskategorien	59
5.3. Die Operationalisierung der Berufsbiographien.....	59
Der Datensatz „Lebensverlaufsstudie Ostdeutschland (Kohorte 1971)“	59
Indikatoren für ‚erfolgreiche‘ vs. ‚nicht erfolgreiche‘ Erwerbsverläufe	60
Berufliche Umorientierungen	62
Vierfelderschema	62
5.4. Das Sampling der Interviewpartner.....	62
5.5. Zur Analyse von Vergesellschaftungsprozessen anhand narrativer Interviews.....	65
Die Befragung	65
Typen von Daten in narrativen Interviews	66
Opportunitätsstrukturen und berufliche Kompetenzen: zur Analyse ‚äußerer Daten‘	66
5.6. Wirkliches und erzähltes Leben: methodische Zugänge.....	67
Narration als Dramaturgie.....	68
Sequenzanalyse	68
Erfahrungsrekapitulation und Prozessstrukturen des Lebensablaufs	68
Zusammenfassung des Vorgehens bei den Fallstudien	69
6. ERWERBSERFOLG, BERUFLICHE UMORIENTIERUNG UND KONTROLLSTILE	70
6.1. Zentrale Merkmale der Erwerbsverläufe junger Berufstätiger in Ostdeutschland	70
Positionale Mobilität.....	70
Arbeitslosigkeit.....	70
Zweit- und Mehrfachausbildungen.....	72
Kombination der Kriterien ‚Erfolg‘ und ‚Umorientierung‘.....	73
Zum Zusammenhang zwischen Erwerbsverläufen in der Transformation mit Kontrollattributionen ..	73
6.2. Die Operationalisierung von Kontrollstilen	75
Zum Zusammenhang von Verläufen und Kontrollstilen.....	76
7. FALLSTUDIE JOSEF SCHNEIDER	78
7.1. Strukturelle Ausgangsbedingungen: Analyse objektiver Daten	79
Der anschauliche Beruf des Vaters	79
7.2. Ausbildung, Berufswahl und riskante Umorientierung nach der Wende.....	80
Konformität und Autonomiegewinn in der Berufswahl.....	80
Ein Autonomieanspruch und ein berufliches Ideal entfalten sich	82
Nach der Wende: Ein biographischer Wandlungsprozess?	84
Die Transformation als biographische Bewährungschance	84
Die selbstsozialisatorische Etablierung eines berufsbiographischen Moratoriums.....	85
Die gesellschaftliche Universalisierung des Ideals „spontaner Solidarität“	86
Chancendifferenzierende Folgen der Ungleichheit der DDR-Gesellschaft: Ursachen des (vorläufigen?) Scheiterns eines ‚Musterschülers‘ der Transformation	88
Scheitern und defensive berufliche Konsolidierung.....	88
Eine formale Beschreibung der berufsbiographischen Selektionen.....	88
7.3. Eine Partitur der Erzähllinien	89
Die komplizierte Kommunikation enttäuschter Hoffnungen: die Redeorganisation bei Verlaufskurven	92
Szenische Darstellung als „Testimonio“: Die Vermeidung der Individualisierungsfalle und Abgabe von Verantwortung.....	93
Fazit der Diskussion über den Erzählstil:	93
Zwickmühlen der Selbstbeschreibung.....	94
Eine erste Analyse zur Hintergrunddynamik des Vertrauensverlusts: Warum gehen Existenzgründer „eiskalt auseinander“?	95
7.4. Das Zurechnungsmuster Ost/West	97
Reinterpretation des gescheiterten Optimismus als Unwissenheit/ Unterlegenheit gegenüber dem Westen.....	97
8. FALLSTUDIE JOHANNA TAL	99
Allgemeine Charakteristika der Berufsbiographie	99
8.1. Ein tragisches narratives Emplotment.....	100
8.2. Zur Rekonstruktion der berufsbiographischen Selektionslogik	102
Die Analyse sozialstruktureller Daten.....	102
Die Entfaltung beruflicher Kompetenzen und berufliche Risiken in der Nachwendezeit.....	105
Zur Option regionaler Mobilität	106

Frau Tals Lebensarrangement: Risiko oder Lebenskultur?	106
8.3. Deutungsmuster und Strategien zur Bewältigung einer Situation ,riskanter Selbstbeschränkung'	107
Eine kreative zweite Erzähllinie: die Dramatisierung von Berufsanforderungen, Kompetenzgewinn und die Erlangung beruflicher Würde	108
Verletzungen beruflicher Identität und die Erodierung von Vertrauen.....	109
Saure Trauben und ‚Ostalgie‘	111
Zusammenfassung: Berufsbiographische Unsicherheit und ihre symbolische und praktische Bewältigung:	112
9. FALLSTUDIE FRANZ STIFT.....	113
Einige Auffälligkeiten bei der Interviewanbahnung.....	113
9.1. Rekonstruktion der beruflichen Selektionslogik.....	113
Eine subtil marginalisierende Jugend	113
Die Zumutung wehrhafter Männlichkeit und der Blick vom Rand.....	115
Motive in der Wahl des ersten Berufs.....	117
Kultursoziologische Aspekte des Journalistenberufs	119
Die Entfaltung und Realisierung (berufs-)biographischer Motive nach der Wende: Vom Koch zum Sportjournalist	120
Aufstieg ‚à deux‘: Familiäre Einbettung einer Erfolgsgeschichte	121
Zusammenfassung: Zur berufsbiographischen Selektionslogik	121
9.2. Formen von Selbstbeschreibung und ihr Bezug auf strukturelle Anforderungen	122
Die wunderbaren Zufälle im Leben des Franz Stift	122
Funktionen einer wunderlichen Geschichte.....	123
Ein zweites Emplotment: Über die gefährliche Naivität des Glücks	123
Exkurs zu Self-Help-Literatur und Charisma: Semantiken der Selbstoptimierung als Lösung für Unsicherheitsprobleme	125
Die Rache der Ambivalenz: Stift rehabilitiert den ‚Rand‘	126
Zusammenfassung:	127
9.3. Institutionen<i>misstrauen</i> als erfolgreiche Strategie mit eigenen Risiken	128
10. FALLVERGLEICH UND ABSCHLUSSDISKUSSION.....	131
10.1. Bezüge beruflicher Strategien auf strukturelle Dimensionen der Transformation: Zum kreativen Gebrauch von Kompetenzen und Ressourcen	132
10.2. Die Artikulation biographischer Identitätskonstruktionen.....	134
Zeitperspektiven.....	135
10.3. Gibt es eine gesellschaftliche Hintergrunddynamik der Entstehung von <i>Misstrauen</i>, die in den Biographien zum Ausdruck kommt?	137
10.4. Ausblick.....	139
11. LITERATURVERZEICHNIS.....	141
12. ANHANG	156

1. Einleitung

In dieser Arbeit geht es um die Berufsbiographien und Erfahrungen junger Erwachsener in der Transformationsgesellschaft Ostdeutschland. Wie diese Akteure in einer andauernden Umbruchsituation ihr Leben und ihre Berufswahl gestalten, ist aufschlussreich für ein besseres Verständnis moderner Lebensformen. Moderne Gesellschaften zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihre Mitglieder in steigender Zahl (in Folge sozialer Konflikte oder ungebeten) in eine Vorbildlosigkeit¹ entlassen. Das Netz aus sozialen Bindungen, Institutionen und verbindlichen Normen und Idealen, das Individuen in modernen industriellen Gesellschaften eng an vorgezeichnete Lebenswege band, zerreißt teilweise. Zygmunt Bauman schreibt in „Liquid Modernity“ über diese Veränderungen:

„It is such patterns, codes and rules to which one could conform, which one could select as stable orientation points and by which one could subsequently let oneself be guided, that are nowadays in increasingly short supply. It does not mean that our contemporaries are guided solely by their own imagination and resolve and are free to construct their mode of life from scratch and at will, or that they are no longer dependent on society for the building materials and design blueprints. But it does mean that we are presently moving from the era of pre-allocated 'reference groups' into the epoch of 'universal comparison', in which the destination of individual self-constructing labours is endemically and incurably underdetermined, is not given in advance, and tends to undergo numerous and profound changes before such labours reach their only genuine end: that is, the end of the individual's life. These days patterns are no longer 'given', let alone 'self-evident'; there are just too many of them, clashing with one another and contradicting one another's commandments, so that each one has been stripped of a good deal of compelling, coercively constraining powers. And they have changed their nature and have been accordingly reclassified: as items in the inventory of individual tasks. Rather than preceding life-politics and framing its future course, they are to follow it (follow from it), to be shaped by its twists and turns. The liquidizing powers have moved from the 'system' to 'society', from politics to 'life-policies' - or have descended from the 'macro' to the 'micro' level of social cohabitation“ (Bauman 2000, 7).

Der in dieser zeitdiagnostischen Zuspitzung beschriebene Übergang kann als Resultat der veränderten Lebenslaufregime in post-industriellen Gesellschaften, insbesondere im Sinn einer „De-Standardisierung“ von Lebensläufen (vgl. Kohli 1988b), und einer korrespondierenden Werte-Pluralisierung verstanden werden. Bauman betont, dass die neuen ‚Unbestimmtheiten‘ bestehende ‚Ungleichheiten‘ nicht ohne weiteres aushebeln, dass sich allerdings die *Bedingungen* für eine (objektiv und subjektiv) erfolgreiche Lebensführung geändert haben. In seiner Interpretation hat die Pluralisierung – und damit die subjektive Kontingenz – der Werte zu einer neuen Vergesellschaftungsform geführt, die mehr individuelle Verantwortung einfordert, Individuen allerdings in diese Verantwortung entlässt, ohne ihnen von vornherein einen Maßstab des Gelingens an die Hand zu geben. Die Abwesenheit

¹ Mit dieser Metapher ist ein sozialer Sachverhalt gemeint, der über die Geschichte der Sozialwissenschaften hinweg mit einer langen Reihe von Begriffen bezeichnet wurde: Freisetzung, Anomie, Rationalisierung, Risiko, Kontingenz, Komplexität, Unsicherheit.

von unabwendbaren kulturellen Bewertungskriterien zeigt für ihn die Besonderheit der entstehenden Vergesellschaftungsform an. Er beobachtet, dass Muster für „increasingly individualized individuals“ (Bauman 2001) nicht mehr als fertige Lebens-Blaupausen dem Handeln vorausgehen, sondern dass die ‚Politik der Lebensführung‘ *nachträglich* als einem Muster folgend identifiziert und legitimiert werden kann und *muss*. Biographische Deutungen erhalten für die Konstitution sozialer Ordnung größeres Gewicht. Die Erweiterung des Deutungsspielraums unter Verschärfung des Deutungsdrucks ist eine scheinbar paradoxe Anforderung der ‚verflüssigten‘ Moderne. Akteure sind durch neue Lebenslaufregime aufgefordert, Institutionen neu zu interpretieren und ihre Handlungsspielräume auszuloten², obwohl immer weniger Garantien für die soziale Akzeptanz dieser gesellschaftlich eingeklagten individuellen Gestaltungsleistungen gewährleistet werden.

Ich beschäftige mich in dieser Arbeit mit den Erwerbsverläufen, der beruflichen Entwicklung und den biographischen Konstruktionen 1971 geborener junger Erwachsener in Ostdeutschland. Auf der Grundlage der Rekonstruktion von Berufsbiographien lässt sich die Entstehung von Vertrauen bzw. Misstrauen in gesellschaftliche Institutionen und interpersonale Beziehungen nachvollziehen. Die Beschäftigung mit diesem Gegenstand kann als materialer Beitrag zur skizzierten Modernitätsdebatte gelten. Transformationen (bzw. Transitionen³) sind spezielle Formen sozialen Wandels, die Rückschlüsse auf die Form von Modernität überhaupt zulassen. Die Transformationen in Mittel- und Osteuropa haben die institutionellen Ordnungen dieser Gesellschaften stark erschüttert. Die Bewohner dieser Gemeinwesen waren mit der Notwendigkeit der Einrichtung einer neuen institutionellen Ordnung konfrontiert oder mussten sich in dieser Ordnung zumindest zurechtfinden und taten dies mehr oder auch *weniger* bereitwillig und zufrieden. Die Transformation Ostdeutschlands nahm durch ‚Inkorporation‘ der DDR in die BRD und insbesondere durch die Übertragung des westdeutschen Institutionensystems auf Ostdeutschland einen eigentümlichen Verlauf. Die Folgen der Übernahme kommen in den rekonstruierten Biographien zum Tragen.

Gesellschaftlicher Wandel betrifft verschiedene Kohorten auf unterschiedliche Weise und wird unterschiedlich erfahren (vgl. Elder/Caspi 1990). Die *jungen Erwachsenen* der 71er Kohorte in Ostdeutschland nehmen eine Sonderstellung ein. Sie waren wie alle Ostdeutschen vom Verlust institutioneller Garantien und Sicherheiten betroffen; für sie bestand aber

² Man darf nicht außer Acht lassen, dass gesellschaftliche und persönliche (Status-) Aspirationen und die Ressourcen zu ihrer Verfolgung ungleich verteilt sind und dass diese Ungleichverteilung eine Chancendifferenzierung und sogar gesellschaftliche Ausschließungsmechanismen mit sich bringt. Diese Vernachlässigung führt leicht in eine Apologetik der Gegenwartsgesellschaft. Die Diskussion sollte aber gar nicht zwischen den Linien ‚neue Freiheit‘ vs. ‚alte Ungleichheit‘ verlaufen. Damit wird die Pointe des Arguments verfehlt. Individualisierung kann *nicht* sinnvollerweise als eine ‚Entlassung‘ der Individuen ‚aus der Gesellschaft‘ in irgendeine Form schwer vorstellbarer ‚absoluter‘ Freiheit verstanden werden, sondern als ein sich wandelnder und sich verbreitender Modus von Vergesellschaftung, der *neben* den bestehenden Ungleichheiten und sie möglicherweise allmählich transformierend neue Formen gesellschaftlicher Ungleichheiten erzeugt, Ungleichheiten, die allerdings *möglicherweise* leichter und anders zu überwinden sind als frühere Formen. Sinnvolle Auseinandersetzungen sind über optimistische vs. pessimistische Einschätzungen dieser Vergesellschaftungsform, ihre Beschaffenheit oder ihre tatsächliche gesellschaftliche Verbreitung möglich.

³ Ich werde mich nicht mit den terminologischen Schwierigkeiten der Benennung dieser Form sozialen Wandels beschäftigen und benutze aus praktischen Gründen den Ausdruck *Transformation* (vgl. Kaase/Lepsius 2001).

zugleich eine große Chance, sich auf die Möglichkeiten einer neuen institutionellen Ordnung einzulassen, da sie in ihren Berufswegen noch nicht vollends festgelegt waren. Die 71er unterscheiden sich von jüngeren Kohorten, weil sie die DDR als Lebens- und Erwerbskontext noch kennen gelernt haben. Sie haben ihre Ausbildung und in der Mehrzahl auch ihre ersten Berufserfahrungen in der DDR gemacht; zum Zeitpunkt der Wende waren die meisten 18 Jahre alt.

Die Ausgangsvermutung dieser Arbeit besteht darin, dass die Kohorte der 71er nur durch eine Umgestaltung ihrer in der DDR geprägten Erwartungshaltung und Lebensgestaltung mit den genannten institutionellen Erschütterungen zurechtkommen konnte *und* dass sie zugleich die Chance dazu hatte. Diese Chance nimmt in Form eines sich herausbildenden neuen Lebenslaufregimes möglicherweise wiederum normativen Charakter an.

Die Ausgestaltung von Handlungsspielräumen kann einerseits als *Reaktion* auf gesellschaftliche Verhältnisse gelten. Mit diesem Verständnis wird in der Transformationsforschung meist von ‚*Verarbeitungsformen*‘⁴ gesprochen. Es handelt sich aber auch um kreative Aneignungen und Veränderungen des Vorgefundenen! Diese Aneignungsprozesse werden in der Soziologie – seit Simmel – als Formen der *Vergesellschaftung* bezeichnet, um anzuzeigen, dass die Genese von Handlungskompetenz durch eine Formung des Individuums in gesellschaftliche Strukturen ermöglicht wird, dass die dadurch geprägten Personen aber auch wieder auf Gesellschaftlichkeit zurückwirken und so sozialen Wandel mitbeeinflussen. Ich möchte den ‚*Beitrag des Akteurs*‘ gegenüber bloßer Verarbeitung im Sinne einer *Bewältigung* konzeptuell stark machen. Damit werfe ich die Frage auf, inwiefern die biographische Verarbeitung der Wendeereignisse Konsequenzen für den Integrationsmodus der (ost)deutschen Gesellschaft hat⁵. Vertrauen kann als eine Form gesellschaftlicher ‚Solidarität‘ (Durkheim) verstanden werden. Aus biographischen Fallstudien, so meine Vermutung, lässt sich insbesondere die Entstehung von *Vertrauen* rekonstruieren. Dabei meine ich interpersonales Vertrauen und Vertrauen in Institutionen und – konkreter – Organisationen. Für die Transformationsgesellschaften wurde von einigen Seiten ein Mangel an Vertrauen diagnostiziert (vgl. Sztompka 1993, 1995). Dieser Vertrauensmangel schränkt, folgt man der Forschungslage, die Handlungsfähigkeit von Individuen ein und behindert die Entwicklung der Institutionen des Gemeinwesens. Eine Analyse der biographischen Entstehung von Vertrauen und Misstrauen trägt dazu bei, dieses Problem einer wissenschaftlichen Thematisierung und gesellschaftlichen Bearbeitung zugänglich zu machen.

⁴ Der Begriff der Verarbeitung geht auf Sigmund Freud zurück, der von Verarbeitung, Bearbeitung, Ausarbeitung und Aufarbeitung spricht. Dies ist einerseits eine einleuchtende Traditionslinie. Zu denken geben sollte allerdings, dass Freud gerade *nicht* für ausgefeilte Ideen zur Genese *sozialer* Handlungskompetenzen bekannt ist, sondern vor allem für seine Konzepte zur *innerpsychischen* Bearbeitung von Triebrepräsenzen. An diese Traditionslinie anzuknüpfen hilft für soziologische Analysen nur begrenzt weiter. Der Bezug zu George H. Mead scheint mir sinnvoller zu sein.

⁵ Biographieanalytische Ansätze sind in letzter Zeit wieder stärker auf die Wechselwirkung biographischer Sozialisation mit gesellschaftlichen Integrationsmechanismen angewandt worden (z.B. Sennett 1998).

1.1. Die Forschungsfragen

- 1. Wie nutzen junge Erwachsene, die in der DDR aufgewachsen sind, Ressourcen und Sinnggebungspotentiale, um den Wandel der Arbeitsverhältnisse und Gelegenheitsstrukturen in der Transformationsgesellschaft berufsbiographisch zu bewältigen und zu gestalten? Wie artikulieren Sie biographische Identitäten, und welche Aneignung sozialer Welten gelingt ihnen dabei?**
- 2. Inwiefern sind biographische Konstruktionen an der Entstehung von Vertrauen und Misstrauen beteiligt?**

Mit dieser Fragestellung knüpfe ich neben einem lockeren Bezug an modernitätstheoretische Überlegungen, die den theoretischen Hintergrund der gesamten Arbeit abgeben, eng an drei verschiedene Forschungslinien an: Transformationsforschung, Biographieforschung und Forschung zu Vertrauen.

Die Transformation mittel- und osteuropäischer Gesellschaften ist ein großes Forschungsgebiet, das durch verschiedene Perspektiven geprägt ist: Neben der modernisierungstheoretischen Diskussion (als Überblick vgl. Grancelli 1995; Zapf 1995) und einer stärker politologisch orientierten Richtung (vgl. Wiegohs 1997) gibt es einige Sammelbände und eine große Anzahl Zeitschriftenartikel zum Themenkomplex ‚Arbeitsmarkt und Lebensläufe‘. Im Rahmen der Biographieforschung gibt es eine Reihe von Beiträgen (z.B. Alheit 1995, Fischer-Rosenthal/Alheit 1995, Karstein 2000; Kreher 1995). In Sammelbänden zur soziologischen Analyse der Transformation aus verschiedenen Zusammenhängen (Nickel/Kühl/Schenk 1994; Huinink/Mayer 1995; Diewald/Mayer 1996; Esser 2000; Sackmann/Weymann/Wingens 2000; Bertram/Kollmorgen 2001) sind auch Beiträge zur Verarbeitung sozialen Wandels enthalten. Gegenüber vielen Beiträgen gelingt mir allerdings eine umfassendere Kontextualisierung der Biographien im sozialisatorischen Kontext DDR und eine detailliertere Rekonstruktion der gesamten biographischen Dynamik seit der Wiedervereinigung. Ich lehne mich in meiner Auswertung aggregierter Individualdaten auch an Untersuchungen zum Zusammenhang von sozialpsychologischer Indizes und Lebensverläufen (Huinink/Diewald/Heckhausen 1994; Diewald/Huinink/Heckhausen 1996) an.

Trotz dieser Fülle von Veröffentlichungen ist die akteurs- und biographietheoretische Perspektive in der Transformationsforschung unterrepräsentiert. Beiträge, die die Handlungsdimension, Strukturdimensionen und kulturelle bzw. institutionelle Aspekte zusammenbringen sind selten (Alheit 1995, Engler 1992, 1995; Karstein 2001; Zoll 1999). Im Rahmen der Biographieforschung knüpfe ich an Untersuchungen zum Verhältnis von Moderne und Biographie an. In diesem Zusammenhang werde ich theoretisch diskutieren, wie Subjekte mit lebensgeschichtlicher Kontingenz und Unsicherheit umgehen, indem ich die Begriffe der Biographieforschung mit einer pragmatistischen handlungstheoretischen Konzeption verbinde. Die Nutzung situativer Ressourcen, individuell erworbener Kompetenzen und die Interpretation von Erfahrung sollen dabei gleichermaßen in ihrer konstituierenden Funktion für die Artikulation von biographischer Identität und der Aneignung sozialer Welten rekonstruiert werden. Durch eine konzeptuelle Sensibilität für diese Aspekte biographischer Vergesellschaftung möchte ich zur Beantwortung der Frage beitragen, wodurch der biographi-

sche Deutungs- und Handlungsspielraum in Situationen kultureller und gesellschaftlicher Kontingenz begrenzt oder erweitert wird.

Die dritte Forschungsrichtung, an die ich anschlieÙe, ist die in den letzten Jahren verstärkte Beschäftigung mit der Frage des *Vertrauens* als Medium sozialer Koordination (Luhmann 1989; Hartmann 2001). Die Forschung zu Vertrauen schließt an die angloamerikanische Diskussion über Sozialkapital an (Coleman 1990; Putnam 1995) und teilt mit dieser ein Interesse an den Bedingungen sozialer Kooperation und demokratischen Engagements. Eine Verbindung dieser breiten Diskussion mit der Biographieforschung hat noch kaum stattgefunden. Auch in der deutschen Transformationsforschung hat das Thema noch nicht Fuß gefasst. Ich werde in meiner Arbeit den biographischen Ansatz mit der theoretischen Diskussion über Vertrauen verbinden und aufzeigen, wie die (in diesem Fall: beruflichen) Vergesellschaftungsformen eines Gemeinwesens mit dem Beitrag der Akteure zusammenhängen. Es scheint Konsens zu sein, *dass* in allen Transformationsgesellschaften ein Vertrauensdefizit existiert. Wie sich dieser Vertrauensmangel konkret entwickelt, ist jedoch noch nicht überzeugend gezeigt worden. Die Hoffnungen, dass sich das Misstrauen gegenüber den neuen Institutionen nach einer Zeit der ‚Eingewöhnung‘ (von selbst) verflüchtigt, wird sich im Licht meiner Analyse als Täuschung herausstellen. Die Verbreitung des Neonazismus in Ostdeutschland ist vielleicht nur die extremste und aggressivste Form gesellschaftlichen Misstrauens, das die Entfaltung positiver ökonomischer und kultureller Potentiale in Ostdeutschland behindert.

1.2. Die Vorgehensweise

Ich kombiniere in dieser Arbeit quantitative und qualitative Auswertungsverfahren, wobei der Schwerpunkt der Analyse auf einer biographieanalytischen Herangehensweise liegt. Eine Klassifizierung von Erwerbsverläufen, die im Rahmen der am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin angesiedelten Studie „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ mit Hilfe einer retrospektiven Längsschnitterhebung erhoben wurden, bildet die Grundlage für die Auswahl meiner Gesprächspartner für (berufs-)biographische Interviews. Eine anschließende Analyse des Zusammenhangs von Erwerbsverläufen und soziologisch relevanten psychologischen Variablen dient dabei zur vorläufigen Überprüfung der Hypothese, dass die Wahrnehmung beruflicher Chancen Teil des sich herausbildenden Lebenslaufregimes der Transformation darstellt. Drei Fallrekonstruktionen bilden den Kern der empirischen Arbeit: Herr Schneider, Frau Tal und Herr Stift. Ich werde folgendermaßen vorgehen:

Im zweiten Kapitel diskutiere ich die sozialstrukturellen und normativen Bedingungen, in deren Rahmen sich Berufsbiographien entfalten. Im dritten Kapitel gehe ich darauf ein, inwiefern gesellschaftliche Differenzierungsprozesse auf vertrauensvolle soziale Beziehungen angewiesen sind. Eine Reihe von Ansätzen zu Vertrauen wird diskutiert, um schließlich einen phänomenologisch-wissenssoziologischen zu favorisieren, da er an die biographische Methode am besten anschließt. Im vierten Kapitel gehe ich in einer ausführlicheren Diskus-

sion auf biographietheoretische Elemente ein, die für die Analyse von Berufsbiographien in der Transformation wichtig sind. Vorweggeschickt ist eine Darstellung verschiedener theoretischer Ansätze mit einer ausführlicheren Darstellung der schließlich gewählten; eine Verbindung von Biographieforschung und pragmatistischer Handlungstheorie. Zum Abschluss dieses Kapitels diskutiere ich, welchen Stellenwert Kontingenzerfahrungen in biographischen Konstruktionen haben. Ein Exkurs zu psychologischen Kontrollkonstrukten bereitet die darauf folgende Entwicklung eines theoriegeleiteten Tableaus von Kontrollstilen vor. Im fünften Kapitel stelle ich meine methodische Vorgehensweise vor. Im sechsten Kapitel diskutiere ich die quantitativen Ergebnisse zum Zusammenhang von Berufsverläufen und Einstellungen zur Arbeitswelt und der eigenen Leistungsfähigkeit. Darauf folgen drei hermeneutische Fallrekonstruktionen. In den Fallstudien beschreibe ich objektive berufliche Strategien, die Konstitution von (berufs-) biographischen Identitätsformen und die Entstehung oder Erosion von Vertrauen in Institutionen. Die aus den Fallstudien gewonnenen Typenfiguren werden dann in einem Fallvergleich aufeinander bezogen und in Hinblick auf die Theorie akzentuiert, insbesondere daraufhin, ob es eine gesellschaftliche Hintergrunddynamik des Vertrauensverlusts gibt, die sich bei allen Befragten durchsetzt.

2. Strukturelle Dimensionen der ostdeutschen Transformation

Die jüngeren Kohorten der DDR Gesellschaft mussten in den achtziger Jahren Karriereblockaden hinnehmen (Solga 1995, 21). Für die Kohorte der 71er brachte die Wende eine Erweiterung von Mobilitätschancen mit sich, die allerdings durch die in der Mehrzahl bereits abgeschlossenen Erstausbildungen nur unter in Kaufnahme von Risiken wahrgenommen werden konnte. Auch wenn die Wende eine Aufhebung von Mobilitätsschranken mit sich brachte, folgten eine Reihe von institutionellen Erschütterungen, mit denen die 71er zurechtkommen mussten und deren Tragweite sich vor allem relativ zum Lebenslaufregime und der Erfahrungsbasis des Lebens in der DDR erweisen kann. In diesem Kapitel sollen die Veränderungen der Sozialstruktur Ostdeutschlands, insbesondere des Arbeitsmarkts, sehr allgemein dargestellt werden. Dabei soll klarer werden, mit welcher Erfahrungsgrundlage die Befragten in der Transformation ‚ankamen‘, welche impliziten oder expliziten Erwartungen sie aufgrund dieser Erfahrungen mit sich geführt haben könnten und welche Opportunitätsstrukturen sie schließlich nach 1989 vorfanden.

Diese Sachverhaltsdarstellungen haben einen hohen Allgemeinheitsgrad; sie dienen als Anhaltspunkt für die Operationalisierung von Kriterien für unterschiedliche Lebensverläufe. Sie sensibilisieren außerdem für den strukturellen Hintergrund von biographischen Deutungen der befragten Akteure, der in den Fallstudien herausgearbeitet werden soll. Ich habe einen differenzierungstheoretischen Bezugsrahmen gewählt, da sich in dieser Perspektive Anchlüsse sowohl an biographietheoretische Überlegungen sowie an biographische Fallrekonstruktionen knüpfen lassen.

Zunächst stelle ich ein differenzierungstheoretisches Konzept der Transformation vor. Die darauf folgende Thematisierung von Gelegenheitsstrukturen ist notwendig, um die biographischen Gestaltungsspielräume, wie sie sich für die Akteure darboten, in den Blick zu bekommen. (vgl. Kohli 1994, 54) Eine Berücksichtigung der Mehrebeneneinbettung bzw. Verflechtung von Lebensverläufen komplementiert die beiden genannten Ansätze. In einem zweiten Teil gehe ich konkreter auf die Bedingungen der 71er Kohorte ein, wobei ich mich an strukturellen Bedingungen und für Berufsbiographien strukturbildende Erfahrungen orientiere.

2.1. Von der ‚geschlossenen Organisationsgesellschaft‘ zur offenen Gesellschaft mit Krisenerscheinungen

Die DDR war ein widersprüchliches Staatsgebilde. Einerseits einer der europäischen Industriestaaten mit zudem einer der höchsten Erwerbsbeteiligungen Europas, andererseits eine „geschlossene Organisationsgesellschaft“, wie Detlef Pollack die DDR charakterisiert (Pollack 1990)⁶. Er meint damit, dass die gesellschaftlichen Beziehungen und Allokationsmechanismen einer „organisationsspezifischen Logik“ gefolgt haben. Die Allokation von Positionen und die Regulation von Austauschprozessen wird in einer organisationellen Logik nicht durch Kommunikationsmedien wie Geld, Macht und Recht geleistet, sondern über das Primat des politischen Machtprinzips. Es wurde damit, so Pollack, ein unlösbarer Widerspruch zwischen den Anforderungen moderner gesellschaftlicher Entwicklungen mit den dazu notwendigen Differenzierungsprozessen einerseits und einem inflexiblen Machtapparat andererseits zementiert. Der hohe Grad gesellschaftlicher Regulierung wurde durch ein umfassendes System sozialer Sicherung legitimiert. Im paternalistischen Wohlfahrtsstaat wurde durch Arbeitsplatz- und Einkommenssicherheit, niedrige Mieten und verbilligte Fürsorgeleistungen ein geruhames Klima der materiellen Grundversorgung, die der Staat garantiert, geschaffen. Aufgrund von Arbeitsplatzgarantien, innerbetrieblichen Mobilitätschancen, aber eben auch durch Mobilitätshindernisse, blieben die meisten Erwerbstätigen für Jahrzehnte, wenn nicht ein ganzes Arbeitsleben bei ‚ihrem Betrieb‘, so dass sich vielfältige Beziehungen zu den Kollegen entwickeln konnten, die nicht an den Werktoeren endeten. Der Betrieb war nicht nur Ort der Produktion. Den Betrieben waren Kinderkrippen und -gärten, Erholungseinrichtungen, Betriebsberufsschulen, Institutionen der Erwachsenenbildung und medizinischen Betreuung zugeordnet. Die Vergabe von Wohnungen, von Urlaubsplätzen, Kuren und die Delegierung zum Studium erfolgte teilweise über den Betrieb. Außerdem wurden kulturelle Aktivitäten und Freizeitgruppen durch die Betriebe gefördert (für aufschlussreiche Beispiele vgl. Becker/Merkel/Tippach-Schneider 2000): „Die soziale Landkarte der DDR war eher durch Betriebe als durch Wohnorte zusammengesetzt“ (Kohli 1994, 43).

Die Kehrseite langfristiger Planbarkeit der Personalwirtschaft war eine drastische Reduktion sozialer und wirtschaftlicher Dynamik (Hübner 1994). Auch die alte Hoffnung der sozialisti-

⁶ Vgl. für eine Übersicht von jüngeren Analysen des Staates DDR Huinink (1995).

schen Tradition, durch die Entlastung der Arbeiterschaft würden Zeit und Muße geschaffen für kulturelle Produktion und die ästhetisch-praktische Selbsterschaffung des sozialistischen Menschen, erfüllten sich nicht im erwarteten Maß. Die Gängelung durch Parteibürokraten und die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit führten zum „Bedürfnis einer vom Kollektiv nochmals abgeschotteten, sorgsam gehüteten Binnenwelt: der Nische, die [...] vor allem innerhalb der Familienbeziehungen zu vermuten ist“ (Diewald 1995, 232). Die Abgrenzung der Kollektive von der steuernden Elite und die nochmalige Abtrennung der Kreise intimer Kommunikation vom immer auch diskursiv überwachten Kollektiv spricht dafür, dass DDR-Bürger (besonders) wenig Erfahrungen mit einer Öffentlichkeit gemacht haben, in denen Erfahrungen ergebnisoffen diskutiert oder gar umgesetzt werden konnten.

Haben sich diese Erfahrungen von ‚Nestwärme‘ einerseits und Misstrauen andererseits nach der Wende im Leben der ehemaligen DDR-Bürger und damit in der Transformationsgesellschaft fortgeschrieben? Die Wirkung dieser Bedingungen hängt sehr wahrscheinlich von der Positionierung in der DDR-Gesellschaft ab, also von der Statusposition und von der Nähe zum politischen System der DDR. Im Zuge der Wiedervereinigung wurde das westdeutsche Institutionensystem in die ehemalige DDR verpflanzt, so dass von einer „Inkorporation“ (Mayer 2001) der DDR gesprochen werden kann. Mit dieser weitgehenden Ersetzung des Institutionengefüges wurden Medien gesellschaftlicher Koordination ausgewechselt. Vom dominanten Steuerungsmedium politischer Macht wurde auf eine stärker funktionale Ausdifferenzierung und ihre Medien umgestellt. Die relativen Renditen politischer Loyalität sanken damit, politische Loyalität als Laufbahnkapital wurde entwertet. Eine wichtige Veränderung war die Entstehung eines hauptsächlich monetär regulierten Arbeitsmarkts (Diewald/Solga/Goedicke 1999). Die Übertragung des institutionellen Rahmens der BRD nach der Wiedervereinigung war als ‚Schocktherapie‘ konzipiert, die ein zweites Wirtschaftswunder ermöglichen sollte. Die Privatisierungsstrategie der Treuhand, verglichen mit einer staatlich kontrollierten Strategie der Rekonstruktion (Brückner 1995, Stark/Bruszt 1998), sorgte dafür, dass die Privatisierung und teilweise Liquidierung von Unternehmen bis 1993 weitgehend abgeschlossen war (Ebd., 7). Die Zeit zwischen 1989 und 1992 war durch den Zerfall der alten Beschäftigungsstrukturen geprägt. Insbesondere die Industriearbeiter mussten starken Arbeitsplatzabbau hinnehmen, während Angestellte weniger stark betroffen waren (Lutz/Grünert 1996, 99). Von den Industriearbeitern waren 1993 nur noch rund ein Drittel in Industrie und Handwerk tätig, während 10% in den Handel, 9% in die öffentliche Verwaltung und 8% ins Baugewerbe wechselten (Ebd.). Diese Zahlen lassen auf eine rapide Tertiarisierung schließen.

Diese Sicht der Dinge legt ein Verständnis der Transformation als nachholende Modernisierung nahe. Dazu Wolfgang Zapf: „Transformation und Transition sind Modernisierungsprozesse, die sich vor den offenen Modernisierungsprozessen dadurch auszeichnen, dass das Ziel bekannt ist: die Übernahme, Errichtung, Inkorporation von modernen, marktwirtschaftlichen, rechtsstaatlichen Institutionen“ (Zapf 1992, 94). Diese Position sah für Osteuropa eine baldige Verwirklichung westlicher Lebensstandards, Einführung rationaler Prozeduren und

Institutionalisierung demokratischer Verhältnisse voraus. Das optimistische Bild muss allerdings teilweise revidiert werden. Bei der ostdeutschen Transformation handelt es sich um einen widersprüchlichen Modernisierungspfad. Dafür gibt es drei Anhaltspunkte:

Die De-Industrialisierung hat zu einem Einbruch im Beschäftigungsumfang geführt, der in Form hoher Arbeitslosigkeit bis heute anhält. Bei der prognostizierten Tertiarisierung handelt es sich vor allem um eine *passive* Tertiarisierung, durch den Arbeitsplatzverlust in anderen Bereichen hervorgerufen. Die verschärfte weltweite Konkurrenz um Güter und Kapital widerspricht Hoffnungen auf eine rasche Konsolidierung der ostdeutschen Wirtschaft.

„Der Import westlicher Steuerungsinstrumente und westlicher Eliten (in der Privatwirtschaft wie den öffentlichen Institutionen) wird von vielen als „Kolonisierung“ gewertet, die Umverteilung von Finanzmitteln von West nach Ost – als Solidarbeitrag bezeichnet – macht in den Augen vieler Ostdeutscher die kollektive Ungleichheit nur noch deutlicher“ (Bromba/Edelstein 2001, 28). Viele Ostdeutsche sind über den ‚ready-made-state‘ (Rose 1996) unzufrieden. Die Diagnose zeigt, dass Unzufriedenheiten mit den heutigen Verhältnissen im Beitrittsgebiet primär dem fehlgeschlagenen Verhältnis von West- und Ostdeutschland zugerechnet werden.

Ein weiteres Indiz für die Widersprüchlichkeit des eingeschlagenen Modernisierungspfads, ist die Tatsache, dass in Bereichen, in denen die DDR einen Modernisierungsvorsprung hatte, beispielsweise auf dem Gebiet der Kinderbetreuung und der Gleichberechtigung der Geschlechter, Errungenschaften der DDR mit ihr abgeschafft wurden.⁷ Auch Zapf merkt zu einem späteren Zeitpunkt kritisch an, dass die Angliederung der DDR an die BRD möglicherweise endogene Entwicklungspotentiale verschüttet hat (Zapf 1994).

Nach dieser allgemeinen Darstellung der Transformation stelle ich jetzt in einem theoriezentrierten Abriss Elemente einer Beschreibung der Transformation vor, die den Anschluss an das biographietheoretische Kapitel und die Fallstudien gewährleistet.

2.2. Theoriezentrierte Diskussion der Transformation: Differenzierung und Gelegenheitsstrukturen

Die Vorteile des Differenzierungskonzepts

Die Theorietradition (zur Übersicht vgl. Schimank 1996) gesellschaftlicher Differenzierung ist durch ihre Thematisierung des Verhältnisses von Akteuren und Sozialstruktur zur Beschreibung der Transformation und ihrer Auswirkung auf Biographien geeignet. Differenzierungstheoretische Konzepte zielen darauf ab, Veränderungen in der Form sozialer Handlungskoordination zu erfassen, die mit zunehmender gesellschaftlicher Arbeitsteilung einhergehen. Diese Arbeitsteilung kann in modernen Gesellschaften als ‚teilsystemische Ausdifferenzierung‘ beschrieben werden. Damit ist gemeint, dass Handlungssphären gesellschaftli-

⁷ Man könnte hier von einem Ineinander von Differenzierungs- und auch Entdifferenzierungsprozessen sprechen.

che Bezüge verlieren und dafür freigesetzt sind, nur noch ihren eigenen Leitwerten, bzw. „Codes“ (Luhmann 1984) zu folgen. Die Ökonomie darf sich so legitimerweise auf das Erwirtschaften von Gewinn beschränken, die Wissenschaft auf die Produktion von Erkenntnis, die Kunst auf ästhetische Maßstäbe etc. Die Ausdifferenzierung wird auf der individuellen Ebene anhand von Rollendifferenzierung deutlich. Die Ausdifferenzierung institutioneller Handlungsmuster ist in dieser Perspektive mit der Herausbildung sozialer Identitätsmuster verbunden. Individuen sehen sich aufgefordert, entsprechende Kompetenzen auszubilden, um die Funktionsanforderungen ausdifferenzierter Subsysteme wie Ökonomie, Recht, Wissenschaft, Politik, Bildung, etc. erfüllen zu können. Parsons hat diese Selbstregulierung, die den Individuen nicht nur ermöglicht, sondern abverlangt wird, „institutionalized individualism“ (Parsons 1967, 29ff.) genannt. Sie ist nach Parsons nicht nur utilitaristisch, sondern hat auch einen obligatorischen Aspekt von Solidarität. Es handelt sich um eine „institutionalized order in which individuals are expected to assume great responsibility and strive for high achievement [...]“ (Ebd., 30).⁸

Mit diesem Blick auf Verantwortlichkeit schließt Parsons an Durkheim an. Durkheim stellte die Frage, welche Arten von gesellschaftlicher Integration zu unterschiedlichen Differenzierungsprinzipien passt. Er unterschied zwischen *mechanischer Solidarität*, die den primären Integrationsmodus in segmentär differenzierten Gesellschaften ausmacht, und *organischer Solidarität*, die in Gesellschaften mit funktional differenzierter Arbeitsteilung vorherrschend ist (Durkheim 1992, 135ff.). Organische Solidarität, die weitaus flexiblere und universellere Form von Solidarität, ergibt sich nur, „wenn jeder ein ganz eigenständiges Betätigungsfeld hat, wenn er also eine Persönlichkeit hat. Das Kollektivbewusstsein muss also einen Teil des Individualbewusstseins freigeben, damit dort spezielle Funktionen entstehen, die es nicht regeln kann“ (Ebd., 183). Durkheims Thesen zur Erklärung der Entstehung organischer Solidarität sind nicht überzeugend, aber folgende zwei Ideen können festgehalten werden: 1. Differenzierungsprozesse werfen Integrationsprobleme auf, die nicht durch eine gesteigerte Funktionalität der Systeme selbst gelöst werden können. Erst die Komplexität individueller Entscheidungsprobleme, wenn sie nicht mehr durch implizit geteilte Wissensbestände getragen werden, regt die Entstehung von Formen universeller Moral an. Im Kapitel über Vertrauen greife ich die These wieder auf.

Auch in der Lebensverlaufsforschung wird die differenzierungstheoretische Perspektive neben der Perspektive sozialer Ungleichheit für zentral gehalten: „Die Lebensverlaufsforschung unterstellt einen engen Zusammenhang zwischen der personenbezogenen, institutionellen Differenzierung und der Ausbildung sozialer, intersubjektiv vermittelter Identitäten (Berger/Luckmann 1966)“ (Mayer 1987, 61).

Differenzierung und Transformation

Aus einer differenzierungstheoretischen Perspektive kann die Transformation als Umstel-

⁸ Vgl. auch Schimank 1996, 117f.

lung von einer übergreifenden Dominanz des Steuerungsmediums der Macht auf subsystemspezifische Medien, insbesondere Geld beschrieben werden (Diewald/Solga/Goedicke 1999, 1). Diese Umstellung hat eine Erweiterung individueller Handlungsoptionen zur Folge, die allerdings nur mit entsprechenden Handlungskompetenzen wahrgenommen werden können.

Die soziologische Modernisierungstheorie geht von einem anzustrebenden Passungsverhältnis von individuellen Motivlagen und systemischen Anforderung aus: „the shaping and maintenance of the appropriate motivational commitments of individuals in the society“ in Parsons Terminologie. (Parsons 1972). Diese modernitätstypischen ‚commitments‘ lassen sich durch dichotom konstruierte analytische Orientierungsdimensionen von Rollenhandeln, durch „pattern variables“ charakterisieren (vgl. Schimank 1996, 85).

- affektiv neutrale (vs. affektiv gefärbte) Orientierung
- individualistische Interessenverfolgung (vs. kollektivistische Ausrichtung)
- die Beachtung universalistischer Standards (vs. partikularistischer Standards)
- Ausrichtung auf funktional spezifische Erwartungen (vs. diffuse Erwartungen)
- Erfüllung von Leistungskriterien (vs. zugeschriebene Attribute)

Die erst genannten sind spezifisch moderne Handlungsorientierungen, letztere tendenziell traditionalistisch. Im Zuge der Transformation werden den Individuen verstärkt modernistische Orientierung abverlangt. Gleichzeitig können sich Akteure an diesen Herausforderungen abarbeiten und Identitäten herausbilden.

Eine Ambivalenz der Moderne: Differenzierung und gesellschaftliche Ungleichheit

Die differenzierungstheoretische Perspektive wurde in gesellschaftstheoretischen Diskussionen (bspw. zwischen Luhmann und Habermas) nicht selten als Gegenpart zur Perspektive gesellschaftlicher Ungleichheit empfunden (Schimank 1996). Differenzierungstheoretisch geprägte empirische Arbeiten der letzten Jahre (Brose/Wohlrab-Sahr/Corsten 1993; Wohlrab-Sahr 1993) haben gezeigt, wie Differenzierungstheorie mit einer Ungleichheits-Perspektive verbunden werden kann (vgl. auch Degele 1999).

Die Perspektive der Gelegenheitsstrukturen

Gesellschaftliche Differenzierungsprozesse erweitern im Allgemeinen die Handlungsfähigkeit von Akteuren. Die Ausweitung von Gelegenheiten ist ein Grundzug der Moderne. Enttraditionalisierung und leistungsgesellschaftliche Prinzipien eröffnen dem Einzelnen im Vergleich zu traditionellen Gesellschaften vielfältige Optionen – die sich Individuen als zeitlich begrenzte ‚Gelegenheiten‘ anbieten. Differenzierungsprozesse bringen erweiterte Gelegenheitsräume, aber auch eine verstärkte Regulierung dieser Räume mit sich (bspw. durch den Kredentialismus im Bildungssystem). Gesellschaftliche Allokationsmechanismen zeigen

sich in der Innenansicht des Akteurs als ‚Gelegenheiten‘⁹. Gelegenheiten bzw. Opportunitäten können sich für Individuen, Kollektive, oder Kohorten bieten (Mannheim 1928). Berufliche Gelegenheitsstrukturen ergeben sich aus den Zugangsbedingungen für berufliche Positionen. Sowohl die formale Organisation des Arbeitsmarktes, als auch die konjunkturelle Situation und der sektorale Wandel zeigen sich einem rational entscheidenden Akteur als Gelegenheiten, die Grundlage der Handlungsplanung sind. Gelegenheitsstrukturen haben aber auch eine potentiell normative Seite. Für moderne Individuen ist die Wahrnehmung oder Ablehnung von Opportunitäten auch begründungspflichtig.

Die Mehrebenen- oder „Verflechtungs“perspektive

Diese Perspektive (Mayer 1987; Born 2001) fordert eine systematische Berücksichtigung der Bedingungen und Verläufe, die außerhalb von „Binnenverläufen innerhalb institutionalisierter Lebensbereiche“ (Mayer 1987) auf diese Binnenverläufe einwirken und diese strukturieren. Sie fordert eine *tiefe Einbettung* von Binnenverläufen, wie ich es nennen möchte. Insbesondere die feministische Perspektive auf Lebensläufe und ihre Institutionalisierung hat ein scharfes Licht auf die kulturellen Dimensionen *und* institutionellen Arrangements geschlechtsspezifischer Lebenslaufregimes geworfen. Das Konzept einer „Verflechtung oder Relationalität von Lebensläufen“ (Born 2001) geht davon aus, dass sogenannte ‚private‘ Entscheidungen für Partnerschaft, Kinder, die Pflege von Angehörigen nicht nur weitreichende Folgen für die Lebensverläufe von Männern und (meist) Frauen haben, sondern dass diese Entscheidungen sowohl kulturell strukturiert sind als auch durch institutionelle Bedingungen und geschlechtsspezifisch variierende Ressourcenausstattungen nicht zufällige Nebenbedingungen sind, sondern einen systematischen Stellenwert bei der Konstitution geschlechts- und generationsspezifischer Lebenslaufregime haben. Dabei muss zwischen verschiedenen Ebenen – Individuum-Individuum (z.B. Paarbeziehungen), Individuum-Institution (z.B. Einstellungspraxis der Betriebe) und Institution-Institution (z.B. Gewerkschaften-Arbeitgeberverbände) – unterschieden werden (vgl. Born 2001).

Insbesondere berufsbiographische Studien laufen Gefahr, Geschlechts- und Generationenbeziehungen als Strukturkategorie zu verfehlen und damit ein androzentrisches Modell der Vollerwerbstätigkeit als Normalfall zu unterstellen. Ich werde also versuchen, die Verflechtungen von Lebensläufen systematisch zu berücksichtigen.

2.3. Problemzentrierte Darstellung der Transformation: Sozialstrukturelle und sozialisatorische Bedingungen der 71er-Kohorte

Welche Dimensionen weisen Differenzierungsprozesse und andere Strukturwandlungen in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft *in Bezug auf die 71er Kohorte* auf? Wie haben sich ihre Gelegenheitsstrukturen verändert? Neben der Darstellung dieser Aspekte der

⁹ Dadurch können auch subjektive ‚Kosten‘, wie sie ein bestimmter Habitus in seiner Unangemessenheit für bestimmte Kontexte mit sich bringt, zur Gelegenheitsstruktur gezählt werden.

Transformation werde ich darauf eingehen, welche *normativen* Anforderungen die Transformation an die beruflichen Akteure stellt.

Ziel des folgenden Abschnitts ist im Gegensatz zum vorhergehenden *theoriezentrierten* Abriss eine *problemzentrierte* Darstellung der Transformation. Dabei soll der Prozess der ostdeutschen Transformation im Hinblick auf strukturgebende sozialisatorische Kontexte, Veränderungen der Gelegenheitsstrukturen und Veränderung des typischen Lebenslaufregimes dargestellt werden.

A) Laufbahnkapital: Kompetenzerwerb, Ressourcen, Marginalität und andere chancendifferenzierende Bedingungen

Aus der Lebenslaufperspektive wird die Erhaltung, Entwertung und Umwertung von individuellem ‚Laufbahnkapital‘ (Diewald/Sørensen 1994) berücksichtigt. Die in der DDR gemachten Sozialisierungserfahrungen wirken differenzierend auf die Fähigkeit zur Bewältigung der Probleme, denen sich die Erwerbstätigen im Lauf der Transformation ausgesetzt sehen (Grünert 1996a, Diewald/Sørensen 1994, Diewald/Solga/Goedicke 1999). Individuelle Bewältigungspotentiale und Chancendifferenzierung hängen von der relativen Position des in der DDR gewählten Berufs, von erworbener Berufs- und Mobilitätserfahrung und von gleichfalls in der DDR- und Transformationsgesellschaft erworbenen habituellen Kompetenzen ab. Diese werden sowohl intergenerationell transferiert als auch innerhalb von Karrieren wirksam. Dabei steht zur Frage, „inwiefern - als Paradoxon der Einverleibung in eine sich meritokratisch verstehende Gesellschaft - jetzt askriptive (Hervorhebung d. Autoren), also nicht-meritokratische Merkmale eine neue Rolle bei der Zuweisung von Erwerbchancen spielen. Welche Rolle spielt das Kapital der Systemtreue zur DDR?“ (Diewald/Sørensen 1994). Systemtreue konnte als Kapital eingesetzt werden, bspw. um an begehrte Ausbildungsplätze zu kommen. Allerdings konnten lediglich die zwischen 1930 und 1940 Geborenen bei ihren Karrierebemühungen allein von Systemtreue profitieren; die späteren Kohorten mussten dazu zugleich aus einer der sozialistischen Dienstklassen stammen (Solga 1995, 212). Diewald und Sørensen (1994) fanden heraus, dass sich die Ressource der Systemtreue nach der Wende als Nachteil herausstellte, allerdings nur soweit, als Statusgewinne, die nur durch Systemloyalität und nicht durch das Qualifikationsniveau gedeckt waren, nach der Wende zunichte gemacht wurden. Welche Folgen könnte ein Mangel an Systemtreue oder gar eine *Marginalität* in der DDR-Gesellschaft nach der Wende gehabt haben? Möglicherweise stellt die Erfahrung von Marginalität sogar eine Ressource für die Entwicklung angemessener beruflicher Strategien dar; allerdings wäre auch eine gegenteilige Wirkung plausibel, da eine Marginalisierung oft mit einem Verlust an Selbstwertgefühl verbunden ist.

In der DDR hilfreiche Ressourcen und Kompetenzen, sind auf den Arbeitsmärkten des wiedervereinigten Deutschland möglicherweise nicht mehr zu gebrauchen und umgekehrt. Die Dynamik der Aufwertung, Umwertung und Entwertung von Laufbahnkapital muss deshalb bei den Fallrekonstruktionen berücksichtigt werden.

B) Die Veränderung von Gelegenheitsstrukturen nach der Wende

Durch die ‚Rückkehr zu Arbeitsmärkten‘ hat sich die Situation für junge Berufsanfänger im Beitrittsgebiet grundlegend geändert (Grünert 1996b; Diewald/Solga/Goedicke 1999). Im paternalistischen Wohlfahrtsstaat, der umfassende Sicherheitsgarantien bot, waren die DDR-Bürger von der Aufgabe der Existenzsicherung weitgehend entlastet (vgl. Diewald 1999). In der DDR waren betriebliche Mobilität oder gar Berufswechsel Sonderaktivitäten Einzelner, die weder gefordert, noch erwünscht waren (vgl. Grünert 1996a, 38ff.). Mit der Einführung von Arbeitsmärkten sind Chancen, aber auch oft Zwänge zur beruflichen Umorientierung entstanden. In dieser Konstellation tritt für die 71er der Verlust einer Garantiesituation und eine beschränkte Öffnung von in der DDR versperrten Mobilitätschancen ein:

Der feste Übergang zwischen Ausbildung und Berufsarbeit bestand für die Kohorte der 71er nicht mehr (vgl. Bertram 1994). Die jungen Facharbeiter und Angestellten, in der Mehrheit erst 1989 eingestellt, waren als erste Gruppe von den großen Entlassungswellen betroffen. Zum Teil sind sie für Arbeitsplätze ausgebildet worden, die es in der transformierten Ökonomie nicht mehr gibt, zum Teil auch in industriellen Berufen, die durch die Rationalisierung der Reste der industriellen Produktion kaum noch benötigt waren. Andererseits hatten sie aber auch die Chance, eine berufliche Umorientierung relativ leicht zu bewerkstelligen. Da die meisten 1989 noch keine Familien gegründet hatten, war ihr finanzieller Bedarf geringer als der älterer Beschäftigter. Auch hatten die meisten noch keinen eigenen Haushalt gegründet und daher neben dem geringeren finanziellen Bedarf auch keine etablierten Ansprüche auf Standards eines erreichten Lebensstils. Die persönlichen Verluste an bisherigen Lebenslaufinvestitionen durch eine Umorientierung waren für diese Gruppe *relativ* gering.

Je nach Kompatibilität der Qualifikationen, der Möglichkeiten zur Weiterqualifikation, der bisherigen Ausbildungsinvestitionen und der Entwicklung einzelner Branchen sind differenzierte Opportunitätslagen zu veranschlagen. Allgemein bot die Marktliberalisierung der Allokation von Arbeit und auch eine Öffnung des Bildungssystems eine verbreiterte Chancenstruktur. Für die 71 Geborenen bestand zumindest theoretisch die Möglichkeit, das Abitur nachzuholen. Auch die Öffnung der Universitäten für bestimmte Berufsgruppen ohne Abitur bot neue Chancen, die allerdings in geringerem Maß als erwartet realisiert wurden (Diewald/Sørensen 1994). Das am einfachsten zu nutzende Angebot bestand in der Wahrnehmung von finanzierten Umschulungen und der Arbeit im Rahmen von ABM-Maßnahmen.¹⁰

¹⁰ Die Transformationsliteratur unterscheidet zwei Zeiträume unterschiedlicher Quantität und Qualität von Arbeitsmarktmobilität. Zwischen 1990 und Mitte 1992 existierten relativ gute Chancen für Betriebs- und Berufswechsel, die schon kurze Zeit später nicht mehr möglich waren. Dieser Zeitraum wird auch als ‚Gelegenheitsfenster‘ der Transformation bezeichnet (Diewald/Solga 1997, 197; Lutz 1997, 440). Solga, Diewald und Goedicke (2000) haben allerdings herausgearbeitet, dass dieses ‚Gelegenheitsfenster‘, auch ein ‚Risikofenster‘ war. Diese Thesen können mit meinem methodischen Vorgehen weder bestätigt noch widerlegt werden. Meine Ergebnisse können aber aufzeigen, wie sich frühe oder verzögerte Übergänge in den Beruf oder in Zweit- und Mehrfachausbildungen auf der biographischen Seite des Lebenslaufs auswirken.

Dieses optimistische Bild muss allerdings in entscheidenden Punkten korrigiert werden. Erstens muss berücksichtigt werden, dass sich die Position der Herkunftsfamilie in der Ungleichheitsstruktur der DDR (vgl. Solga 1995) auf die beruflichen Chancen der Kinder auswirkt. Die Ausstattung mit sozialem und kulturellem Kapital ist auch für diese Kohorte ungleich verteilt. Die Verfügbarkeit von hilfreichen Hinweisen aus sozialen Netzwerken, die Bildungsausstattung und das durch Familie und Milieu vermittelte Selbstwertgefühl hing stark von der sozialen Position der Herkunftsfamilie in der DDR ab (Diewald 1993, 3).

In Bezug auf die Dimension Geschlecht fragen Diewald und Sørensen (1994, 3): „Definieren Geschlecht, Elternschaft oder die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geburtsjahrgang neue Chancen und Barrieren, und inwiefern hat sich ihre Bedeutung im Vergleich zu der Situation in der DDR geändert?“ Die institutionelle Absicherung gleichberechtigter Erwerbschancen für Männer und Frauen war eine der Besonderheiten des Beschäftigungssystems der DDR. Die DDR ähnelte in dieser Hinsicht Ländern wie Frankreich und Schweden mehr als der alten Bundesrepublik. Mit der Wende hat sich dies zum Schlechteren verändert.¹¹ Durch die Abschaffung vieler Maßnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf (Mayer 1994, 28, Drexel 1997, 221f.) haben sich die Bedingungen der Berufsausübung vor allem für weibliche Erwerbstätige erschwert. Die Optionsräume sind damit besonders für Frauen erheblich verengt.

C) Soziale Sicherung und neue Lebenslaufregimes: normative Dimensionen der Transformation

Welche Form von Lebenslaufregime¹² kristallisierte sich in der Transformation heraus? Man kann sicher noch nicht von *einem* Lebenslaufregime sprechen; dazu sind die Bedingungen für verschiedene Kohorten zu unterschiedlich. Außerdem ist die Transformation noch nicht abgeschlossen. Es lassen sich allerdings *Ansätze* eines Lebenslaufregimes ausmachen. Was lässt sich über diese Ansätze vermuten?

Der Verlust von *Garantien* nach der Wende bedeutet nicht, dass *jegliche* soziale Sicherung verlorengegangen wäre. Der Einsatz von arbeitspolitischen Instrumenten zielte schließlich darauf ab, die im Westen geltenden Standards sozialer Sicherung in den Osten zu transferie-

¹¹ Im Sinne der Mehrebeneneneinbettung von Biographien muss noch hinzugefügt werden: Modernisierungsvorsprünge und vergleichsweise ‚modernere‘ Lösungen der DDR wurden durch die Interessen westdeutscher Akteure und die Schwäche ostdeutscher Eliten teilweise eliminiert (Drexel 1997). Beispiele sind das System von Polikliniken, große landwirtschaftliche Produktionseinheiten, Maßnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf, praxisnah ausgerichtete Ausbildungsgänge für Ingenieure und Betriebswirte. (Mayer 1994, 28, Drexel 1997, 221f.). Dies sollte bei der Thematisierung von Differenzierung berücksichtigt werden, um nicht vorschnell zu schließen, alle Belastungen von Akteuren durch Transformationsprozesse seien Differenzierungsprozessen geschuldet.

¹² Kohli (1985) macht neben Verwertungszusammenhängen und Allokationsmechanismen des Arbeitsmarkts vor allem staatliche Anreizstrukturen und die implizite moralische Ökonomie der Generationenverhältnisse für die Konstitution eines Lebenslaufregimes verantwortlich. Lebenslaufregime bezeichnet die allgemein geltenden Regeln, die eine Beurteilung des Erfolgs handelnder Subjekte über die Lebensspanne hinweg und ihr legitimes Anspruchsniveau an sich selbst und an das Gemeinwesen definieren.

ren. Der Beschäftigungseinbruch in Ostdeutschland löste rasch einen massiven Einsatz verschiedener beschäftigungspolitischer Instrumente aus: Kurzarbeit, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Vorruhestandsregelungen, berufliche Weiterbildung (Ebd., 115f.)¹³. Dieser institutionelle Transfer bedeutet jedoch nicht, dass das westdeutsche Lebenslaufregime damit einfach in den Osten transferiert worden wäre. Die ‚moralische Ökonomie‘ ist in Ostdeutschland anders beschaffen und von einem Gefühl der Enttäuschung über den ausbleibenden Aufschwung in Ostdeutschland geprägt. Es scheint einen Zurechnungsmechanismus zu geben, der ‚dem Westen‘ die Schuld für das Ausbleiben des Aufschwungs im Osten zuweist.

Die Unsicherheiten, die junge Erwachsene in der Nachwendegesellschaft verarbeiten müssen, sollten auf dem Hintergrund der Kindheits- und Jugend-Sozialisation in der DDR gesehen werden. Sie wählten ihren Beruf mit der Vorstellung eines planmäßigen Bildungs- und Berufsverlaufs, ohne größere Schwellenprobleme, ohne Arbeitslosigkeit. Trotz des Abbruchs dieser Sicherheitsgarantien scheinen die jungen Erwachsenen in Ostdeutschland die Wende im Ganzen positiv zu bewerten. Die 71er scheinen sogar weniger pessimistisch und ressentimentgeladen eingestellt zu sein als viele ältere Kohorten. Umfrageergebnisse zu nationalistischen und fremdenfeindlichen Haltungen belegen, dass die Kohorte der um 1970 Geborenen die geringsten Werte für diese Indikatoren von Ressentimentgefühlen aufweisen (vgl. Bromba 2001).

Chancen, wenn sie als solche wahrgenommen werden, bringen einen normativen Druck zu ihrer Nutzung mit sich. Ich gehe davon aus, dass diese Erweiterung des Spektrums an Bildungs- und Berufsoptionen zur Herausbildung einer solchen normativen Erwartung geführt hat: die Erwartung, dass insbesondere Berufsanfänger ihre Chancen möglichst gut wahrnehmen sollten. Diese Erwartung, so meine noch unbestätigte Hypothese, trägt zur Entstehung eines kohortenspezifischen *Bewährungsproblems* bei. Wenn die Nachwendezeit diese Chancen bot, liegt es nahe, dass die potentiellen Nutznießer sich daran messen lassen müssen, ob sie die Chancen für sich nutzen konnten oder nicht.

D) Erfahrungen von Sozialität: Gesellschaftliche Solidarität oder Nestwärme?

Welche Erfahrungen mit der Arbeitssphäre hatten die 19-jährigen möglicherweise im Gepäck, als sie sich 1990 im wiedervereinigten Deutschland wiederfanden?

Ein wichtiger Aspekt des DDR-Beschäftigungssystems war die starke Betriebsbindung der Akteure. Die Betriebsbindung wurde durch verschiedene Politikelemente und institutionelle Arrangements begünstigt und gefördert¹⁴. Beruflicher Aufstieg erfolgte in der Regel be-

¹³ Da die beschäftigungspolitischen Maßnahmen, insbesondere Weiterbildungen, Umschulungen und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen dazu führen, dass die Arbeitnehmer dem Arbeitsmarkt nicht zu verfügen stehen, haben sich diese Maßnahmen für manche Beschäftigte nachteilig ausgewirkt (Ebd., 117). Beschäftigungspolitische Maßnahmen konnten so zur Falle werden. Diese Problematik wird in den Fallstudien berücksichtigt werden.

¹⁴ Die DDR versuchte, die Allokation von Arbeitskräften so zu lenken, dass der Arbeitskräftebedarf in den wichtigen Sektoren gesichert war. Die ‚Arbeitskräfte lenkung‘ war allerdings nicht so bestimmend, wie im kapitalisti-

etriebsintern (Ebd., 43). Räumliche Mobilität wurde nicht gefördert. Diese Faktoren führten zu einer engen Betriebsbindung der ‚Werkstätigen‘. „Die Arbeitsplatz- und Beschäftigungsstrukturen waren durch hohe Immobilität und immer stärkere Betriebszentrierung gekennzeichnet.“ (Grünert 1996a, 67). Die Institutionalisierung und Begünstigung enger und langjähriger Kontakte am Arbeitsplatz prägte die Erfahrung vieler DDR-Bürger mit ihrem Land. Gesellschaftliche Inklusion wurde in der DDR stärker als in der BRD betrieblich gesichert. Gesundheitsversorgung, Kinderbetreuung, kulturelle Angebote und Urlaubsmöglichkeiten wurden in den Betrieben angeboten, so dass der Betrieb tatsächlich als verlässliches Kollektiv erlebt werden konnte. Auf die Existenz dieses Kollektivs konnte man sich verlassen, wenn man auch nicht allen trauen konnte. Die Aufspaltung der sozialen Bezüge in eine offizielle ‚Frontstage‘ und eine semi-private ‚Backstage‘ (Goffmann 1959) führt möglicherweise zu Trennung zwischen Kollektiv und Gesellschaft. Die Erfahrung kann die Form einer ‚Nestwärme‘ im Kleinen und – als Differenz – eine Unzugänglichkeit gesellschaftlicher Großinstitutionen annehmen (vgl. Alheit 1995).

Im letzten Abschnitt habe ich mit Laufbahnkapital, Gelegenheitsstrukturen, sozialer Sicherung und Sozialitätserfahrungen verschiedene Strukturdimensionen von Lebensläufen und Sozialisationsprozessen im Übergang von der DDR-Gesellschaft in die Transformationsgesellschaft zusammengetragen.

3. Das Problem des Vertrauens in der Transformation

3.1. ‚Bowling Alone‘ auch in Ostdeutschland?

Der amerikanische Politikwissenschaftler Robert Putnam bezieht sich in seinem bekannten Artikel „Bowling Alone: America’s Declining Social Capital“ (Putnam 1995) auf die Transformation als Negativbeispiel: „Especially with regard to the postcommunist countries, scholars and democratic activists alike have lamented the absence or obliteration of traditions of independent civic engagement and a widespread tendency toward passive reliance on the state“ (Ebd., 62). Er konstatiert einen Mangel an ‚Sozialkapital‘, also an „features of social organization such as networks, norms, and social trust that facilitate coordination and cooperation for mutual benefit“ (Ebd., 66). James Coleman (1990, 300ff.) und Pierre Bourdieu (1980) haben andere Spielarten des Sozialkapitalansatzes entwickelt. Während für Bourdieu die Rolle sozialen Kapitals für die Reproduktion gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse

schen Westen oft angenommen wurde. Es gab also eine zentrale Planung des Arbeitskräftebedarfs bei relativer Eigenverantwortung der Betriebe für den Arbeitskräfteeinsatz (Grünert 1996a, 25). Die Lenkung erfolgte weniger autoritär-restriktiv, sondern durch die Etablierung eines Gratifikationsgefüges. Betriebswechsel, die es durchaus gab, standen in schlechtem Ansehen. Fluktuation wurde aus Gründen betrieblicher Rationalität negativ bewertet (Ders., 38). In der Ausgestaltung der betrieblichen Beziehungen verfügten die Arbeitnehmer über weitgehende Arbeitnehmerrechte, insbesondere das Recht auf Arbeit und einem sukzessive ausgeweiteten Schutz gegen Versetzungen an einen nicht zumutbaren bzw. nicht angemessenen Arbeitsplatz. Die Inklusion in die soziale Sicherungssysteme der DDR verlief teilweise über den Betrieb.

im Vordergrund steht und Coleman die Nützlichkeit sozialen Kapitals für Individuen¹⁵ betont, bezieht sich Putnam – in der kommunitaristischen Traditionslinie – vor allem auf die Bedeutung sozialen Kapitals für die Entwicklung demokratischer Institutionen.

Mit seiner Definition von Sozialkapital steht Putnam in der Tradition Emile Durkheims. Für Durkheims Denken sind die Verbindungen zwischen sozialer Arbeitsteilung, Kollektivbewusstsein und Formen von Solidarität zentral. Diese Perspektive, in ihrer aktualisierten Version unter den Titeln „Sozialkapital“ und „Vertrauen“ diskutiert, wird in der deutschsprachigen Transformationsforschung bisher kaum aufgegriffen. In der Transformationsdebatte mangelt es an Beiträgen, die das Verhältnis der ostdeutschen Bürger zu öffentlichen Institutionen und Institutionalisierungsprozessen im Detail analysieren, obwohl die empirischen Befunde aus der Umfrageforschung (Pickel/Walz 1995, Terwey/Pollack 1996, Priller 1997) und die Beiträge des polnischen Soziologen Sztompka (1995, 1999) das Problem durchaus benennen. Es hat sich gezeigt, dass postkommunistische Gesellschaften, in diesem Fall Ostdeutschland, unter einem Mangel an Vertrauen leiden, oder anders formuliert: dass in ihnen ein gewisses Misstrauen gegenüber politischen Institutionen und Verwaltungsinstitutionen vorherrscht.

Es gibt viele Veröffentlichungen, in denen das Motiv ‚Misstrauen‘ anklingt und eine Reihe von Beiträgen, die Kooperation und gesellschaftliche Integration zum Thema haben, ohne sich explizit mit Sozialkapital und Vertrauensbildung zu beschäftigen: Aus politologischer Perspektive diskutiert Offe (1996) Modi sozialer Integration. Es gibt Beiträge zu individuenbezogenen Hemmnissen im Systemwechsel (Neckel 1999; Segert 1993, 1997; Diewald 1996; Pickel 1995; Pollack 1990, 2000). Alheit (1995) spricht in wissenssoziologischer Absicht von einer ‚Spaltung von Biographie und Gesellschaft‘. In psychologischen Beiträgen zur Transformationsforschung nähert man sich dem Thema etwa über ‚subjektive Zufriedenheit‘ und ‚soziale Vergleichsprozesse‘ an (vgl. z.B. Trommsdorff 2001). Im Rahmen der Lebensverlaufs-forschung wurden Beiträge zur Sozialmoral der DDR-Gesellschaft (z.B. Huinink 1995), einige Artikel und Sammelbandbeiträge zu Erfahrungen in der Transformation (Mayer 1995) und zum Zusammenhang von Wendeerfahrungen und Kontrollbewusstsein (Huinink 1994; Diewald 1996) veröffentlicht, die das Thema Sozialkapital und Vertrauen implizit diskutieren. Die Diskussion im Rahmen der Transformationsforschung verlief individuenzentriert. Dabei wurde vor allem ein Mangel an beruflicher Selbstbestimmtheit, Konformismus und Traditionalismus statt persönlicher Autonomie und eine Nischenmentalität beklagt. Andere Autoren meinen, dass es auch in der DDR erworbene Mentalitäten und Habitusformen gibt, die im Aufbau einer Dienstleistungsökonomie gewinnbringend eingesetzt werden konnten und gut in neue industrielle Produktionskonzepte passen: Improvisationstalent, Gemeinschaftsorientierung, Solidarität, und Kommunikativität (Hradil 1995, 186). Eine dritte Position nimmt an, dass es in der DDR unterschiedliche Milieus gab, die heute zu differenzierten

¹⁵ „The function identified by the concept „social capital“ is the value of those aspects of social structure to actors, as resources that can be used by the actors to realize their purposes.“ (Coleman 1990, 305)

Chancenlagen führen (Vester 1995, 290). Diese Diskussion geht nicht systematisch genug auf die Konstitution von Sozialkapital oder Vertrauen in der Transformation ein und ist tendenziell auf eine Analyse des Fortwirkens von DDR-Prägungen in Individuen beschränkt. Sztompka, der ein theoretisches Buch zu Vertrauen geschrieben hat (Ebd. 1999), hat sich auch mit dem Thema Sozialkapital und Vertrauen in der Transformation ausführlich beschäftigt (Ebd. 1995). Eine Verbindung des Vertrauenthemas mit der Biographieforschung steht noch am Anfang.

Vertrauen kann als spezielle Form sozialen Kapitals verstanden werden. Gleichzeitig umgeht der Vertrauensbegriff die verwirrenden terminologischen Unbestimmtheiten des Sozialkapitalkonzepts (zum Überblick vgl. Haug 1997) und lässt sich schlüssiger mit anderen soziologischen Theorien verknüpfen. Ich behalte Putnams und Colemans Verständnis¹⁶ von Sozialkapital im Auge, beziehe mich im weiteren aber terminologisch ausschließlich auf den Vertrauensbegriff. In einem ersten Schritt skizziere ich den Stellenwert des Vertrauensbegriffs aus einer makroanalytischen Perspektive. In einem zweiten Schritt verbinde ich dieses theoretische Hintergrundverständnis mit einer akteurszentrierten Perspektive. In den Fallstudien werde ich die biographische Arbeit der Akteure in Hinblick auf Vertrauensbildung und ihre Kontexte analysieren.

Vertrauen in der Moderne als Medium sozialer Koordination

Für die Reproduktion moderner Gesellschaften scheint der Bestand eines modernen Institutionengefüges¹⁷ allein nicht zu genügen. Auch moderne Gesellschaften, so eine Vermutung im Rahmen der Vertrauensforschung, sind auf *Vertrauen* angewiesen. Sogar Luhmann gibt das zu (Luhmann 1989). Die neuere Diskussion über Vertrauen (Coleman 1990; Eisenstadt/Roniger 1985; Endreß 2001; Fukuyama 1996; Gambetta 1988; Giddens 1995; Hartmann/Offe 2001; Lepsius 1997; Sztompka 1995, 1999; Wenzel 2001) legt nahe, dass für die Entfaltung der Rationalitäts- und Effizienzpotentiale moderner Gesellschaften und deren Reproduktion eine von den beteiligten Akteuren geteilte Erwartung an Erwidern von Vorleistungen, oder mit Putnam formuliert: ein bestimmtes Maß an Sozialkapital nötig ist. Ist diese Vermutung mit den von mir im vorigen Kapitel formulierten differenzierungstheoretischen Annahmen kompatibel? Ich möchte diese Frage nach einer kurzen Exposition des Themas beantworten.

Max Weber kann neben Karl Marx, Emile Durkheim und Georg Simmel als ein früherer Theoretiker der Moderne gelten. Weber beschäftigte sich in seiner Herrschaftssoziologie mit Formen von „Legitimitätsgeltung“ (Weber 1980, 122ff.). Gegenüber den in den Hintergrund tretenden traditionellen und charismatischen Herrschaftsformen sieht Weber in der Moderne vor allem rationale, bürokratische Herrschaft im Vormarsch, in der „der Gehorchende nur als Genosse und nur „dem Recht“ gehorcht“ (Ebd., 125). Neben dieser optimistischen Per-

¹⁶ Die individuelle Nützlichkeit der Fähigkeit, zu Vertrauen lässt sich in den Fallstudien rekonstruieren.

¹⁷ Im Sinn eines Nebeneinander funktional geschlossener Subsysteme, ergänzt durch normative Regulierung.

spektive auf die Überwindung *willkürlicher* Herrschaft nehmen sich *charismatische* Formen der Koordination sozialer Beziehungen, die „psychologisch [auf] Begeisterung oder Hoffnung und Not“ (Ebd., 140) beruhen – alles Eigenschaften, die auch dem Vertrauen zu eigen sind, wie wir sehen werden – wie ein Rückschritt aus. Ich möchte mit dieser fragmentarischen Weber-Lektüre nur andeuten, wie schwierig es scheint, ‚Moderne‘ und ‚Vertrauen‘ sinnvoll zusammenzudenken.

Parsons hat Webers Rationalisierungsthese aufgegriffen und in einer funktionalistischen Perspektive neu formuliert. Der Fokus verschob sich von der Erforschung des Entstehungskontexts von Rationalität zu den Bedingungen des *Bestands* einer rationalen, posttraditionalen sozialen Ordnung. Parsons Modernisierungstheorie postuliert als evolutionstheoretische Seite des Funktionalismus eine universelle Evolution aller Gesellschaften von traditioneller segmentärer Differenzierung hin zu funktionaler Differenzierung, die alle Vorteile – und wenige Nachteile – der Rationalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse mit sich bringen sollte, die schon Weber für okzidentale Gesellschaften ausgemacht hatte: rationale, also transparente Bürokratie, marktförmige, also effiziente Austauschbeziehungen, legitimierte politische Steuerung, universalistische Werte. Die von Weber beschriebene Enttraditionalisierung wird auch von Parsons vorausgesetzt; die Etablierung von generalisierten Kommunikationsmedien wie Geld, Einfluss, Macht und Wertbindungen etc. sind Resultate von Differenzierungsprozessen. In hinreichend funktional differenzierten Gesellschaften verschaffen ‚double interchanges‘ (Parsons/Smelser 1956) den vier gesellschaftlichen Subsystemen „adaptation“ (Anpassung), „goal attainment“ (Zielerreichung), „integration“ und „latent pattern maintenance“ (kulturelles Treuhandsystem) gegeneinander Freiheitsgrade (vgl. Schimank 1996, 107). Auch Akteure gewinnen dadurch Freiheitsgrade. Parsons wendet sich mit seiner analytischen Handlungstheorie gegen den Utilitarismus seiner Zeit. Entgegen der primitiv-utilitaristischen These, dass Akteure ihren individuellen Nutzen maximieren und durch einen gezähmten Egoismus die soziale Ordnung aufrechterhalten, nimmt Parsons an, dass Akteure sich an normativen Vorgaben orientieren. Parsons sieht das wahrgenommene Problem doppelter Kontingenz¹⁸ durch einen normativen Konsens gelöst. Seine Modernisierungstheorie behauptet die Notwendigkeit einer normativen Integration für die Funktionsfähigkeit gesellschaftlicher Handlungszusammenhänge. Laut dieser These können Akteure nur so die Ziele ins Auge fassen, die dem Differenzierungsniveau einer Gesellschaft angemessen sind. Die Pointe liegt darin, dass die Orientierungsmuster zwar normativ sind, aber trotzdem von partikularen Zusammenhängen abstrahieren. Parsons nennt diese Abstraktion „value generalization“. Erfolg oder Scheitern funktionaler Differenzierung hängen laut Parsons von gelingender „value generalization“ (vgl. unten) ab. Wertegeneralisierung ist für ihn eine Leistung von Kultur (die er, ganz Funktionalist, als ‚pattern maintenance‘ bezeichnet):

„Pattern maintenance is, we have argued, one of the four basic functional requirements of any society (or other action system). We define it, first, as the maintenance of the basic pattern of values institutionalized in the society and, second as the shaping

¹⁸ Er meint damit, einfach gesprochen, die Unberechenbarkeit der Handlungsabsichten von Interaktionspartnern.

and maintenance of the appropriate motivational commitments of individuals in the society. The religious and educational developments that we have traced represent a major change in the American pattern-maintenance-system. The pluralization of the American religious complex, culminating in the inclusion of large non-protestant groups, has, in one sense, been a process of „secularization“, especially in contrast to the functioning of the older established church. As the values of society are rooted in religion, one possible consequence of the pluralization of religion is the destruction of the moral or value consensus. This destruction has, however, by and large not occurred in the United States. Value *generalization* (Hervorhebung d.A.) has been much more important: The underlying moral consensus has persisted, but it is now defined at a higher level of generality than in the European societies that have institutionalized internal religious uniformity. These highly general values are, through specification, made applicable to the numerous structural contexts necessary in modern societies“ (Parsons 1972, 98f).

In pluralistischen und ansatzweise egalitären Gesellschaften ist diese Lösung, auf einen normativen Konsens zu setzen, weder besonders plausibel, noch wäre ihre gesellschaftliche Realität wünschenswert. Parsons hat das Problem, nämlich den Mangel von Motiven, die Akteure veranlassen können, sich auf die Zumutungen moderner doppelter Kontingenz einzulassen, klar gesehen. Seine Beobachtung, dass es eine Art universalistische Wertegeneralisierung empirisch gibt, ist sehr scharfsinnig. Die Gründe für Wertegeneralisierung selbst sind allerdings unklar, da ihre Erklärung durch die durch sie erfolgende Effizienzsteigerung nicht überzeugend ist, wie Dietrich Rüschemeyer schon 1977 argumentiert hat (Rüschemeyer 1977, 5). Die Effizienz einer nicht intendierten gesellschaftlichen Lösung stellt sich nach ihrer Entwicklung heraus; sie kann nicht deren Ursache sein. Parsons Analyse entfaltet das Problem, wie universalistische, also letztlich egalitäre und demokratische Haltungen in modernen Gesellschaften Fuß fassen können, sehr genau. Doch seine Lösung ist fehlerhaft. Parsons nimmt eine kulturelle, also letztlich anti-universalistische nationalkulturelle Lösung in Kauf, um den Universalismus der gesellschaftlichen Teilsysteme zu sichern. Das ist ein schlechter Tausch. Seine Erklärung, Wertegeneralisierung sei durch die Aufrechterhaltung einer Art ‚Leitkultur‘ zu erreichen, ist wissenschaftlich unbefriedigend und politisch konservativ.

‚Vertrauen‘, so meine Deutung des Begriffs in diesem Rahmen, bezeichnet eine andere Lösung des Problems der Wertegeneralisierung. *Vertrauen* als gesellschaftliche konstituierte individuelle Fähigkeit und als ständig kommunizierte Grundhaltung ermöglicht dann eine universalistische Generalisierung der Werte. Vertrauen ist dabei keine Sache des einsamen Entscheiders, sondern es Bedarf einer ‚Kultur des Vertrauens‘, die Misstrauen nicht ausschließt, sondern artikulierbar macht¹⁹.

¹⁹ In einer sozialhistorischen Perspektive meine ich mit der Herausbildung einer ‚Kultur des Vertrauens‘ beispielsweise die Entwicklung der Sozialpartnerschaft im Modell des ‚rheinischen Kapitalismus‘. In den Aushandlungen von Tarifverträgen müssen die Parteien einander vertrauen. Gleichzeitig ist die Möglichkeit gegeben, später einen ‚Vertrauensbruch‘ zu monieren, auf den dann in Form von Streik oder einer einseitigen Aufkündigung von Tarifverträgen reagiert werden kann. Dieses Beispiel zeigt, dass Vertrauen eben nicht, wie der frühe Luhmann meint, nur eine im Prinzip vormoderne Form sozialer Koordination ist, und dass es sich auch nicht nur um eine rein ‚mikrosoziologische‘ Kategorie handelt. Gerade auch die ‚großen‘ Kompromisse im Rahmen von Klassenkonflikten zeigen, wie Vertrauen zu einer Demokratisierung und Ausweitung von Gerechtigkeit führen kann. Am Beispiel des österreichischen Korporatismus zeigen sich allerdings auch die Nachteile einer starken

Fazit: Die Moderne als Prozess funktionaler Differenzierung impliziert eine Steigerung sozialer Komplexität (Luhmann 1984), von Parsons als ‚doppelte Kontingenz‘ bezeichnet, die durch soziale Koordinationsmedien reguliert werden muss, um nicht zusammenzubrechen. Soziale Ordnung wird in modernen Gesellschaften durch Medien der Koordination, vor allem Geld, Herrschaft und Wissen reproduziert. Das Ideal der Synthese dieser Koordinationsmedien, eine „intelligent beherrschten Marktwirtschaft“ (Offe 2001, 242), ist allerdings eine noch unvollendete Vorstellung sozialer Ordnung. Unvollendet, weil es „informellen Modi der sozialen Koordination“ (Ebd.) nicht vorsieht. Vertrauen kann als wichtige kulturelle und moralische Ressource verstanden werden, der informelle Modi sozialer Koordination zugrundeliegen.

Vertrauen und Misstrauen in der ostdeutschen Transformation – welche Formen könnten sie annehmen?

Wie sehen Manifestationen von Vertrauen und Misstrauen in der Transformation aus? Die in der Einleitung angeführten „institutionellen Erschütterungen“ haben unter anderem zur Folge bzw. zum Inhalt, dass Übergangs- und Sicherungsstrategien in Frage gestellt oder aufgehoben werden. An deren Stelle wird ein neues Schema der erweiterten individuellen Hin- nahme von Übergangsrisiken postuliert²⁰. Dieses Schema hat die Form doppelter Kontin- genz, während das frühere Schema ein Austauschmuster darstellt: Loyalität gegen Absiche- rung. Diese neuartige Regulierung individueller Sinn- und Glücksansprüche müssen bei den Akteuren Akzeptanz finden, damit diese mit der Kontingenz biographischer Entscheidungen und gesellschaftlicher ‚commitments‘ umgehen können. Welche Formen kann diese Ak- zeptanz gedankenexperimentell annehmen? Denkbar ist

- eine explizite Thematisierung von Risiken und Vertrauen
- Selbstversicherung bezüglich individueller Kompetenzen, die man als Selbstvertrau- en bezeichnen könnte
- funktionales Vertrauen im Sinne einer engen Orientierung an vorgegebene biogra- phische Schemata
- eine Thematisierung, die auf die grundlegende Unangemessenheit der doppelten Kontingenz des neuen Lebenslaufregimes abhebt –eine Art ‚Ressentiment‘.
- eine moralische Thematisierung, die auf ein Brüchigwerden institutioneller Geltung verweist.

Orientierung an Vertrauen (vs. Konflikt). Die Stabilität der Kompromissbildung zwischen den Lagern haben dieser Gesellschaft m.E. eine aufeinander eingeschworene politische Klasse eingetragen. Die Grenze zur Korruption ist in solchen Fällen nur schwer zu ziehen. Verschiedene Autoren haben bereits auf die Nachteile von Ver- trauen als Koordinationsmechanismus hingewiesen. Nachteile wie Vetternwirtschaft, Korruption und Bequem- lichkeit scheinen aber vor allem dann aufzutreten, wenn Vertrauen der primäre Integrationsmechanismus ist. Peter Wagner setzt sich in seinem Buch „Soziologie der Moderne“ (Wagner 1995) ausführlich mit der Sozialge- schichte der Kompromissbildung auseinander. Seine Thesen sind als Hintergrund der soziologischen Thematisie- rung von Vertrauen sehr aufschlußreich.

20 Vgl. meine Darstellung in Kapitel 2, Abschnitt C)

Diese gedankenexperimentellen Möglichkeiten können nicht vollständig sein: sie sollen lediglich für Symptome von Vertrauensbildung- oder -verlust in den Fallrekonstruktionen sensibilisieren.

Neuer Kapitalismus und Ressentiment in Ostdeutschland

Im Ganzen ist die deutsche Transformation m.E. ein von der ostdeutschen Bevölkerung befürworteter Prozess. Dies entspricht der Tatsache, dass die Demonstrationen, die das Regime destabilisiert haben, von einer breiten Mehrheit befürwortet wurden. Im Einzelnen brachte der forcierte Übergang zu einer Marktwirtschaft, die hohe Arbeitslosigkeit und die teilweise unsensible Übertragung des westdeutschen Institutionensystems Unzufriedenheit und Misstrauen mit sich. Dieses Misstrauen verweist darauf, dass der Zusammenbruch der DDR für die Bevölkerung der ehemaligen DDR eine Vielzahl von nicht intendierten und demokratisch nicht kontrollierbaren Folgen hatte. Die deutsch-deutsche Transformation ist insofern ein Sonderfall unter den osteuropäischen Transformationen, als eine breite öffentliche Diskussion über den Übergang zur Marktwirtschaft und das Schicksal der alten Institutionen nicht oder in sehr begrenztem Maß stattfand. Was für alle Transformationsprozesse gilt, gilt für den deutschen in besonderem Maß: war das Regime erst gestürzt, gewann der historische Prozess für beinahe alle Beteiligten auch und in Ostdeutschland vielleicht vorrangig den Charakter eines Widerfahrnisses, einer Ereignisfolge, für die kaum mehr Verantwortung übernommen werden kann. Der erste Punkt betrifft also die mangelnde demokratische Legitimation der Wiedervereinigung und das Ausbleiben eines öffentlichen Diskussionsprozesses zur Zukunft der DDR.

Die Öffnung der DDR-Ökonomie mit ihren Folgen ist ein zweiter Aspekt der Transformation, der einen starken Widerfahrnisaspekt aufweist. Die Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland, so kann man vermuten, lässt starke Zweifel an der Legitimität des politischen Systems aufkommen. Nur rund 15% der Ostdeutschen vertrauen auf den Bundestag, gegenüber immerhin 29% der Westdeutschen (Terwey 1996, 347).

Diese Belege verdeutlichen, dass die entwickelte These zur Notwendigkeit von Vertrauensbeziehungen in der *Moderne* im Allgemeinen insbesondere auf Ostdeutschland zutrifft. Im Folgenden stelle ich Ansätze für eine akteurtheoretische Fassung des Vertrauensbegriffs vor, die die Rekonstruktionen in den Fallstudien vorbereitet.

3.2. Akteurtheoretische Ansätze zu Vertrauen

Verschiedene und so unterschiedliche Autoren wie Luhmann (1973, 1988) und Coleman (1990) stimmen darin überein, dass Vertrauen eine Haltung ist, die risikobereite Handlungen zulässt. Vertrauen ist dann gegeben, wenn eine Vorleistung unter Bedingungen von Unsicherheit erbracht wird. Mit der Idee eines Vorgriffs auf die Zukunft, der größere Komplexität ermöglicht, deutet sich eine temporale Lösung des oben diskutierten Problems der Wertegeneralisierung an. Wenn die Einlösung eines Vertrauensvorschlusses in der Zukunft zu erwarten ist, kann sich eine Akteurin auch auf eine risikoreiche Entscheidungslage in der Gegen-

wart einlassen, ohne dass sie *darüber* Sicherheit gewinnt, dass in der Gegenwart alle Interaktionspartner kulturell übereinstimmen.

Es gibt zur Zeit spieltheoretische, systemtheoretische, phänomenologisch-anthropologische und sozialmoralische Versionen des Vertrauensbegriffs. Die folgende Diskussion von Vertrauenskonzepten ist darauf angelegt, am Ende einen vorläufig empirisch brauchbaren Begriff von Vertrauen zur Verfügung zu haben.

Coleman favorisiert einen spieltheoretischen Zuschnitt des Vertrauensproblems (Coleman 1990, 91ff.)²¹. Zu vertrauen, bedeutet dabei, aus rationalen Gründen freiwillig in ein Gefangenendilemma einzutreten. Die ‚Option‘ Vertrauen verspricht in einer Gefangenendilemma-Situation²² einen höheren Gewinn als die Option ‚Exit‘.²³ Vertrauen drückt sich dabei in einer rational motivierten Entscheidung aus, ein Risiko einzugehen. Rational motiviert deshalb, weil die Akteurin, vertraut sie nicht, die Chance auf den anstehenden und mögliche weitere Gewinne vergibt. Der Nachteil dieser Definition liegt in der Beschränkung auf den zukunftsgerichteten Aspekt von Vertrauen.²⁴ Um sich konkret vertrauensvoll verhalten zu können, muss man eben bereits vertrauen. Vertrauen entsteht nicht erst in der Situation, in der Vertrauen notwendig ist.²⁵ Das spieltheoretische Verständnis soll für die empirische Analyse nur als diagnostische Heuristik relevant sein: immer dann, wenn ein Akteur es unter Bedingungen von Unsicherheit vermeidet, ein Risiko einzugehen, obwohl genau das möglicherweise klug wäre, liegt vermutlich ein Vertrauensproblem vor.

Luhmann schlägt einen systemtheoretischen Begriff von Vertrauen vor. Vertrauen ist für ihn ein „Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität“ (Luhmann, 1989). Er geht zunächst nicht vom Nutzen oder Verlust eines Akteurs aus, sondern von der zukünftigen Vielfalt an Selektionen, die im Rahmen eines sozialen Systems durch Vertrauen möglich wird: „Wer Vertrauen erweist, nimmt Zukunft vorweg“ (Luhmann 1989, 8). Diese Vorwegnahme ermöglicht es, „mit größerer Komplexität²⁶ in Bezug auf Ereignisse zu leben und zu handeln“ (Ebd., 16). Indem man vertraut, wird eine Situation symbolisch vereinfacht, um eine höhere Komplexität möglicher zukünftiger Entscheidungen zu ermöglichen. Diese Definition ist durch

²¹ Coleman definiert eine Beurteilung der Vertrauenswürdigkeit als formales Kalkül: „If the chance of winning, relative to the chance of losing, is greater than the amount that would be lost (if he loses), relative to the amount that would be won (if he wins), then by placing the bet he has an expected gain; and if he is rational, he should place it“ (Coleman 1990, 99). Dieses Kalkül entspricht einer Nutzenmaximierung für Entscheidungen unter Risiko.

²² Eine Erläuterung des bekannten Gefangenendilemmas findet sich z.B. bei Coleman (a.a.O., 203f.)

²³ Die Entstehung von verallgemeinertem Vertrauen als Sozialkapital lässt sich in diesem Verständnis als iteriertes Gefangenendilemma modellieren.

²⁴ Das Argument, man müsse die Herausbildung von vertrauensvollen Beziehungen eben als Folge früherer Gefangenendilemma-Situationen sehen ist zwar zutreffend, verschiebt das grundlegende Problem aber nur. Die Analyse müsste dann im Säuglingsalter der Akteure ansetzen; genau so hat Russel Hardin (in Hartmann/Offe 2001) argumentiert.

²⁵ Dieses begriffliche und empirische Problem wird erst mit einem phänomenologisch-anthropologischen Verständnis von Vertrauen, das ich weiter unten vorstelle, lösbar.

²⁶ Komplexität bezeichnet das Ausmaß der erreichbaren Verknüpfungen zwischen einer Menge von Elementen (für eine ausführliche Definition vgl. Luhmann 1984, 46).

ihre Allgemeinheit nicht leicht in empirische Kategorien umzumünzen. Ein Aspekt daran ist für die materiale Analyse unmittelbar relevant: Vertrauen bezeichnet eine ‚Reduktion von Komplexität‘, also eine Vereinfachung einer komplizierten Situation, die ein Akteur vornimmt, um *überhaupt* handeln zu können. Wer vertraut, vereinfacht soziale Wirklichkeit kognitiv und sprachlich. Diese Vereinfachung könnte ebenso wie der verzweifelte Versuch, alle Risiken zu berücksichtigen, zum Problem werden.

In einem späteren Aufsatz bringt Luhmann Vertrauen mit Vertrautheit in Verbindung (Luhmann 1989). Vertrautheit ist dabei die operative Voraussetzung für Vertrauen. Komplexität ist in seinem Verständnis ein moderner Terminus für „die verborgene Seite der Dinge, die unerwartete Überraschung, das Unzugängliche“ (Ebd., 145), kurz: das Unvertraute. Das Wort ‚Vertrautheit‘ deutet an, dass in diesem Verständnis Vertrauen nicht wie bei Coleman wesentlich ein rationaler, sondern ein prä-reflexiver Zustand ist. Dabei geht Luhmann ohne explizite Nennung auf Schütz zurück, der über Vertrautheit ausführlich geschrieben hat (Schütz 1994, 174ff.).

Ein phänomenologisch-anthropologischer Begriff von Vertrauen (Endreß 1988), der den Umweg über Vertrautheit geht, zeichnet sich durch eine systematische Einbeziehung der Erfahrungsgeschichte des Subjekts aus. Laut Alfred Schütz sind vergangene Erfahrungen eines Subjekts in Typenbegriffen im alltäglichen Wissensvorrat abgelagert („stock of knowledge at hand“) (Schütz 1970, 66ff; vgl. Ders. 1994, 133ff.). Die Vertrautheit mit einer Situation rührt daher, dass Gegenstände in ihren typischen Aspekten erfahren werden. Jede Vertrautheit führt allerdings auch die Möglichkeit der Fremdheit mit sich, „because every familiar object necessarily carries along with it an open horizon of hitherto unknown and or strange (unfamiliar) implications and aspects that can be disclosed only in the further course of experience (which itself will reveal yet further open horizons)“ (Schütz 1970, 59). So kann auch vormals Vertrautes im Licht neuer Erfahrungen unvertraut und fremd erscheinen – zum Beispiel ein geliebter Mensch. Entsprechend wird mit dem Begriff „familiarity“ (Vertrautheit) „the likelihood of referring new experiences, in respect to their types, to the habitual stock of already acquired knowlege.“ (Ebd., 58) bezeichnet.

Die Unterscheidung zwischen Vertrautheits- und Fremdheitszonen schafft die Möglichkeit des Vertrauens in konkreten Risikosituationen oder schränkt sie ein. Dieser Begriff von Vertrauen zielt auf „Prozesse der gruppenbezogenen Generierung von Weltorientierungen und Weltbildern, auf ein interaktives „Welt-bilden“, insofern unser „Alltagswissen von vornherein in vielerlei Hinsicht sozialisiert ist“ (Schütz 1971, Band 1, 64 und 70f.)“ (Endreß 2001, 194). Die Pointe dieser Definition von Vertrauen besteht darin, dass die lebensgeschichtliche und gesellschaftsgeschichtliche sukzessive Ausweitung von ‚Vertrautheitszonen‘ mit dem Erwerb der Fähigkeit, zu Vertrauen, gleichzusetzen ist.

Das vierte, sozialmoralische Konzept von Vertrauen, das in der Literatur nur am Rand thematisiert wird, zielt auf den quasi-Vertragscharakter von Vertrauensverhältnissen ab (vgl. Kohli 1988a; Köhl 2001). Vertrauen kann „gebrochen“, ein Vertrauensverhältnis „verletzt“,

das in eine Person investierte Vertrauen kann „enttäuscht“ werden. Diese Tatsache wird in den vorangehenden Definitionen nicht zum Thema gemacht. Vertraut wird oft dann, wenn eine andere Absicherung, beispielsweise eine vertragliche, nicht möglich ist. Die Enttäuschung betrifft nicht nur den Schaden des Vertrauensgebers, sondern auch das Verhältnis zwischen den beiden Parteien. Umgekehrt heisst das: Wo jemand sich durch die Enttäuschung einer Erwartung ‚persönlich‘, d.h. moralisch verletzt oder gekränkt sieht, hat diese Person vermutlich vertraut, ohne dass die andere Partei unbedingt ebenfalls vertraut hat. Für den Fall, dass die ‚andere Partei‘ kein Mensch und keine ‚juristische Person‘²⁷ ist, wird es schwer, überhaupt noch von Vertrauen zu sprechen.²⁸ Und doch ist es möglich, von einer Behörde, einer Stadt oder einem ganzen Land enttäuscht zu sein. Wir nehmen es sogar manchmal „persönlich“, obwohl wir es besser wissen. Die Moralisierung von Vertrauensbeziehungen scheint ein Mechanismus zu ihrer Stabilisierung zu sein; dieser Mechanismus wird problematisch, wenn komplexe, unpersönliche Funktionszusammenhänge damit personalisiert und moralisiert werden, denn eine Moralisierung ist tendenziell eine unterkomplexe Repräsentation eines Sachverhalts.

Die entscheidungstheoretische Definition von Vertrauen hat sich in der Diskussion als diagnostisches Instrument erwiesen, das einen klar begrenzten empirischen Nutzen hat. Der skizzierte phänomenologisch-anthropologische Ansatz eignet sich besonders zur Rekonstruktion der biographischen Entwicklung von Vertrautheit und damit der Fähigkeit, zu vertrauen. Mit dem sozialmoralischen Verständnis von Vertrauen lässt sich der Bezug auf kulturelle Traditionen rekonstruieren. An die einzelnen Vertrauenskonzepte knüpfe ich in den Fallrekonstruktionen wieder an.

4. Biographien in der ‚verflüssigten Moderne‘

4.1. Theorieentscheidungen: Biographie und Pragmatismus

Die Ausgangsthese der Arbeit lautet, dass die Transformation des Arbeitsmarktes besondere Anpassungs- und Gestaltungsleistungen von Akteuren verlangt und dass diese die Herausforderung eigensinnig beantworten. Der Zusammenhang von sozialstrukturellem Wandel und sich darauf beziehenden Handlungsstrategien soll untersucht werden. Diese Fragestellung ist nicht auf eine Erklärung des Transformationsprozesses im engeren Sinn begrenzt, sie richtet sich auf Aspekte postfordistischer bzw. spätkapitalistischer Arbeitsteilung und kultureller Aspekte der Hochmoderne im Allgemeinen. Die ostdeutsche Transformation ist mit Einschränkungen ein Beispielfall der von Bauman konstatierte ‚Verflüssigung‘ der Moderne

²⁷ Die Bezeichnung ‚juristische Person‘ dient m.E. zur Moralisierung der Beziehungen zu Institutionen.

²⁸ Aus diesem Grund unterscheidet Luhmann zwischen ‚Vertrauen‘ und ‚Zuversicht‘. Er scheint mit dieser begrifflichen Trennung die Auffassung zu kommunizieren, dass eine *Moralisierung* der Beziehungen zu einem ganzen Gemeinwesen etwas Regressives an sich hat.

(vgl. die Einleitung). Auf einer theoretischen Ebene geht es darum, das Verhältnis von Struktur und Handlung angemessen zu konzeptualisieren.

Lebenslaufansätze im Allgemeinen berücksichtigen den Lebenslauf des Individuums als modernen Modus der Vergesellschaftung (Meyer 1981; Kohli 1985; Mayer 1987). Der individuelle Lebenslauf wird dabei primär als durch die Institutionen, die ihn regulieren geprägt begriffen. In der Lebensverlaufsforschung wird die ‚endogene Strukturierung‘ durch die Wechselwirkung individueller Entscheidungen mit institutionellen Allokationsprozessen stark gemacht (Mayer 1987), während in einer anderen Perspektive (Kohli 1985) die normativen Aspekte, also die Erwartungen der Bürger an ihr Gemeinwesen, wie sie vor allem durch soziale Sicherungssysteme geweckt werden, stärker berücksichtigt werden. Die Biographieforschung betont die Entfaltung reflexiver Selbstverhältnisse in der Moderne, deren Wissensbestände dazu dienen, Erfahrungen in sozialen Welten zu bearbeiten. Lebenslaufsoziologische Ansätze konzeptualisieren das Subjekt des Handelns sinngemäß als „produktiv realitätsverarbeitendes Subjekt“ (Hurrelmann 1986), dessen Sinnhorizonte sich an strukturellen und kulturellen Begrenzungen und Stützen aufspannen. Die vorliegende Arbeit orientiert sich an der lebenslaufsoziologischen Perspektive, da sie eine der vielversprechendsten Ansätze zu einer Verknüpfung von struktureller und Akteursperspektive bietet und die Rekonstruktion der Sinnstrukturen von Vergesellschaftungsprozessen und ihren strukturellen Bedingungen ermöglicht. Diese Forschungstradition hat aber auch Schwächen. Handeln wird lebenslaufsoziologisch als Nutzung von Ressourcen und Wissensbeständen und Orientierung an Normen in gelegenheitsschwangeren Situationen gefasst. In welchem Verhältnis Stabilität und Veränderbarkeit von Handlungsmustern und Institutionen stehen, ist begrifflich noch nicht sehr klar. Das pragmatistische handlungstheoretische Paradigma²⁹ kann die lebenslaufsoziologische Perspektive ergänzen. Die strukturellen Voraussetzungen werden in der pragmatistischen Konzeption nicht ausreichend abgedeckt, doch die Lebenslaufsoziologie hat ja in diesem Bereich ihre Stärken.

Pragmatistische Handlungstheorie, die in einer reduzierten Form als ‚symbolischer Interaktionismus‘ bekannt wurde, ist als anthropologische Kommunikationstheorie angelegt, die soziale Koordinationsprozesse und die Konstitution von Identität erklärt (Joas 1996, 218ff; 1989). George Herbert Meads Sozialpsychologie gilt neben William James‘ und John Deweys Arbeiten als vielleicht wichtigster klassischer Bezugspunkt pragmatistischer Konzepte. Die Frage nach der Konstitution von Handlungen und der Identität von Handelnden steht im Zentrum (Mead 1967) dieser Theorielinie. Mead formuliert, Handlungsentwürfe seien nicht primär willensgesteuerte Produkte individuellen Wollens, sondern emergente Ereignisse, die aus der wechselseitigen Verschränkung sozialer Perspektiven in moralischen Krisensituationen (Mead 1987, 143; 1967) hervorgehen und als Vergesellschaftungsprozesse zu begreifen sind. Zentral für ein pragmatistisches Verständnis von Handeln ist die Durchdringung der Zeitperspektiven (Mead 1987) in einer Handlungssituation. Diese Durchdringung von Zeit-

²⁹ Vgl. zur Übersicht Joas 1992

perpektiven wirkt in Prozessen der Konstruktion, Konstitution und Emergenz. Die Gegenwart des Handelnden ist von der Vergangenheit informiert; die Vergangenheit wirkt durch Prozesse der *Konstruktion* in die Gegenwart hinein. Die Überschneidung von Konstruktionsprozessen, die sich für Mead primär aus divergierenden Rollenerwartungen ergibt, *konstituiert* das kommunikative Selbstverhältnis eines Akteurs, seine *Identität*. Handlungsprobleme können habitualisierte Handlungsmuster unterbrechen. Synthesen widersprüchlicher Aspekte der Vergangenheit in Entwürfen für zukünftiges Handeln sind als *Emergenzprozesse* zu verstehen. Emergenzprozesse sind eine Voraussetzung für problemlösenden sozialen Wandel.

Die *Situation* (Joas, 1996) von Handelnden mit den ihnen verfügbaren Ressourcen, Sinnangeboten und Wünschen und Zielen der Akteure ist der Ausgangspunkt der Analyse. Erwartungen der Akteure und unterstellte Erwartungen werden dann als Ausgangspunkt der Aushandlung einer Situationsdefinition verstanden. Ziele (Werte bzw. Normen) und Mittel (Ressourcen, Praktiken) stehen in einem *wechselseitigen* Konstitutionszusammenhang (Joas 1996, 218ff.). Die Erfahrung, Mittel zur Verfügung zu haben und Menschen anders als gewohnt zu begegnen kann auch ganz neue Ziele und Ideale in den Blick rücken³⁰. Demgegenüber gehen utilitaristische Theorien rationaler Wahl letztlich davon aus, dass Ziele und Mittel in einem fixen Verhältnis zueinander stehen. Der Begriff der Gelegenheitsstruktur bzw. Opportunitätsstruktur (Esser 1999; Mannheim 1928) bezeichnet in meinem Verständnis sowohl die Ressourcenknappheit in der Situation als auch die erschütternde Freisetzung neuer Möglichkeiten. Es ist sinnvoll, Bestandsaufnahmen der für Akteure verfügbaren Ressourcen anzustellen und diese Ressourcen in ein Verhältnis zu wahrgenommenen Zielen zu setzen. Ich bevorzuge eine handlungstheoretische- und wissenssoziologische Herangehensweise, die sowohl der Tradition des amerikanischen Pragmatismus als auch lebenslauftheoretischen Konzepten viel zu verdanken hat. Biographietheoretische Annahmen werden mit der pragmatistischen Annahme der Kreativität kollektiven und individuellen Handelns erweitert. In diesem Kapitel rekapituliere ich zentrale Annahmen lebenslauf- und biographietheoretischer Forschung und diskutiere offene Fragen, die in Zusammenhang mit Biographie und sozialem Wandel relevant werden. Die Motive aus der pragmatistischen Tradition flechte ich

³⁰ Analytisch kann zwischen einer iterativen und einer projektiven Dimension von Handeln unterschieden werden (vgl. den Überblicksartikel von Emirbayer/Mische). Die iterative Dimension betrifft all jene Mechanismen, die die Reproduktion von Handlungsstrukturen ermöglichen. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von *Habitus* im Sinn einer inkorporierten Erwartungsstruktur (Bourdieu 1987) Die iterative Dimension von Handeln ermöglicht es Akteuren, eine Situation als sozial standardisiert zu schematisieren und sich adäquat zu verhalten. Die Handlungsfreiheit von Akteuren besteht in diesem Verständnis in der Auswahl eines Schemas, eine Wahl, die durchaus improvisiert und voraussichtsvoll sein kann. Mit der *projektiven* Dimension ist eine weitergehende Kreativität von Akteuren gemeint. Um diese kreative rekonstruktive Dimension von Handeln besser zu verstehen, ist es wichtig, im Handeln nicht nur die Reproduktion früherer Strukturmuster zu sehen, sondern wie vorgestellte Handlungen (in Wünschen, schönen Erfahrungen, Tagträumen etc.) zukünftige Handlungsmöglichkeiten erschließen. Akteure reagieren auf die Herausforderungen und Ungewissheiten gesellschaftlicher Wirklichkeit und haben dabei die Möglichkeit, sich ein Stück weit von vorgegebenen Schemata, Gewohnheiten und Traditionen zu distanzieren, die ihre Handlungsmöglichkeiten umreißen *und* begrenzen. Die Entstehung neuer Handlungsziele aus einer scheinbar vorgegebenen Situation ist die Pointe dieses Gedankens. Die starre Verbindung gegebener Ziele mit angemessenen Mitteln (in utilitaristischen Theorien) und von Normen und Verhalten (wie in normativen Theorien) wird in dieser Konzeption dynamisiert.

dabei ein.

4.2. Der Lebenslauf als soziologisches Thema

Seit William Thomas und Florian Znaniecki's bahnbrechender Studie (Thomas/Znaniecki 1918-20) ‚The Polish Peasant in Europe and America‘ gilt die Biographie nicht nur als literarisches oder historisches, sondern auch als soziologisches Thema. In diesem Buch wird die Freisetzung von Individuen aus traditionellen Bindungen in einer sich modernisierenden Gesellschaft als riskanter Weg zu neuen Formen verwandschaftlicher, freundschaftlicher, ehelicher und gesellschaftlicher Solidarität beschrieben. Der Lebenslauf und die Lebensgeschichte des Einzelnen ist ein Ort, an dem sich die Fäden des sich auflösenden traditionellen Gewebes vormoderner Sozialität in neuem, lockerem Webmuster wiederfinden. Individualisierung und schwache Bindungen an gesellschaftliche Kollektive sind nicht nur als Ende der Solidarität zu beklagen, sondern auch als neue Vergesellschaftungsformen zu begutachten – diese Grundidee wurde in der soziologischen Lebenslaufforschung weitergeschrieben. Im Gegensatz zu psychologischen Zugängen zur Biographie kommt es in dieser Tradition – an die ich anschließen möchte – darauf an, die Entstehung neuer persönlicher und gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen unter der Einwirkung *sozialen Wandels* zu rekonstruieren. Die Migration stellte für die armen polnischen Migranten des frühen zwanzigsten Jahrhunderts eine krisenhafte Situation dar, in der sich nicht alle Hoffnungen auf ein besseres Leben erfüllten. Krisenhafte gesellschaftliche Situationen, die soziale Beziehungen und individuelle Problemlösungsfähigkeiten auf die Probe stellten sind Thema weiterer berühmter Studien. Mit am bekanntesten ist Glen H. Elders Analyse der „depression experience“ (Elder 1974). Er konzentrierte sich auf die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf die Lebenschancen unterschiedlicher Kohorten und sozialer Schichten. Aber auch er sieht in der Analyse von Krisensituationen einen weitergehenden Gewinn: „Crises are a continuing source of fascination to students of human society, and with good reason; they reveal the inner workings of group life, its unquestioned premises and problematic features, and arouse the adaptive impulse in social transformations“ (Ebd., 9). Ein wichtiges Ergebnis seiner Studie wird als ‚Akzentuierungsthese‘ bezeichnet: er fand, dass sich bestehende Ungleichheiten in der Ressourcenausstattung von Familien und Akteuren in der Weltwirtschaftskrise verstärkten, ‚akzentuierten‘, und zwar im Positiven wie im Negativen. Für die Transformation ist fraglich, ob eine marginale Position in der DDR im wiedervereinigten Deutschland tatsächlich immer Nachteile mit sich bringen muss.

Erlebte und Erzählte Lebensgeschichte

In der neueren deutschsprachigen Biographieforschung ist es mittlerweile unbestritten, dass es sinnvoll ist, zwischen ‚erlebter‘ bzw. ‚wirklicher‘ und ‚erzählter‘ Lebensgeschichte zu unterscheiden (Corsten 1994; Rosenthal 1995), dabei letztere nicht auf ein logisches Resultat der ersten zu reduzieren (Bourdieu 1990), noch der Erzählung den Primat einzuräumen sondern beiden einen Status als ‚Realität sui generis‘ zuzubilligen.

Unter dem Titel ‚*erlebte Lebensgeschichte*‘³¹ bzw. ‚*wirklichem Leben*‘³² lässt sich zweierlei thematisieren:

- a) die Vergesellschaftung des Individuums im Sinn der Einsozialisierung von Normensystemen und der Statusallokation. Es handelt sich also um Prozesse der *Konstruktion*.
- b) die Dimension des Erlebens. Diese Kategorie bezeichnet die subjektive Innenseite des praktischen Verhältnisses eines Akteurs zu seiner sozialen Welt. Erleben wird, vermittelt über das Erinnern, als Erfahrung, artikulierbar (Rosenthal). Erfahrungen sind also bereits in einem elementaren Sinn gestalthaft erfasste Erlebnisse. Erfahrung kann als kognitiv-emotionale Repräsentation der realisierten und möglichen Weltverhältnisse einer Person gelten. Erfahrung zeichnet sich durch *Vielschichtigkeit*, *Simultaneität*, *Intentionalität* (Bezogenheit *auf* etwas), *Differenz* aus. Erfahrung ist ambivalent, weil sie vor dem Hintergrund verschiedener Gegenwarten unterschiedlich interpretiert werden kann, etwa als glückliche oder schmerzliche Erfahrung. Erfahrung kann zusammenfassend als das *Material* bezeichnet werden, das in der ‚*erzählten Lebensgeschichte*‘ verarbeitet wird. Dieses Material lässt sich aber nur begrenzt gestalten (manche Erfahrungen lassen sich unter keiner denkbaren Bedingung als glückliche Erfahrung artikulieren etc.).

Unter dem Titel ‚*erzählte Lebensgeschichte*‘ fasse ich das Resultat der Verwendung kultureller Wissensbestände als kreative Leistung eines Subjekts, das mit einer biographischen Identität ausgestattet ist. Diese Verwendung ist durch den Vorrat der Geschichten, die eine Kultur speichert, durch die Sozialstruktur, sowie die Erfahrungsbasis des Subjekts, die als ‚*Problemhorizont*‘ (Gadamer 1965) fungiert, begrenzt. Die Erzählung der eigenen Lebensgeschichte ist damit kein poetischer Akt, sondern nichts anderes als ein materialer Ausdruck sozialer Ordnung. Die Erzählung von Lebensgeschichten muss in diesem Sinn als *Konstruktionsprozess* begriffen werden, in dessen Rahmen kulturelle Muster auf sozialstrukturell generierte Sinn- bzw. Selektionsprobleme zugeschnitten werden. Diese Leistung ist den Subjekten dadurch möglich, dass soziale Einbettung eines Individuum eine Identität, also ein kommunikatives Selbstverhältnis (Joas 1989; Mead 1967) *konstituiert* hat, so dass es ihnen dadurch möglich wird, sich als historisches Subjekt mit einer eigenen Geschichte zu begreifen.

Dieser Akt des Zuschneidens kultureller Muster auf individuelle Situationen ist andererseits doch ein poetischer Akt, insofern dazu *lebendige Subjektivität* nötig ist, die über bloße Anpassungen hinausschießt. Mead hat den Antriebsüberschuss des instinktarmen Wesens Mensch als „I“ bezeichnet, gegenüber dem „me“ als Niederschlag sozialer Konstruktionsprozesse.

³¹ Erlebtes Leben bezeichnet bei Rosenthal (Ebd.) das gestalthafte Erleben von Wirklichkeit. Ich meine mit ‚*erlebtem Leben*‘ in einem weiteren Verständnis nicht nur die ‚*subjektive Innenseite*‘ von Handeln, sondern auch die Bedingungen dieses Erlebens, beziehe mich also mehr auf die Unterscheidung von ‚*wirklichem*‘ vs. ‚*erzähltem*‘ Leben (Corsten 1994).

³² Ich verwende quer zu den Begriffen *erzählte* und *erlebte* Lebensgeschichte die Begriffe *Konstruktion*, *Konstitution* und *Emergenz*, um zu markieren, ob ich Prozesse der Reproduktion sozialer Ordnung (*Konstruktion*), Prozesse der Verfügbarmachung dieser Ordnung für Akteure (*Konstitution*) oder der Veränderung dieser Ordnung (*Emergenz*) bezeichne. *Konstruktion*, *Konstitution* und *Emergenz* sind höherprädikative sozialtheoretische Begriffe.

Die kreative Leistung eines Subjekts, das sich zu sich selbst verhalten kann, ist mit einer größeren Freiheit verbunden, da durch sie Erfahrung anders geordnet werden kann als im objektivierten Wissensvorrat eines Gesellschaftskreises vorgesehen; sie ist das ‚Organ‘ der *Autonomie*, wie sie in der sozialwissenschaftlichen Tradition³³ begriffen wird. Die Artikulation biographischer Arbeit ist eine Quelle (emergenter) persönlicher und sozialer Reform.

Unter welchen Bedingungen Akteure ihre Anliegen besonders gut artikulieren können, ist umstritten. Sowohl narrationstheoretische Ansätze als auch empirische Befunde widersprechen sich in dieser Frage. In den Abschnitten zu ‚Verlaufskurven‘ und zu ‚neueren narrativen Ansätzen‘ diskutiere ich diese Fragen.

Ich fülle nun das konzeptuelle Gerüst, indem ich die Literatur zur Institutionalisierung des Lebenslaufs und zur Sozialstruktur des Lebensverlaufs referiere und dann auf die Dimensionen der Erfahrung und der Erzählung eingehe. In einem zweiten Schritt diskutiere ich lebenslauf- und biographietheoretische Ansätze, die sich speziell auf Moderne und Transformation als Untersuchungsgegenstand beziehen.

Die endogene Strukturierung individueller Gelegenheiten: Zur Sozialstruktur des Lebensverlaufs

Die These vom Lebensverlauf als „endogenem Kausalzusammenhang“ (Mayer 1987) bzw. von der „endogenen Strukturierung“ (Brose 1995) des Lebensverlaufs ist gut belegt (Mayer 1987; Blossfeld 1990; Meulemann 1990; Brose 1995): „Spätere Bedingungen, aber auch Zielsetzungen und Erwartungen, sind primär zu verstehen und zu erklären aus Bedingungen, Entscheidungen, Ressourcen und Erfahrungen der vorausgegangenen Lebensgeschichte“ (Mayer 1987, 60). Die Grenzen dieser Strukturierung sind allerdings umstritten. Insbesondere die Ergebnisse der Arbeitsmarktforschung zur beruflichen Erstplatzierung (Blossfeld 1990) belegen, wie historische, d.h. kohortenspezifische und individuelle Benachteiligungen im Übergang von der Ausbildung in den Beruf die Chancen in weiteren Übergängen begrenzen. Die Entscheidungen eines Individuums (und meistens seiner Familie) für einen bestimmten Beruf, einen entsprechenden Ausbildungsplatz hat also Folgen für den Lebenslauf, die für das Individuum nicht zu übersehen sind. Wie stellt sich diese Selektivität, in der Entscheidungen und strukturelle Folgen eine Verbindung eingehen, für die Individuen selbst dar?

Die Übergänge des Lebenslaufs sind institutionell durch formale Prozeduren der Zertifizierung etc. reguliert, aber auch durch normative Sanktionen gesellschaftlich *kommentiert* (Kohli 1985). Für die Selbstachtung einer Person in modernen Gesellschaften ist die erfolgreiche Bewältigung beruflicher Statuspassagen von großer Bedeutung; dass andere Erfolgskriterien aufgewertet werden, falls dieser Erfolg nicht vorliegt, bestätigt diese Regel. Ob jemand seine Chancen genutzt hat oder ob er sie verstreichen ließ, geht also ins Selbstbild einer Person ein und trägt so zur Konstruktion von Identitäten bei. Die selbstsozialistische Wirkung gelin-

³³ Ich meine hier die Linie Mead - Goffman - Habermas - Krappmann - Joas.

gender und misslingender Übergänge in den Beruf und innerhalb des Berufsverlaufs (Hoerning 1987; Heinz 1992, 2000a, 2000b) ist ausschlaggebend für die Nutzung von Gestaltungsspielräumen. In den Fallstudien soll der Rekonstruktion von Optionsräumen und ihrer Wahrnehmung daher ein großer Stellenwert eingeräumt werden. Für die detaillierte Erhebung von Opportunitätsstrukturen spricht noch ein weiteres Argument: Die mangelnde Komplementarität von faktischer Autonomie und Autonomiegefühl. Insbesondere Akteure, deren Handeln in Übereinstimmung mit der institutionellen und symbolischen Ordnung ihrer Zeit steht, können ihre (Berufs-)Biographie als kohärente Geschichte erzählen, und das, obwohl ihr Handlungsspielraum möglicherweise äußerst begrenzt war und/oder sie wenig Gebrauch von ihren potentiellen Freiheiten machen. Die Präsentation der Lebensgeschichte muss also mit dem faktisch verwirklichten Handlungsspielraum abgeglichen werden, um Aussagen über die Handlungsfähigkeit einer Person oder einer Gruppe treffen zu können.

Die normative Konstruktion von Biographie: Der Lebenslauf als Institution

Der Lebenslauf kann als Institution bezeichnet werden, d.h. als „Regelsystem, das einen zentralen Bereich oder eine zentrale Dimension des Lebens ordnet“ (Kohli 1985). Einen institutionellen Charakter, d.h. allgemeine Geltung bekommt der Lebenslauf durch die Etablierung von ubiquitären Lebenszyklen - Ausbildung, Arbeit, Ruhestand - und geregelten „Karrieren“ im Sinn beruflicher Positionssequenzen. Die Absicherung durch die Einrichtungen wohlfahrtsstaatlicher Regime schafft weitere Institutionalisierungsimpulse. Kohli (1985) bezeichnet die mit diesen Erwartungen zunehmende Tendenz zur individuellen Selbstbeschreibung als *Biographisierung*, die mit Max Weber gesprochen ‚systematische Selbstkontrolle‘ bedeutet. ‚Biographisierung‘ bedeutet, dass Akteure diese Selbstbeschreibungen brauchen, um die auslegungsbedürftigen Regeln der Lebenslaufgestaltung für sich zu interpretieren. Diese Regeln haben unterschiedliche Verbindlichkeitsgrade. So gehört eine gelingende Berufskarriere für die Mehrheit zumindest der männlichen und zunehmend der weiblichen Bevölkerung zu den zentralen Bedingungen gesellschaftlicher Anerkennung. Für die Wahlhandlungen und Anpassungen in den Übergängen werden Akteure deshalb besonders verantwortlich gemacht. Die erfolgreiche Bewältigung und Gestaltung dieser ‚Statuspassagen‘ gehört zu Kernbereich der Erwartungen an Individuen in modernen Gesellschaften. Eine Institutionalisierung des Lebenslaufs schützt aber auch vor anomischen Anspruchsinflationen: „[S]ie gibt der Lebensführung ein festes Gerüst vor und setzt Kriterien dafür, was erreichbar ist und was nicht“ (Kohli 1985, 19).

Auch die kulturellen Traditionen eines Gesellschaftskreises tragen zur Entstehung von Wissensbeständen, die eine Selbstthematization ermöglichen, bei. Ein Beispiel: Die Selbstthematization der deutschen Nation als *kulturelle* statt als politische Nation hat ihren Ursprung in der verspäteten Nationenbildung Deutschlands. Dichter wie Novalis haben mit der deutschen Romantik eine reiche Kultur der Innerlichkeit entwickelt, die sich zur Selbstthematization anbietet. Biographisierungsprozesse in Ostdeutschland sind durch kulturelle Traditionen und ihre Abwesenheit, beispielsweise einer demokratischen Tradition, geprägt.

De-Institutionalisierungsprozesse und die Individualisierungsdebatte

Seit den achtziger Jahren wird eine ‚De-Institutionalisierung‘ des Lebenslaufs (Kohli 1988b) beobachtet. Dieses Phänomen wird mit einer gesteigerten individuellen Verantwortung für die ‚eigene‘ Biographie, einem korrespondierenden Selbstverwirklichungsideal, einem Aufbrechen von Unsicherheits- und Risikoerfahrungen angesichts (relativ) ungesicherter Berufskarrieren in Verbindung gebracht. Ob dieser Biographisierungsschub eine raffiniertere Disziplinierung verunsicherter Akteure unter der Flagge der Eigenverantwortung mit sich bringt oder ob dadurch größere Handlungsspielräume entstehen oder beides, steht dabei zur Disposition. In der deutschsprachigen Soziologie hat sich seit dem Erscheinen von Becks „Risikogesellschaft“ eine breite Debatte über die ‚Individualisierungsthese‘ abgespielt. Bevor ich auf neuere Theorien zum Thema Narration eingehe, berichte ich kurz von dieser Debatte, weil sie aufschlussreich für die Frage ist, was denn bei Überlegungen zum Zusammenhang von Sozialstruktur, Biographie und Erzählung auf dem Spiel steht. Die Kernfrage der Individualisierungsdebatte lautete: Wie weit geht die – in einer reflexiven Moderne eingeforderte – Freiheit und Fähigkeit von Individuen, sich von der Prägung durch Klasse und Schicht frei zu machen (vgl. Beck 1986) In diesem Streit (vgl. Joas 1988; Neckel 1993; zur Übersicht vgl. Ecarius 1996) wurde einerseits die These vertreten, die Prägungskraft der Arbeitsgesellschaft sei unter postfordistischen Verhältnissen am Ende, und die Individuen können und müssen ihre von nun an *persönliche* Sinnggebung abgekoppelt von institutionellen Kontexten der Arbeitsgesellschaft verfolgen, andererseits wird eine Auflösung von Klassen- und Milieustrukturen bezweifelt. Beide Positionen können gute Argumente vorbringen und eine Verflüssigung dieser Strukturen wird allgemein konzediert, so dass heute wichtige Detailfragen diskutiert werden können.

Freiheit und Notwendigkeit in autobiographischen Sinngebungsprozessen

In welchem Verhältnis steht die Freiheit der Selbsterfindung zur Strukturiertheit von Sinngefügen? Biographische Identität konstituiert sich primär durch eine Ordnung der Zeit (Mead 1967, Ricœur 1984, Nassehi 1990). Doch welchen Stellenwert hat diese Organisation für soziale Ordnung und individuelle und kollektive Erfahrung? Es gibt zwei Gesichtspunkte:

a) Eine Erzählung ist ein Modell der Wirklichkeit und ermöglicht durch eine Umdeutung der Vergangenheit und die imaginäre Projektion einer möglichen Zukunft die Nutzung und Erschließung von Handlungsspielräumen (Dewey 1934, Ricoeur 1984). Durch Erzählungen kann mit Lebensentwürfen gespielt werden, ohne dass dieser Lebensentwurf im „wirklichen Leben“ schon umgesetzt sein müsste. Paul Ricœur formuliert diese Idee für die Metapher und erweitert sie auf die Erzählung: „Das zentrale Argument ist die Idee, dass sich die Metapher zur dichterischen Sprache verhält wie das Modell zur Wissenschaftssprache“ (Ricœur 1986). Die Metapher wird in „Zeit und Erzählung“ als keimhafte Form der Erzählung verstanden. In der Erzählung, ist ein Wirklichkeitsbezug angelegt, der in praktischem Handeln experimentell geprüft werden muss (Ricœur 1984). In der narrativen Struktur der Erzählung ist eine quasi-Vergangenheit angelegt, die eine spielerische Neuerfindung der Gegenwart

ermöglicht. Der Kulturpsychologe Jürgen Straub weist darauf hin, dass gerade unbewältigte Differenzenerfahrungen die Konstruktion einer überzeugenden Geschichte ermöglichen. Ein ‚Skandalon‘ bildet dann den Kern der Geschichte (Straub 2000). Dies spricht dafür, dass gerade die für Handelnde problematischen Erfahrungen in der Narration spielerisch umgearbeitet werden können.

b) Erzählungen zwingen zu Deutungen und schränken dadurch Handlungsmöglichkeiten ein. In Erzählungen werden Ereignisse in eine zeitliche Ordnung gebracht. Fritz Schütze hat darauf aufmerksam gemacht, dass in ‚autobiographischen Stegreiferzählungen‘ „Zugzwänge der Sachverhaltsdarstellung“ (Schütze 1977, 1984) am Werk sind, denen sich Erzähler beim Erzählen nicht entziehen können. Detaillierungszwang, Gestaltschließungszwang, Kondensierungszwang (Schütze 1977) bringen die Erzähler dazu, mehr zu erzählen, als beabsichtigt war und ihre Geschichten konsistent zu halten. Die Pragmatik des Erzählens, d.h. die Bedingungen der *Verständlichkeit* einer Geschichte zwingen die Erzähler, sich an bestimmte intersubjektiv gültige Kompositionsregeln zu halten. Diese Regeln selbst sind Gegenstand literarischer Werke und öffentlicher Aushandlungsprozesse.

Gerhard Riemann (1987) hat am Beispiel von Psychatriepatienten zeigen können, wie Erfahrungen, die nicht in gelingende Erzählungen gefasst werden können, Akteure in unkontrollierbare ‚Verlaufskurven‘ (Schütze 1984) abstürzen lassen. Es sind nicht die Erfahrungen selbst, die die Handlungsfähigkeit untergraben, sondern die Schwierigkeit, sie in einer Erzählung unterzubringen, die der Erzählerin eine sozial akzeptable Rolle zubilligt. Riemann spricht von der *Aufschichtung* eines latenten „Verlaufskurvenpotentials“ (Riemann 1987, 380ff.), das in bestimmten biographischen Krisen nicht mehr bewältigt werden kann und zum faktischen Kontrollverlust oder dem Verlust des Gefühls für das eigene Handeln führen kann.

c) Die Angemessenheit von Lebensgeschichten kann sich nur praktisch zeigen. Diese These vermittelt zwischen a) und b). Einziges Kriterium für die Stimmigkeit von Lebensgeschichten ist die Zustimmung relevanter Anderer. Diese These beinhaltet die Umstellung von einer *Kompetenztheorie* des Erzählens auf eine *Pragmatik* des Erzählens (Ricoeur 1984). Mit dieser Umstellung müssen rhetorische, also auch ästhetische Formen der Geltungsbeanspruchung ernst genommen werden. Ein rhetorisches Verständnis lebensgeschichtlicher Erzählungen geht nicht davon aus, dass eine Erzählung vor allem dann Aussicht auf Anerkennung hat, wenn sie regel- und vor allem normgerecht ist, sondern wenn sie *situativ überzeugen* kann. Ob eine Erzählung ‚überzeugt‘, lässt sich letztlich nur empirisch zeigen.

Zusammenfassung: Konstruktion, Konstitution und Emergenz in Biographien

Biographische Selbstbeschreibungen ermöglichen die Aufrechterhaltung von Handlungsfähigkeit trotz der Beschränktheit von Chancen und des Zwangs zur Wahl zwischen möglicherweise gleichwertigen Alternativen. Diese Selbstbeschreibungen sind „selektive Vergewärtigungen“ (Hahn 1988) lebensgeschichtlicher Erfahrung, die einen Ausschnitt der faktisch möglichen Entscheidungsoptionen repräsentieren und zu einem stimmigen Bild der

eigenen Handlungsfähigkeit verdichten. Diese selektiven Vergegenwärtigungen sind aber nicht nur Selektionen aus real vorhandenen Beschreibungsmöglichkeiten, sondern es handelt sich dabei primär um soziale Konstruktionen, wie Bourdieu in seiner polemischen, dabei aber produktiven Kritik der Biographieforschung betont (Bourdieu 1990). Biographieanalysen folgten gemäß seiner Kritik einer idealistischen Logik, die auf dem Realismus der Intentionalität des Subjekts beharrt, ohne die soziale Genese dieser Intentionalität zum Gegenstand der Analyse zu machen. Die „biographische Illusion“ bestehe darin, anzunehmen, dass der Selbstbeschreibung eines Subjekts als Substanz oder als Kern der Person irgendeine Bedeutung ohne die performativen Praktiken des Nationalstaats, des Systems (vertikaler) sozialer Ungleichheit, und der Geschlechtlichkeit zukomme (Bourdieu 1990, 56). Für Bourdieu ist das Subjekt nur ein *Effekt* von Verortungen im sozialen Raum; es gelte aber, die Relationen des sozialen Raumes zu analysieren. Bourdieus Kritik geht am historisch-institutionalistischen Paradigma der Lebenslaufsoziologie, das Biographisierung ebenfalls als Artefakt institutioneller Zuschreibungen beschreibt, vorbei, fügt der Diskussion allerdings einen Aspekt hinzu: Ein biographisches Selbstverständnis – im Sinn von Konsistenzfiktionen in Bezug auf den Lebenslauf – wird nicht nur durch moderne Lebenslaufregime möglich, sogar die Kategorien der Selbstbeschreibung sind festgeschrieben: Geschlecht, Klasse, Staatsangehörigkeit. Bei Kohli ist noch nicht eindeutig, ob die institutionelle Ordnung von Lebenslaufregimen biographische Deutungen nur ermöglicht und verstärkt, oder ob staatliche „Anrufungspraktiken“ (Gramsci 1986) die Kategorien der Selbstdeutungen erst performativ erzeugen. Bourdieus Kritik sollte die Sensibilität für die Vermutung schärfen, dass Wissenschaftler an der Konstruktion von hegemonialen Diskursen beteiligt sind, dass sie nicht einfach empirisch beschreiben, sondern Kategorien einsetzen, die als Beschreibungen der Welt politische Folgen haben.

Eine ähnliche, aber anders gelagerte Kritik des Verständnisses von Biographie als direkte Verweisung auf Realität wurde auch im Rahmen der soziologischen Systemtheorie geleistet. Armin Nassehi führt ein transzendentes³⁴ Argument gegen die Verdinglichung der Differenz zwischen sozialer und personaler Identität ein (Goffman 1974). Die „Exklusionsindividualität“ (Luhmann 1989, 160), also der Verlust eines eindeutigen Weltzentrums durch Multiinklusion in verschiedene funktionale Teilsysteme bedingt in dieser Sichtweise erst die Notwendigkeit dieser Unterscheidung; diese Individualitätsform ist sogar die Bedingung der Möglichkeit dieser Unterscheidung. „An die Stelle des Balancemodells tritt Identität als Operation der zirkulären Geschlossenheit des Bewusstseins. Der Akt der Balance wird aufgelöst in der „Selbstbeobachtung/Selbstbeschreibung“ (Luhmann 1984, 360) des Bewusstseins“ (Nassehi 1990, 165). Beide Kritiken, Bourdieus und Nassehis, greifen die Spuren einer Sozialphilosophie an, die dem Subjekt Urteilsfähigkeit jenseits der Sozialität des Subjekts zuspricht. Bourdieu lässt die Selbstbeschreibungen nur als Effekte institutioneller Ordnungen gelten, während Nassehi dem Individuum eine angemessene Reflexivität als Eigenleistung

³⁴ Ein Argument bezüglich der Bedingung der Möglichkeit.

zuschreibt, die aber ihren konstituierenden Bedingungen immer einen Schritt hinterher ist.

Die zwei Kritiken stellen akteurzentrierte und voluntaristisch-handlungstheoretische Positionen in Frage. Aus der normativ-institutionalistischen (Kohli 1985), der sozialstrukturellen (Mayer 1987), aber auch aus einer praxistheoretischen Perspektive (Bourdieu 1987) erweist sich Biographie als soziale *Konstruktion*. Aus einer systemtheoretischen Perspektive, aber auch aus anthropologischen (Taylor 1996) Perspektiven zeigt sich Biographie als Resultat eines gesellschaftlichen *Konstitutions*prozesses. Konstruktion und Konstitution sind analytisch unterscheidbare Aspekte der Entstehung sozialer Kategorien. *Konstruktionen* stellen Schemata des Handelns und der Selbstbeschreibung zur Verfügung. Da Konstruktionen aber nie ‚perfekt‘ sind, *müssen* Individuen kraft ihres über diese Kategorien konstituierten kommunikativen Selbstverhältnisses die *Anwendung* der Schemata auf konkrete Handlungssituationen selbst leisten. Kategorien von Konstruktion und Konstitution müssen noch ergänzt werden mit der Ebene der *Emergenz* von biographischer Identität und kollektiven Praktiken. Mit *Emergenz* ist eine Situationsdeutung gemeint, die weder durch ein vorhandenes Schema, noch durch seine bloße Anwendung erklärt werden kann und die eine Veränderung kultureller und/oder institutioneller (d.h. normativ regulierter) Praktiken mit sich bringt.³⁵ In der Lebenslaufsoziologie spricht man in diesem Zusammenhang gerne von ‚strukturbildenden‘ Innovationen, die zur Veränderung von Lebenslaufmustern oder anderer gesellschaftlicher Institutionen führen. Glen Elder betont die Wichtigkeit des Emergenzarguments, gerade um die Verschiebungen beispielsweise weiblicher Erwerbsverläufe über Kohorten hinweg erklären zu können (Giele 1998, 7).

4.3. Die Thematisierung von Risiko und Unsicherheit in der Biographieforschung

Die Thematisierung von gesellschaftlichen Krisen im Spiegel persönlicher Krisen hat eine lange Tradition in der Soziologie. Der frühe Marx entwickelte ein philosophisches Entfremdungskonzept. Durkheim hat in seiner Studie über den Selbstmord den Begriff der Anomie entwickelt (Durkheim 1983) um die Formen von Selbstaufgabe zu benennen, die aus der Abwesenheit von regulativen gesellschaftlichen Normen erwächst. Dieser Mangel erschwert es, Erfahrungen zu benennen. Die Regellosigkeit erstreckt sich für ihn vor allem auf die Ansprüche, die aus normativen Ansprüchen an die Lebensführung erwachsen. Durkheims anomische Selbstmörder wissen vor allem nicht, wie sie die Grenzen ihrer eigenen Ansprüche ziehen sollen. Im Fall des anomischen Selbstmords wird der Selbstanspruch des posttraditionalen Subjekts nicht mehr durch moralische Vorschriften begrenzt, so dass das Individuum von diesen entfesselten Ansprüchen überwältigt wird. Diese Linie pessimistischer Moderni-

³⁵ Wie kann diese Emergenzebene empirisch greifbar gemacht werden? Emergenz bezeichnet eine besondere Strukturtransformation, eine Strukturbildung, die sich nicht als bruchlose Variation der bisherigen Sinnstrukturen lesen lässt. Natürlich kann keine Deutung ex nihilo ‚erfunden‘ werden. Jede unerhörte Deutung kann nur als ‚Bricolage‘ (Levi-Strauss, Hitzler) bekannter Elemente entstehen. Die strukturalistische Sicht hilft aber nicht weiter, da sie einen zu rigiden Strukturbegriff propagiert. Als emergente Deutung möchte ich eine solche verstehen, die eine andere Form der Praxis oder die Fortsetzung einer gefährdeten Praxis ermöglicht. Durch eine emergente Deutung kann ein soziales System in ein neues ‚Sprachspiel‘ (Wittgenstein) eintreten und gewinnt dadurch Freiheitsgrade.

tätskritik ist insbesondere in der europäischen Soziologie stark geblieben. Scheitern erweist sich in dieser Perspektive auch als Selbstbeschuldigung, die dem Subjekt von einer immer anonymen werdenden Sozialstruktur auferlegt wird.

Biographisierung und Scheitern

Kohli konnte zeigen, dass die Verlängerung der allgemeinen Lebenserwartung und die Einführung rationaler Bürokratie und wohlfahrtsstaatlicher Institutionen die Lebensgeschichte des Einzelnen als quasi-natürliche Kategorie sozial verallgemeinert hat (Kohli 1985). Jede und jeder konnte fortan etwas über ihr oder sein bisheriges Leben erzählen. Es ist wenig plausibel anzunehmen, die „self told life narrative“ sei ein universelles Phänomen, wie Jerome Bruner (Bruner 1987) meint. Es ist plausibler davon auszugehen, dass es von allgemeinen gesellschaftlichen Existenzbedingungen und besonderen sozialen Institutionen abhängt – Alois Hahn spricht von „Biographiegeneratoren“ (Hahn 1987) – ob „das ich über Formen des Gedächtnisses verfügt, die symbolisch seine gesamte Vita thematisieren“ (Hahn 1987, 12). Historisch haben die Institution der Beichte und Formen des literarischen Bekenntnisses die Sensibilität für die eigene Lebensgeschichte geschult. Michel Foucault identifiziert die Praktiken sozialer Sanktionierung als wesentlichen Biographiegenerator und Erprobungsfeld für moderne Formen individualisierter sozialer Kontrolle (Foucault 1994). Soziale Kontrolle wird in der Moderne unter anderem über Definitionen von biographischem Erfolg und Misserfolg ausgeübt.

Mit meiner zentralen These vermute ich einen Biographisierungsschub, der sich auf die Entfaltung individueller beruflicher Chancen bezieht. Das Gelingen dieser Entfaltung – so die These – kann für die 71er Hintergrund persönlicher Selbstachtung und (berufs)biographischer Handlungsfähigkeit sein. Inwiefern sich diese Hypothese bestätigt, und worin dann das normative Moment der Transformation liegt, zeigt sich anhand der statistischen Auswertung und der Fallstudien.

Sozialstrukturelle Bedingungen, normative Vorgaben und Werte (als Kriterien des Gelingens von Praktiken) bringen die Gefahr des Scheiterns mit sich. Dieses Scheitern kann die Form eines *objektiven* Scheiterns annehmen, das etwa ein soziologischer Beobachter konstatieren würde und die Form eines *subjektiven* Scheiterns annehmen, das oft, aber nicht immer, mit dem objektiven Scheitern zusammenfällt. Das subjektive Scheitern kann für denjenigen, der dieses Urteil über sich spricht, verheerende Folgen haben. Scheitern ist oft mit dem Verlust des Wünschens verbunden. Wir können uns dann nichts mehr vorstellen, das ‚jetzt noch‘ wünschenswert wäre. William James hat der Idee des Sinnverlusts in seinen ‚Varieties of Religious Experience‘ (James 1982) Ausdruck verliehen. James sieht aber in der Zerstörung überkommener Wünsche auch die Chance, neue Erfahrungen zu machen und neue Wünsche zu entwickeln. Er betont damit die Wandelbarkeit und – begrenzt – auch Gestaltbarkeit der eigenen Wünsche. Welche besonderen Bedingungen gelten für das Gelingen und Scheitern von Berufsbiographien?

Der enge Deutungsspielraum der Berufsbiographie

Biographien als Ganze lassen Individuen relativ viel Spielraum in der Definition dessen, was als gelungenes Leben gelten kann. Dieser Spielraum ist für die *Berufsbiographie* vergleichsweise stark eingeschränkt, da es sich um ein institutionell stark reguliertes Handlungsfeld handelt.

„Offensichtlich gibt es Minimalbedingungen für eine erfolgreiche Berufsbiographie, die nicht unterschritten werden dürfen. Diese Minimalbedingungen werden durch ein gesellschaftlich verbindliches Wertesystem festgelegt, das seinerseits im Operieren der Funktionssysteme, insbesondere der marktwirtschaftlich verfassten Ökonomie, verankert ist. Sind solche Minimalbedingungen erfüllt, gibt es wiederum eine große Bandbreite von Möglichkeiten, eine Berufsbiographie als erfolgreich darzustellen“ (Giegel 1995, 214). Giegel nennt einige Bedingungen für die Definition einer Berufsbiographie als erfolgreich: bildungsadäquate Beschäftigung, Angemessenheit der Position im Verhältnis zur Position der Eltern bzw. der Familie, senioritätsbedingter Aufstieg, Anstieg der Vergütung, und die Durchsetzung in Konkurrenzverhältnissen. Die Berufsbiographie als Deutungsrahmen – im Sinn der normativen Erwartungen, die Erfolg und Misserfolg, Gelingen und Misslingen definieren – ist damit durch einen relativ schmalen Autonomieraum gekennzeichnet. Einmal begonnene institutionengebundene Verläufe wie Ausbildungen, angetretene Stellen etc. nehmen auch durch Sinngebungen oft den Charakter von schwer korrigierbaren Entscheidungen für einen bestimmten Pfad beruflicher Entwicklung an (‚Endogenität‘).

Berufskulturelle Dimensionen der Berufsbiographie

Wie weit der Deutungsspielraum und die sich daraus ergebenden Handlungsoptionen in Bezug auf die berufliche Realität tatsächlich sind, ist unter anderen von berufsbiographischen (Selbst-) Sozialisationsprozessen abhängig. Bei der Rekonstruktion berufsbiographischer Entscheidungsprozesse in der Phase des Berufseinstiegs empfiehlt es sich, den Kompetenzerwerb im Beruf selbst zu berücksichtigen. Corsten (1998) begreift „berufliche Handlungsstile“ als „kulturelle Gestaltungen der Spielräume institutioneller Erwartungen“ (Ebd., 17). Die Aneignung beruflicher Kompetenzen kann als „beruflicher Enkulturationsprozess“ (Ebd., 32) begriffen werden, der zunächst auf den jeweiligen Beruf bzw. den jeweiligen Ausbildungsgang bezogen ist. Die besondere Dynamik dieser Enkulturation besteht in der Aneignung von Problemlösungsstrategien, die sich auf verschiedene fachfremde Kontexte beziehen lassen und bei betrieblichen und beruflichen Umorientierungen von Bedeutung sein können. Diese Art universeller Kompetenz wurde in der Vergangenheit in der berufsbiographischen Literatur oft in der Thematik moralischen Urteilsvermögens diskutiert (Hoff/Lempert/Lappe 1991, Corsten /Lempert 1997). Corsten spricht von einer „generativen Kompetenz“ (a.a.O. 36), die gemäß den Besonderheiten der jeweiligen Berufskultur unterschiedlich ausgeprägt ist. Ich berücksichtige berufskulturelle Kompetenzen als Ressource bei der Bewältigung berufsbiographischer Übergänge und Brüche. Diese Bildungsprozesse, die der Form nach Prozessen der Selbstsozialisation entsprechen (Ebd., 27) müssen aber auch

als Investitionen und potentielle Selbstbindungen angesehen werden, die die Anpassung an neue, besonders bildungsunadäquate Arbeitsplätze erschweren können.

Auf den theoretischen und methodischen Umgang mit Chancen und Risiken von Kontingenzerfahrungen³⁶ gehe ich im folgenden Abschnitt ein. Dabei diskutiere ich auf einer theoretischen Ebene Fragen, die in der Auswertung des Materials aufgekomen sind.

Kontingenz und Verlaufskurven

Welche Folgen haben biographische Kontingenzerfahrungen, also Erfahrungen der Unkontrollierbarkeit biographisch relevanter Ereignisse? Das Konzept der *Verlaufskurve* (englisch: *trajectory*), bzw. des ‚trajektförmigen Verlaufs‘ bietet eine Antwort. Entwickelt wurde das Konzept von Anselm Strauss für Patientenkarrerien entwickelt. Es bezeichnet den Erleidensprozess des Subjekts, das allmählich die Urheberschaft über seine Lebensziele verliert. Die teilweise oder gar völlige Einschränkung der Möglichkeit, sich selbst als Urheber zentraler Ereignisse des eigenen Lebens zu begreifen wirkt sich zerstörerisch auf die Handlungsfähigkeit aus. Dies ist bei Riemann (1987) gut belegt.³⁷ Schütze (Schütze 1981, 1984) und Riemann (a.a.O.) haben grundlegende Arbeiten zum Verhältnis von gelebter und erzählter Lebensgeschichte geleistet. Schützes Konzept der Prozessstrukturen bringt die Handlungsfähigkeit von Akteuren mit der Kompetenz in Verbindung, sich und anderen selbst eine eigene Lebensgeschichte erzählen zu können. Er geht dabei davon aus, dass drei „Schemata der Sachverhaltsdarstellung“ – Erzählung, Bericht, Argumentation – verwendet werden können, um Erfahrungen darzustellen (Schütze 1984). Deren sinnlogisches Verhältnis zueinander lässt Rückschlüsse zu auf „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ (Schütze 1981; 1984, 84ff.), die produktive Verarbeitungen von Anforderungen und Gelegenheiten der sozialen Welt darstellen. Er unterscheidet zwischen biographischen Handlungsschemata, institutionellen Ablaufmustern der Lebensgeschichte, Verlaufskurven und Wandlungsprozessen (Schütze 1981, Schütze 1984, 92ff.). Schütze entfaltet dabei die Idee, dass die dunkle Seite widersprüchlicher Erfahrungen – z.B. die Erfahrung der Demütigung bei einem glimpflich ausgegangenen Gespräch mit dem Vorgesetzten – in die Ordnung der Erfahrung, die in „autobiographischen Stegreiferzählungen“ (Schütze 1984) hergestellt wird, ‚einbrechen‘ kann und so die Handlungsfähigkeit des Akteurs blockiert. Wenn der Akteur nicht über genügend Ressourcen verfügt, die sich aus der beruflichen Position, habituellen Kompetenzen und Distinktionsmöglichkeiten, sozialen Netzwerken, kulturellem Kapital, finanzieller Absicherung usw. speisen, besteht die Gefahr, dass es immer schwieriger wird, ‚biographische Handlungsschemata‘ zu entwickeln oder in ‚biographische Wandlungsprozesse‘ zu vertrauen, die einen Weg aus dieser Krise zeigen könnten; die Biographie gerät in die trudelnde Bewegung einer

³⁶ Der Begriff der Kontingenz ist als Zustand zwischen Gewissheit und Zufall definiert. Dieser Zustand führt im biographischen Kontext zu einer Unbestimmtheit des *Zustands* einer Person. Unter Kontingenzerfahrung verstehe ich eine Erfahrung, die einem Akteur vor Augen führt, dass seine Erwartungen an die Berechenbarkeit der Zukunft oder der Vergangenheit trügerisch waren, ohne dass die enttäuschte Erwartung in dem Sinn falsch war, dass sie durch eine andere, bessere ‚Theorie‘ zu ersetzen wäre.

³⁷ Aus anthropologischer Perspektive hat Charles Taylor (1996, 15ff.) vergleichbare Ideen entwickelt.

‚Verlaufskurve‘. Am Interviewprotokoll macht sich eine Verlaufskurvendynamik durch verschiedene Merkmale der Redeorganisation bemerkbar (Schütze 1984, 96f.). Die „intention-äußerliche“ „Erleidensverstrickung“ (Schütze 1984, 107) einer Verlaufskurve macht sich durch eine „besonders dichte, eine globale Struktur sequentieller Geordnetheit auskristallisierende konditionelle Verkettung von Ereignissen (Schütze 1984, 580) bemerkbar. Ausserdem dadurch, dass „rezessive Erzähllinien“ – die Erzählerin in einem schlechten Licht dastehen lassen – im narrativen Interview durch aufwändige rechtfertigende „Hintergrundkonstruktionen“ (Ebd., 97) in Schach gehalten werden müssen, damit sie nicht die gesamte Erzählung ‚beschmutzen‘. Es kommt sogar vor, dass eine rezessive Erzähllinie die Oberhand über die erwünschte Version der eigenen Lebensgeschichte gewinnt.

Riemann rekonstruiert sozialisatorische Kontexte, die ein „Verlaufskurvenpotential“ (Riemann 1987) anhäufen. Riemann versteht darunter sozialisatorische und selbstsozialisatorische Kontexte, die Individuen für den Verlust von Handlungskontrolle anfällig machen. Zum Verlaufskurvenpotential addiert sich all das auf, was in einem Leben schiefgehen kann. Der enge Deutungsspielraum der Berufsbiographie kann für den Fall beruflichen Scheiterns als Verlaufskurvenpotential (Riemann 1987, 380ff.) gelten. Schütze spricht auch von „Entmoralisierungsprozessen“ (Schütze 1995), die Verlaufskurven oft begleiten. In den Fallstudien werde ich den Verlust der moralischen Bindung an Institutionen der sozialen Welt besondere Aufmerksamkeit schenken. Schützes Plädoyer für die Wahrnehmung der Zerbrechlichkeit menschlicher Lebenszusammenhänge ist wichtig, aber nicht ganz unproblematisch. Es beschreibt die Gefährdung von alltagsweltlichen Wissensbeständen und ist damit eines der wenigen empirisch gut begründeten Konzepte, die die Schwierigkeiten der Subjekte, ihren ‚Beitrag‘ in der Abfederung der Kontingenzen der Moderne zu leisten konzeptuell ernstnehmen. Auch für eine ungleichheitstheoretische Perspektive sollte das Verlaufskurvenkonzept zentral sein. Die Chancen für den Erwerb biographischer Ressourcen, die die Wiedergewinnung der Kontrolle über das eigene Leben ermöglichen, sind gesellschaftlich ungleich verteilt und zwischen Gesellschaften ungleich verteilt. Ob biographische Kontingenz (im Sinn einer unklaren oder unberechenbaren Bedeutung früherer Ereignisse für spätere outcomes) ein Verlaufskurvenpotential darstellt, kann nur im Rekurs auf Positions-, Milieu-, geschlechts- und berufsspezifische Ressourcen geklärt werden. Ein Mangel an ‚sozialem Kapital‘ (Putnam) beschränkt die Chancen der kollektiven Bewältigung von trajektförmigen Verläufen zusätzlich. Aus diesen Gründen arbeite ich in den Fallrekonstruktionen mit dem Konzept der Verlaufskurve.

„Fragilitätssensible Sicht der sozialen Realität“³⁸ oder Kontingenz als Chance?

Eine andere Linie ist mit der Chicago-Soziologie und ihren Studien zur sozialen Desorganisation verbunden (z.B. Thomas/Znaniecki 1918-20; Zorbaugh 1929). Die Texte der Chicagoer Soziologen schillern, manchmal von Satz zu Satz: eine Sorge um den Zerfall gesellschaftli-

³⁸ So Schütze in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Magdeburg.

cher Moralität wechselt sich ab mit einer Faszination und Bewunderung für die kreativen Leistungen von Migranten, Marginalisierten und Slumbewohnern. Auch sozialtheoretische Argumente, die in Diskussionen der 90er Jahre über Moderne und Postmoderne bekannt geworden sind, raten zur Vorsicht. In einigen biographieanalytischen Arbeiten der letzten Jahre wurde dieser Topos aufgegriffen (Giegel/Billerbeck/Frank 1988; Corsten 1992; Brose/Wohlrab-Sahr/Corsten 1993, Wohlrab-Sahr 1993, Gutiérrez 1999). Brose et al. haben Biographien von Zeitarbeiterinnen und Zeitarbeitern untersucht und dabei Typen biographischer Konstruktionen rekonstruiert, die weder auf Verlaufskurven hinweisen, aber auch nicht der Selbstgewissheit ausstrahlenden klassischen Normalbiographie entsprechen. Sie machen drei Kontexte aus, die *biographische Unsicherheit* (Wohlrab-Sahr 1993) aufkommen lassen: Misstrauen und Enttäuschung, soziale Mobilität und Individualisierung im Sinne einer mangelnden sozialmoralischen Einbettung von Lebenswegen. *Unsicherheit* bezeichnet dabei eine Verstrickung der *zeitlichen Organisation* von Erwartungen in der Berufsbiographie, die bspw. durch den Versuch entsteht, eine konkrete Bindung an ein Berufsziel über das Verstreichen konkreter Chancen hinauszuzögern, dabei aber zu behaupten, es stünde einem noch alles offen. Neben Formen von Selbsttäuschung haben Brose et al. dabei *Dezentrierungsphänomene* ausgemacht, d.h. biographische Selbstverhältnisse, die einen reflexiven oder produktiven Umgang mit biographischer Diskontinuität und Scheitern ermöglichen. Die oben genannten Autoren gehen auch auf die Gefahren ein, die biographische Unsicherheit für Biographieträger mit sich bringen, betonen aber die Entwicklungspotentiale, die Kontingenzerfahrungen mit sich bringen.

Die These, dass durch problematische Lebensereignisse Verlaufskurvenrisiken entstehen, verleitet leicht zu der Vorstellung, eine lineare und unproblematische Lebensgeschichte sei in jedem Fall besser für die ‚Biographieträger‘. Schützes und Riemanns Konzept der Verlaufskurve akzentuiert die Gefahren kultureller Kontingenz in Form kultureller Inkonsistenzen (bspw. zwischen Milieus) und biographischer Diskontinuitäten. Die Repräsentation biographischer und gesellschaftlicher Kontingenzen wird als Verlaufskurvenpotential rubriziert, also letztlich als ersten Schritt in den Kontrollverlust. Aus einer Verlaufskurve scheint es keinen ‚glücklichen‘ Ausgang zu geben. Es ist in einem Zeitalter der Kontingenz (Rorty 1995) aber wichtig, Konzepte zu entwickeln, die die Genese persönlicher und gesellschaftlicher Kreativität und ihre Bedingungen erklären können. Die enge Kopplung von narrativer ‚Unordnung‘ und ‚biographischer Unordnung‘ ist von einem ‚referentiellen‘ Verständnis von Narration geprägt, von der neuere narrationstheoretische Ansätze (Ricoeur 1984; Straub 2000, vgl. auch Corsten 1994) abrücken³⁹. Diese Überlegungen sind sehr abstrakt, weshalb ich sie

³⁹ Ricoeur schreibt dazu: „The point where, in order to signify something like a productive reference in the sense in which, following Kant, we speak of a productive imagination, the problematic of refiguration [=narratives Emplotment, B.T.] must free itself, once and for all, from the vocabulary of reference. [...] In moving away from the vocabulary of reference, I am adopting instead that of „application“, handed down by the hermeneutical tradition and awarded a new place of honour by Hans-Georg Gadamer in his *Truth and Method*. From gadamer we have learned that application is not a contingent appendix added onto understanding and explanation but an organic part of every hermeneutic project“ (Ricoeur 1984, Bd. 3, 158). Dieses Verständnis einer Applikation von Tradition im Rahmen eines aktuellen Problemhorizonts als konstituierendes Moment der Bedeutung deckt sich

im Folgenden auf biographietheoretische Überlegungen beziehe.

Wie lässt sich die Kontroverse produktiv aufschließen? Ich gehe von einem Detail in Schützes Diskussion von Verlaufskurven aus, um aus dieser theoretischen Diskussion einen methodischen Gewinn für meine Auswertungen ziehen zu können: Ein wichtiges Element von Schützes interpretativem Vorgehen ist die Berücksichtigung „dramatischer szenischer Höhepunktserzählungen“ (Schütze 1984, 99). Eine Häufung dieser verweist ihm zufolge entweder auf die „Übermächtigkeit“ einer verlaufskurvenförmigen Prozessstruktur oder auf eine zunehmende Kompetenz in der Bewältigung unübersichtlicher Situationen (Ebd., 101). Diese empirische Beobachtung Schützes zeigt, dass narrative Darstellungsformen sich nicht eindeutig ‚Prozessstrukturen von Lebensabläufen‘ zuordnen lassen. Es ist denkbar, dass *zwei* Prozessstrukturen *simultan* wirken, und dass sich erst *nachträglich* erweist, ob ein Akteur eine biographische Wandlung oder einen Absturz erlebt hat. Ich richte in meinen Analysen ein besonderes Augenmerk auf szenische Höhepunktserzählungen und analysiere die rhetorischen Strategien, die mit diesen Erzählungen verknüpft sind.

Die theoretische Kontroverse über den Status von Narration für die biographische Identität des Akteurs bezieht sich auf die Frage, was eine gelungene Erzählung sei. Für Schütze ist es die Übereinstimmung von „tragenden Erzählsätzen“ mit dem „biographischen und/oder alltagsweltlichen Erwartungsfahrplan“ (Ebd.). Er trägt dem Umstand Rechnung, dass Erzählungen allgemein eine „Zustandsänderung“ des Biographieträgers präzisieren, hebt dann aber sehr schnell auf die Übereinstimmung der Zustandsänderung mit sozial normierten Schemata ab. Dieses Verständnis von Erzählungen deckt sich mit Schützes „Homologietheorie“ (Schütze 1984, 78), der zufolge der „lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom durch Homologien des Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen“ wiedergegeben wird und erst nachträglich mit Hilfe abstrakter Kategorien „resymbolisiert“ wird. Ist eine Erzählung nur dann eine gelungene Erzählung – zugespitzt gesagt – wenn sie langweilig ist? Die meisten anderen Autoren vertreten eine gegenteilige Meinung⁴⁰:

Die Erzählung als dramaturgische Figur und die Entstehung von Werten: neuere Ansätze

„In aller Regel wird die Mitte einer Geschichte als etwas Besonderes und für den Geschichtenbegriff Entscheidendes konzeptualisiert: sie repräsentiert die Erfahrung von *Kontingenz*, etwas Überraschendes oder Ungewöhnliches, ein unerwartetes Ereignis, eine Krisis oder Komplikation, einen Einbruch in die Normalität, einen Planbruch o-

mit einem pragmatistischen Verständnis der Situation. Im Rahmen dieses Verständnisses geht man davon aus, dass erst durch die Vermittlung von verfügbaren Mitteln und Zwecken eine Situationsdefinition durch Akteure geleistet wird.

⁴⁰ Die komplementäre Frage ist: Besteht die Möglichkeit, dass gerade biographische Verlaufskurven ein grosses Potential zur Entwicklung von Anpassungs- und Gestaltungsstrategien haben? Schütze selbst antwortet, es sei dazu notwendig, dass es dazu für den Akteur wichtig sei, sich „kreative Wandlungsprozesse vorzustellen“ (persönliche Mitteilung). Diese Antwort weist in die Richtung von Straub und Riceur. Die Frage ist nur, wie man sich denn Wandlungsprozesse vorstellt, wen nicht dadurch, anderen Geschichten darüber zu erzählen, was mir widerfahren ist.

der dergleichen mehr.[...] Das aussergewöhnliche, positive oder negative, im Sinne einer zeitlichen und sachlichen Scheidung eines ‚Vorher‘ von einem ‚Nachher‘ *kritische* (Hervorhebung d.A.) und *kontrastbildende* Ereignis steht im Zentrum jeder narrativen dargestellten Veränderung. Es bildet die Achse und Plattform der erzählerischen Transformation des Ausgangszustandes in einen Endzustand, dem Ausgang der Geschichte. Häufig wird diese Minimalbedingung nicht nur als notwendiges Merkmal jeder Geschichte betrachtet, sondern auch als entscheidender Aspekt ihrer Reportabilität oder Erzählwürdigkeit. Ohne die besagte, im Zentrum stehende *Krisis*, um die sich alles dreht, ohne den Einbruch von Kontingenz, der zu Veränderungen führt, diese vorantreibt und die betroffenen Akteure nötigt, sich umzuorientieren und neu einzustellen, verlören Geschichten die für sie charakteristische dramatische Struktur. Sie würden belanglos, uninteressant, langweilig, ja entbehrten der Form und des Status einer Geschichte im eigentlichen Sinn“ (Straub 2000, 150f.).

Für Straub ist in Anknüpfung an verschiedene erzähltheoretische Arbeiten die Symbolisierung von Kontingenz in Form einer kontrastbildenden *Krisis* im Mittelpunkt Voraussetzung ihrer *Erzählwürdigkeit*. Entscheidende Bedingung für eine gelingende Erzählung ist für ihn nicht die Einhaltung einer bestimmten Darstellungsweise, sondern dass die Erzählung Interesse weckt. Er vertritt damit insofern ein rhetorisches Verständnis von Narration, als es darauf ankommt, bei der Hörerin – bzw. bei Ricoeur: der „Leserin“ (vgl. Ricoeur 1984, 157ff.) – einen Eindruck zu hinterlassen. Straub fasst zusammen, es sei deutlich geworden, dass eine Geschichte nur dann erfolgreich erzählt sei, wenn ein „Skandalon“ (a.a.O., 157), eine unerklärte, unerhörte Begebenheit im dramatischen Mittelpunkt der Geschichte steht und damit als Teil des „Emplotment“ (Ricoeur 1984) unverzichtbarer Bestandteil der Erzählung ist. Ricoeur argumentiert ähnlich, wenn er davon spricht, dass in der Erzählung die Dissonanz der aktuellen Erfahrung in eine narrative Konsonanz überführt wird, in der die Dissonanz in eine Sequenz überführt ist. Die Dissonanz bleibt erhalten, aber sie wird in eine zeitliche Ordnung gebracht, in der sich ein Zustand verändert, eine Person von A nach B bewegt, etc. Die ungeordnete, plurivokale Erfahrung wird in eine narrative Ordnung gebracht, die erst dadurch verständlich wird, dass sie den ursprünglichen Widerspruch zu ihrem dramatischen Kern gemacht hat (Ebd., 1. Bd., 52ff.). Narration ermöglicht wie für Schütze eine Ordnung von Erfahrung. Im Unterschied zu Schützes Ansatz wird hier allerdings das gefährdende „Widerfahrnis“ als Voraussetzung für Handlungsfähigkeit gesehen, während es bei Schütze und Riemann deren erste Gefährdung darstellt. Schütze geht im Kern davon aus, es genüge, wenn eine Person sich selbst bzw. dem internalisierten generalisierten Anderen gegenüber Rechenschaft über ihr Leben ablegen kann. Sie gehen aber von einer grundlegend anderen Situation aus: während Schütze von einem unpersönlichen generalisierten Anderen ausgeht, der in der Person des sozialwissenschaftlichen Interviewers die Regelrechtigkeit der Lebensgeschichte ‚überprüft‘ stehen Straubs Geschichtenerzähler vor einem gelangweilten Publikum, das mit einigermaßen geistreichen Geschichten unterhalten werden will. Abgesehen

von der Richtigkeit der Thesen zur Charakteristik von Narrationen fällt auf, dass die Autoren (Schütze/Riemann vs. Straub/Ricœur) von unterschiedlichen sozialen Figurationen ausgehen. Schützes implizite Protagonisten befinden sich in einer Situation, in der es darauf ankommt, keine Fehler zu machen, möglichst kohärent zu erscheinen, während Straubs und Ricœurs Protagonisten die Erwartungen ihrer Zuhörer an die Gewandheit der Erzähler nicht enttäuschen wollen und deshalb rhetorische Strategien benutzen, ohne die Gefahr zu scheuen, zu ‚übertreiben‘ und damit die Kontrolle über ihre Geschichte zu verlieren. Die einen müssen befürchten, wegen Übertretungen und Verfehlungen ihr Selbstvertrauen zu verlieren, die anderen müssen der Gefahr ausweichen, nichtssagend zu erscheinen. Während Schützes Stegreiferzähler primär soziale Identität nachweisen müssen, sind Straubs und Ricœurs Selbstdarsteller darauf aus, eine personale Identität öffentlich als Interessant anzupreisen. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Figurationen sich typischerweise in unterschiedlichen Klassen, Milieus und Berufsgruppen wiederfinden. Obwohl dies sicherlich der Fall ist, gibt es doch einige Anzeichen dafür, dass die dramatische Version des Geschichtenerzählens in der gegenwärtigen Moderne an Bedeutung gewinnt. Es muss genügen, wenn ich einige Beispiele aufführe:

Es wird immer wichtiger, die berufliche Entwicklung inklusive etwaiger Wandlungsprozesse überzeugend zu kommunizieren, während berufliche Stabilität, wie etwa eine lange Bindung an einen Betrieb immer stärker und in zunehmend vielen Bereichen zum Nachteil wird. Durch die seit einiger Zeit beobachtete De-Institutionalisierung des Lebenslaufs wird es immer schwieriger, eine ausreichende Selbstdarstellung zu betreiben, indem sich Biographen etwa auf berufliche Angaben beschränken ohne auf die Besonderheiten der eigenen Person einzugehen. Letzteres kann nur durch rhetorische Stilisierung gelingen. In historischen Situationen, die weitgehend beispiellos sind, ist kreatives Handeln und der Einsatz rhetorischer, d.h. *überzeugender* Kommunikationsstrategien wichtiger als eine vorsichtige Haltung gegenüber etwaigen Kritikern abweichenden Verhaltens. Dies trifft auch für die Transformationsgesellschaften zu.

Aus einer anderen Perspektive aber zum Thema argumentiert Joas (1998). Gerade wenn Menschen Hindernisse und Grenze, sowohl ‚reale‘ als auch die ihrer Angst überwinden oder einfach Erfahrungen eines anderen Lebens machen, können sie Werte entwickeln, die ihrer Lebenssituation angemessen sind. „Werte entstehen in Erfahrungen der Selbstbildung und Selbsttranszendenz“ (Joas 1998, 10). Auch er billigt der - immer unvollständigen - Bearbeitung von Kontingenz einen hohen Stellenwert im Prozeß individueller und gesellschaftlicher Autonomisierung zu.

Ich fasse zusammen: In gesellschaftlichen Zusammenhängen und historischen Zeiten, die von einer Lockerung der normativen Bestände und einer Verflüssigung des gesellschaftlichen Ungleichheitsgefüges oder von einer Verschärfung der ‚Beweislast‘ der Individuen geprägt sind, gewinnt eine autobiographische Kompetenz sensu Straub/Ricœur an Bedeutung. Diese Form der Identitätsbehauptung möchte ich in Anlehnung an Goffmans Analysen von „Face-work“ -die Bezeichnung für das Bemühen, das Gesicht zu bewahren - als *dramaturgi-*

sche biographische Arbeit bezeichnen. Die dramaturgische autobiographische Kompetenz muss als ungleich verteilt angesehen werden.

4.4. Exkurs zu Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeit – zur Operationalisierung von ‚Kontrollstilen‘

In diesem Exkurs werde ich zwei psychologische Konstrukte interpretieren und ein theoriegeleitetes Tableau von ‚Kontrollstilen‘ entwickeln. Dieses Tableau dient in der empirischen Untersuchung erstens zur Analyse des Zusammenhangs zwischen Erwerbsverläufen und Aspekten von Verarbeitungsformen⁴¹ sozialen Wandels, zweitens als Samplingschema für die qualitative Befragung.

In der standardisierten retrospektiven Längsschnitterhebung der Lebensverlaufsstudie Ostdeutschland wurden psychologische Variablen erhoben, die Aspekte von Verarbeitungsformen von Erwerbsverläufen abbilden. Ich schließe in meiner quantitativen Analyse an einschlägige Untersuchungen (Huinink/Diewald/Heckhausen 1994; 1996) an und entwickle ein eigenes Samplingschema, indem ich Konstrukte zu ‚Kontrollattributionen‘ und ‚Selbstwirksamkeit‘ verwende. Dabei werde ich folgendermaßen vorgehen: Nach einer Darstellung des Themas ‚Kontrolle‘ zeige ich, was die beiden von mir verwendeten Konstrukte (Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeit) jeweils leisten. Dieser Diskussion folgt die Vorstellung des theoriegeleiteten Tableaus.

Kontrollkonzepte und ihre Verwendung in der Arbeit

‚Kontrolle‘ ist ein ungemein erfolgreiches Konzept der psychologischen Forschung. Ein Gefühl von Kontrolle, so die Summe der Forschung, ist mit Gesundheit, Leistung, Ausdauer, Motivation, Coping, Selbstwertgefühl, Anpassungsfähigkeit, Erfolg und Scheitern in einer Reihe von Lebensbereichen verbunden. Diese Ergebnisse wurden allerdings mit einer schwer überschaubaren Fülle von über 100 Konstrukten erzielt, die zum Teil das Wort „Kontrolle“ im Namen tragen: locus of control, Kontrollattribution, primäre/sekundäre Kontrolle. Andere Begriffe enthalten das Wort nicht, sind aber dennoch eng verwandt oder identisch: Hilflosigkeit, Efficacy (Selbstwirksamkeit), Autonomie, outcome expectancy⁴².

Am Anfang des Siegeszuges der Kontrollkonzepte steht Rotters (1966) Idee, dass Menschen, wenn sie die Erfahrung gemacht haben, dass sich die Welt in Reaktion auf ihre Handeln verändert, diese Erfahrung generalisieren und davon ausgehen, dass der ‚locus of control‘ *innen*, d.h. *im* Handelnden liegt (internal locus of control), während sie, wenn sie in dieser Hinsicht frustriert werden, davon ausgehen, dass die Dinge anderswo, also *außen* ausgelöst werden (external locus of control). Er artikuliert diese Idee in der Sprache des Behaviorismus. Das

⁴¹ Bei Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen und ihren Kombinationen handelt es sich nicht um sinnstrukturell vollständige Beschreibungen von Verarbeitungsformen, sondern ‚nur‘ um abstrahierte *Aspekte* von symbolisch konstituierten Verarbeitungsmustern; diese Aspekte können wertvolle Hinweise auf Verarbeitungsformen liefern.

⁴² Einen breiten Überblick und den Versuch einer Systematisierung liefert Skinner (1996).

Konstrukt des ‚locus of control‘ gilt als überholt, da bekannt ist, dass eine Reihe vermittelnder Prozesse zwischen Wahrnehmung und Handeln liegen. Die Rezeption des Kontrollkonzepts im Rahmen des Kognitivismus ermöglichte eine Weiterentwicklung der Idee, es sei relevant für die Handlungsfähigkeit von Akteuren, wo sie die Ursachen für kontingente Ereignisse sehen: in ihrem eigenen Willen oder in Kontextbedingungen. Der psychologische Kognitivismus geht von einem einfachen Modell der Informationsverarbeitung aus: Encodierung von Information - Speicherung (Gedächtnis) - Decodierung von Information. Im Rahmen dieses Modells können grundlegende Vorgänge der Umweltwahrnehmung, der internen Verarbeitung und Speicherung und Aktivierung von Wissensbeständen diskutiert werden. Es ist damit möglich, zwischen der mentalen Repräsentation des Akteurs, der Mittel, die ihm zur Verfügung stehen und den Zielen zu unterscheiden. Handlungsmotivationen lassen sich in dieser Theorielinie durch „outcome expectancies“ erklären: Die Erwartung, ob sich ein bestimmtes relevantes Ereignis (outcome) herbeiführen lässt und das Ausmaß, in dem das Ereignis wünschenswert ist, veranlasst den Akteur zum Vollzug der Handlung oder hält ihn davon ab.

Kontrollattributionen

Einen Teilbereich der kognitivistischen Theorien⁴³ bilden Attributionstheorien, in deren Rahmen wichtige kontrolltheoretische Arbeiten geleistet wurden. Die Attributionstheorie geht generell von der Grundannahme aus, der Mensch als rationales Wesen sei bestrebt, seine Umwelt ‚wirklichkeitsgetreu‘ zu begreifen. Auf dem Hintergrund dieser Annahme finden sich interessante Verzerrungen in der Zuschreibung von Ereignissen und Kausalitäten.

Berufsbezogene Kontrollattributionen, wie sie im CAMAQ-Fragebogen in der Lebensverlaufsstudie erhoben wurden⁴⁴, bilden ab, welche Ursachen Akteure für ‚berufliches Vorankommen‘ ausmachen: individuelle Anstrengung, individuelle Kenntnisse und Fähigkeiten, Beziehungen, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen oder einfach „Glück“.

Die Items zu „Anstrengung“ und „Kenntnissen und Fähigkeiten“ bestehen aus folgenden Konditionalsätzen:

⁴³ Die Begrenztheit der kognitivistischen Sichtweise liegt darin, dass sie das Gehirn und seine Welt nur als wechselseitig gegebene Kontexte zusammenbringt, und damit das Problem der Verknüpfung von Struktur und Handlung nicht in den Blick bekommt. Man könnte sagen, das Problem stellt sich in dieser Perspektive gar nicht.

⁴⁴ Gemessen wurde mit einer 5-stelligen bipolaren Skala in der Form:

„Würden Sie sagen, dass diese Aussage etc...“

- 1: überhaupt nicht auf Sie zutrifft
- 2: wenig auf Sie zutrifft
- 3: teils auf Sie zutrifft, teils nicht
- 4: etwas auf Sie zutrifft
- 5: sehr auf Sie zutrifft“

“Wenn man in seinem Beruf die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten hat, kann man beruflich vorankommen!“, bzw.; „Wenn man sich im Beruf anstrengt, kann man beruflich vorankommen.“⁴⁵

Ich interpretiere diese Sätze über „Kenntnisse und Fähigkeiten“ und über „Anstrengung“ folgendermaßen: wer diesen Aussagen (im Fragebogen) *zustimmt*, hält zentrale Rationalitätsmaßstäbe – das Leistungsprinzip und die Statusallokation nach Qualifikationsniveau – in der Arbeitswelt für *gültig*. Diese beiden Fragen thematisieren also die *Rationalität zentraler Organisationsprinzipien der Arbeitssphäre*. Die beiden Prinzipien bezeichnen Grundvoraussetzungen gerechter Gesellschaftsordnungen. Wer diese Rationalitätsprinzipien verletzt sieht, hat im Allgemeinen Anlass zur Kritik, zur Skepsis oder zur Verzweiflung. Der Glaube an diese Rationalität dürfte ein Indikator für das Vorhandensein von *Vertrauen* sein.

Selbstwirksamkeit

Rotters damals noch behavioristisch verkürzte Idee der *Erfahrung* persönlicher Handlungskontrolle revitalisiert Bandura mit seinem Konzept der „self-efficacy“ (deutsch: Selbstwirksamkeit) (Bandura 1997) im Rahmen einer sozialkognitiven Theorie. Bandura definiert Selbstwirksamkeit als „people’s beliefs about their capacity to exercise control over events that affect their lives“ (Ebd., 34). Seine sinnvolle Zusatzannahme lautet, dass sich diese Überzeugungen in einer Art selbsterfüllender Prophezeiung selbst verwirklichen, weil Menschen mit starken Selbstwirksamkeitsüberzeugungen effektiv und mutig handeln⁴⁶. Selbstwirksamkeitsüberzeugungen können also als *psychische Ressourcen* verstanden werden⁴⁷.

Zu meiner Verwendung von Selbstwirksamkeits-Items: Im CAMAQ-Fragebogen sind für Selbstwirksamkeitsüberzeugungen wiederum die oben genannten Bereiche abgefragt. Die Frage des Items bezieht sich darauf, ob die Befragten sich für diese Felder ‚Wirksamkeit‘

⁴⁵ Das Item ist problematisch, da auf den Einführungssatz die Standardfrage folgt: „Würden Sie sagen, dass diese Aussage überhaupt nicht auf Sie zutrifft etc.?“

Das Ausrufezeichen im ersten Satz ist grammatikalisch schlicht falsch, handelt es sich doch um einen Aussagesatz. Es handelt sich im logischen Sinn um eine konditionale All-Aussage der Form „Immer dann, wenn...“. Eine All-Aussage kann nicht nur „auf X“ zutreffen, wenn X eine Teilmenge aller Objekte ist. An einem Beispielsatz wird das klar: „Immer dann, wenn man einen Gegenstand loslässt, fällt er nach unten“. Dieser Satz trifft entweder auf alle Gegenstände zu oder nicht. Es ist logisch daher zunächst sinnlos zu fragen, ob der Satz „auf mich“ zutrifft oder nicht. Entweder er ist richtig oder falsch. Wenn es auch nur einen „Gegenstand“ gibt, für den er nicht wahr ist, so ist der ganze Satz falsch.

In der Sprachverwendung gibt es allerdings Möglichkeiten, den Satz doch noch als sinnvoll zu verstehen. Man kann die Wahrheitsbedingungen eines Satzes rekonstruieren. „Trifft das auf Sie zu?“ könnte dann heißen:

- a) Die Aussage ist wahr, bzw. falsch.
- b) Gehört X („Sie“) zur Menge von Objekten, für die dieses Gesetz zutrifft?
- c) Ist diese Aussage nur unter bestimmten Umständen wahr.

⁴⁶ Seligmans Theorie „gelernter Hilflosigkeit“ (Seligman 1975) steuert das negative Gegenstück zu diesem Ansatz bei. Sie besagt, dass Menschen kognitive, emotionale und motivationale Defizite entwickeln, wenn sie immer wieder die Erfahrung machen, dass Ereignisse nicht von ihrem Handeln abhängen.

⁴⁷ Dieses Verständnis macht das Selbstwirksamkeitskonzept für die Soziologie attraktiv. Psychische Ressourcen können dabei vollkommen schlüssig etwa als *motivationales Kapital* (bzw. eine Unterart kulturellen Kapitals) rubriziert werden.

zuschreiben oder nicht.

„Ich verfüge über die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten für mein berufliches Fortkommen!“⁴⁸ bzw. „Ich kann die notwendige Energie aufbringen, um die von mir angestrebte berufliche Position zu erreichen.“

Items zur Selbstwirksamkeit können verschiedene temporale Bezüge haben. Die Aussage über „Kenntnisse und Fähigkeiten“ bezieht sich auf die Vergangenheit oder die Gegenwart; vermutlich nicht auf die Zukunft, es sei denn, jemand antizipiert einen Zuwachs oder einen Verlust an Bildung. Die Bewertung dieses Item besagt ungefähr, wo sich jemand im gesellschaftlichen Ungleichheitsgefüge der Qualifikationen selbst verortet. Die Frage, ob jemand „genügend Energie habe“, seine beruflichen Ziele zu verfolgen, zielt auf die Gegenwart, eher noch auf die Zukunft ab. Das Item bezieht sich damit auf ein Stück Handlungsplanung. Beide Variablen kann man als Indikatoren für die *psychische Ressourcenausstattung* der Person lesen. Ein Selbstwirksamkeitsgefühl kann natürlich auch illusorisch sein, in dem Sinn, dass jemand seine Handlungssphäre so einschränkt, dass nie eine Verunsicherung des Selbstwirksamkeitsgefühls aufkommt⁴⁹.

Zur Kombination von Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeitserfahrungen in einem Tableau von Kontrollstilen

Ich interpretiere Bandura so, dass der Zusammenhang von Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeitserfahrungen darin besteht, dass Attributionen Erfahrungen von Erfolg oder Misserfolg „erklären“. Wie relevant eine Erfahrung von Erfolg oder Misserfolg für den motivationalen Haushalt einer Person ist, d.h., ob sie sich etwa *ermutigt* oder *entmutigt* fühlt, bemisst sich dann daran, wie sie diese Erfahrung *interpretiert*⁵⁰.

Wir können daraus folgern, dass die Operationalisierung einer *Kombination* von Selbstwirksamkeitsüberzeugungen und Kontrollattributionen eine umfassendere Erklärung von Handlungsspielräumen ermöglicht als jede für sich. Auch Bandura ist der Auffassung, dass „[h]uman behavior and affective states would be best predicted by the combined influence of efficacy beliefs and the types of performance outcomes expected within given social systems“ (Ebd., 20). Bandura hat die Ergebnisse einer Studie (Bandura 1973) wie folgt zusam-

⁴⁸ Gemessen wurde mit einer 5-Stelligen bipolaren Skala in der Form:

Würden Sie sagen, dass diese Aussage...

- 1: überhaupt nicht auf Sie zutrifft
- 2: wenig auf Sie zutrifft
- 3: teils auf Sie zutrifft, teils nicht
- 4: etwas auf Sie zutrifft
- 5: sehr auf Sie zutrifft“

⁴⁹ Jon Elster spricht in diesem Fall von ‚adaptiver Präferenzbildung‘ (vgl. Elster 1987).

⁵⁰ Meine Interpretation deckt sich mit Banduras Auffassung, dass sich Ausprägungen von Kontrollattributionen oft auf Selbstwirksamkeitsüberzeugungen zurückführen lassen. Der Einfluss von Selbstwirksamkeitsüberzeugungen auf Kausalattributionen ist für viele Handlungsbereiche nachgewiesen (Ebd., 124). Wenn eine Situation oder ein Handlungsfeld gemeistert werden konnte, neigen Menschen also dazu, diese Erfahrung zu verallgemeinern. Man könnte sagen, sie *erklären* Erfahrungen von Erfolg oder Misserfolg mit Kontrollattributionen.

mengefasst:

Schaubild 1: Die Effekte von Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, Kontrollattributionen auf Verhaltensweisen und Gefühlzustände

		Efficacy beliefs (Selbstwirksamkeitsüberzeugungen)	
		+	-
Outcome expectancies (Kausalattributionen)	-	-Protest -Grievance -Social activism -Milieu Change	-Resignation -Apathy
	+	-Productive Engagement -Aspiration -Personal Satisfaction	-Self-devaluation -Despondency

(Plus und Minus bezeichnen (relativ) positive und negative Ausprägungen von Kausalattributionen und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen; übernommen aus Bandura 1997, 20)

Ich orientiere mich an diesem Befund und schlage folgendes Tableau vor⁵¹:

⁵¹ In vielen psychologischen Studien sind die beiden Konstrukte Selbstwirksamkeit und Kontrollattributionen additiv verstanden worden, ganz im Sinne eines probabilistischen Handlungsmodells. Man geht dabei davon aus, dass sich die Einschätzung der Verfügbarkeit von Mitteln (Selbstwirksamkeit) mit der Einschätzung der Wirksamkeit dieser Mittel (Kontrollattributionen) zu einer Gesamteinschätzung der Kontrollierbarkeit von Ereignissen addiert: Selbstwirksamkeit + Kontrollattribution = subjektive Kontrollierbarkeit von Ereignissen. Diese Annahme ist wenig plausibel. Wenn eine Person von sich sagt, sie hätte „notwendige Kenntnisse und Fähigkeiten für berufliches Fortkommen“ aber zugleich sagt, diese Kenntnisse und Fähigkeiten zählen nicht viel in der realen Welt- ist dies nicht ein Unterschied zur Aussage, man selbst besitze die entsprechenden Fähigkeiten in geringem Maß, während sie aber zweifellos in der beruflichen Welt von Nutzen seien? Die erste Aussage ist offenbar Ausdruck einer skeptische Haltung, die aber durchaus selbstüberzeugt ist, während die zweite Aussage eine resignierte Haltung impliziert. Für einen hypothetischen Sprecher der ersten Aussage ist die Welt nicht ‚in Ordnung‘, für den zweiten schon. Ich möchte das Konstrukt der Kontrollattribution nicht nur als Verstärker bzw. Verminderer allgemeinen Kontrollbewusstseins verstehen, sondern als erfahrungsgesättigte Aussage über die Welt bzw. die Diskrepanz oder Übereinstimmung der eigenen Erfahrung mit den vorgestellten Eigenschaften der Welt.

Schaubild 2: Vermutete Zusammenhänge zwischen berufsbezogenen Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, Rationalitätserwartungen und Handlungsmustern

		Selbstwirksamkeitsüberzeugungen	
		+	-
Erwartungen an die Rationalität der Arbeitswelt (Kausalattributionen)	-	Skepsis	Fatalismus
	+	Sicheres Vertrauen	Resignierter Realismus

(Plus und Minus bezeichnen (relativ) positive und negative Ausprägungen von Kausalattributionen und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen; eigene Darstellung)

Die Felder des Tableaus bezeichnen *Aspekte der biographischen Verarbeitung* von Erwerbsverläufen im Rahmen *sozialer Wandlungsprozesse*, in denen die Geltung von Rationalitätsprinzipien sozialer Welten in Frage gestellt werden können. Was ich unter dieser Infragestellung verstehe, führe ich mit einer Anknüpfung an biographietheoretische Aspekte aus. Zunächst aber eine Erläuterung der vier Muster.

1. „Sicheres Vertrauen“

Diese Kombination von Attributionen lässt auf ein unproblematisches Verhältnis zu Rationalitätsprinzipien der Arbeitssphäre schließen. Die Person ist sich ihrer Fähigkeiten sicher. Das Vertrauen darin, dass der Besitz von Kompetenzen beruflichen Erfolg sichert, ist ungebrochen.

2. „Skepsis“

Dieser Akteur ist sich seiner Fähigkeiten relativ sicher, bezweifelt allerdings, dass für die Arbeitssphäre zentrale Rationalitätsprinzipien gelten. Dieses Muster ist besonders interessant. Bei Trägern dieses Musters kann das größte sozialkritische Potential vermutet werden; sozialkritisch in dem Sinn, dass die Geltung von Rationalitätsversprechen, die moderne Institutionen auszeichnet, in Frage gestellt ist. Bandura hat herausgefunden, dass diese Muster in Zusammenhang mit sozialem Aufstieg oder Abstieg steht und mit Ausdrucksformen wie Trauer (Grievance), Protest oder sozialem Aktivismus verbunden ist. Jemand, der in diesem Sinn skeptisch ist, rechnet Misserfolg und Erfolg weder vollständig der eigenen Person zu, noch vollständig der Situation. Dieses Muster verweist vermutlich auf eine Anomieproblematik (siehe oben).

3. „Resignierter Realismus“

Personen dieser Gruppe schätzen sich als nicht vollständig kompetent ein, bezweifeln aber nicht, dass das Rationalitätsprinzip (‘Qualifikation und Engagement sichern die berufliche Existenz’) gilt. Personen, die Misserfolge hinnehmen mussten, könnten mit dieser Interpretation, die ja gegen sie spricht, ihre Situation zumindest erklären. Ein Misserfolg wäre mit die-

sem Kontrollstil gut zu interpretieren: ‚Weil ich nicht über die notwendigen Mittel verfügte, hatte ich Misserfolg‘. Die Welt ist für den enttäuschten Realisten ebenso ‚in Ordnung‘, wie für den erfolgreichen mit selbstsicherem Kontrollstil – so jedenfalls meine Vermutung – weil das outcome der Berufskarriere gewissermaßen ‚erklärt‘ ist.

4. „Fatalismus“

In diesem Attributionsmuster besteht weder Vertrauen in die Angemessenheit der eigenen beruflichen Kompetenzen, noch die Sicherheit, dass Bedingungen der Rationalität der Arbeitswelt erfüllt sind. Dieses Muster ist durch einen allgemeinen Ressourcenmangel geprägt. Mit diesem Muster korrespondiert vermutlich eine fatalistische Grundhaltung.

Kontrollstile und Biographie

Zum Abschluss dieses Exkurses knüpfe ich Verbindungen zur Biographietheorie. Mit zunehmender biographischer Kontingenz, also einer Unberechenbarkeit von Lebensläufen und einer zunehmenden Pluralisierung von Lebenslaufnormen, wird es immer leichter möglich, Normen in Frage zu stellen, die vor wenigen Jahrzehnten noch als verbindlich galten. Die allmähliche Akzeptanz alternativer, bspw. homosexueller Lebensformen ist ein Beispiel dafür, wie die Geltung zentraler gesellschaftlicher Werte in Frage gestellt wird. Diese Infragestellung muss allerdings kein aktiver Vorgang sein. Auch die Erfahrung von *Widerständen* beim Verfolgen von Zielen führt zur Infragestellung der eigenen Person, oder eben der sozialen Welt, die die Anerkennung von Lebensentwürfen vereitelt. Die Infragestellung einer Norm oder der tatsächlichen Geltung einer Norm setzt voraus, dass der Akteur über Zugang zu alternativen Deutungen verfügt. Die Geltung einer Norm anzuzweifeln bedeutet, in Widerspruch zu vorherrschenden Auffassungen über die Beschaffenheit der Welt zu geraten. Mit diesem Widerspruch müssen Akteure irgendwie zurechtkommen; es gibt dabei unterschiedliche Möglichkeiten. Eine Möglichkeit besteht darin, andere Menschen von der Richtigkeit *ihrer* Auffassung überzeugen zu wollen, eine andere, die Richtigkeit der *eigenen*, d.h. im Widerspruch zum common sense stehenden Erfahrungen zu bezweifeln. Es gibt prinzipiell zwei Reaktionsmöglichkeiten für einen Akteur, der die Geltung einer Norm oder einer gesellschaftlichen Rationalitätsbehauptung infrage gestellt sieht:

Die Infragestellung ist mit der Gefahr impliziter oder öffentlicher sozialer Missachtung verknüpft. Missachtung, ob in Form von Stigmatisierung oder Selbstverurteilung, führt oft zu Einbußen der Handlungsfähigkeit. Das erlebte *Brüchigwerden* der Norm wird *artikulierte*, indem der verunsicherte Akteur alternative Werte oder Erklärungen sucht und ihre Geltung behauptet. Dazu ist allerdings ein gewisses Ausmaß an Handlungsautonomie notwendig.

Der Kontrollstil der „Skepsis“ korrespondiert am wahrscheinlichsten mit dieser Haltung (vgl. Bandura 1973). Die „Sicheren“ sehen sich gar keiner wesentlichen beruflichen Kontingenzerfahrung ausgesetzt, „Resignierte“ schreiben allein sich selbst die Schuld für Scheitern (oder Erfolg zu), während das Muster des „Fatalismus“ auf einen Mangel an Autonomie verweist. Aus diesem Grund habe ich vor allem Personen mit dem skeptischen Muster für die Befragung ausgewählt.

Nach diesem methodischen Exkurs ziehe ich aus der bisherigen Diskussion ein Fazit.

Fazit: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit und Vertrauen

Die fragilitätssensible Sicht muss durch eine Sensibilität für kreative, strukturbildende Bearbeitungen von Kontingenz in geteilten Lebenszusammenhängen ergänzt werden, denn gerade Diskontinuitäten und Brüche sind Chancen für die Entstehung neuer Lebens- und Wissensformen. Diese Sichtweise auf biographische Artikulationsarbeit als Beitrag zur Lösung – oder Kontinuierung – kollektiver Probleme öffnet den Blick auf die „biographische Konstruktion der Wirklichkeit“ (Alheit/Dausien 2000). Die Bearbeitung von Erfahrungen ermöglicht zunächst die *Anpassung* an unerwartete Veränderungen der Lebenssituation oder unerwarteter Folgen erwarteter Statuspassagen, wie Bourdieu im Rahmen seines Habituskonzepts gezeigt hat. Diese Anpassungsprozesse haben in der Transformation besondere Wichtigkeit für die Akteure. Biographische Konstruktionen tragen aber auch zur gelingenden Etablierung einer gerechten und demokratischen Moderne bei. Die Produkte biographischer Artikulation tragen den Wandel historischer und gesellschaftlicher Semantiken (Koselleck 1979, Luhmann 1980). Die Zirkulation des sozialen Kapitals ‚Vertrauen‘, so legt es der Zusammenhang von Vertrautheit und Vertrauen nahe, ist auch durch biographische Aneignungsprozesse der unvertrauten Welten der Anderen and der ‚weiten Gesellschaft‘ vermittelt. Durch biographische Artikulationen leisten Akteure einen Beitrag zur Etablierung gelingender Sozialität. Inwiefern das in Ostdeutschland geschieht, soll am Ende der Biographieanalysen reflektiert werden.

4.5. Forschungsleitende Annahmen

Aus der theoretischen Diskussion und der kontextuellen Einbettung ergeben sich folgende forschungsleitende Hypothesen:

1. Die Ressourcen zur Bewältigung der Anforderungen der Transformationssituation sind ungleich verteilt. Die Nutzung berufsbiographischer Optionen steht in Zusammenhang mit dem in der DDR erworbenen Laufbahnkapitalien und Lebenserfahrungen. Den Ergebnissen der theoretischen Diskussion zufolge setzen sich diese Ressourcenlagen und Erfahrungen nicht linear in Handlungskompetenzen um, sondern sie werden durch narrative (d.h. zeitliche) Erfahrungsrekapitulationen und historisch eingebettete Situationsdynamiken vermittelt wirksam. Kontingenzerfahrungen (Erfahrungen der Unbestimmbarkeit der Zukunft) können positive und negative Auswirkungen auf die berufliche Handlungsfähigkeit von Akteuren haben.
2. Die Transformationssituation hat für die Kohorte der 71er einen normativen Aspekt. Sie fühlen sich angehalten, ihre Chancen zu nutzen, weil die Realisierung individueller Chancen Teil eines sich herausbildenden neuen Lebenslaufregimes ist. Chancen nicht genutzt zu haben, führt – vermittelt über Formen biographischer Unsicherheit – zu Einbußen der Handlungsfähigkeit. Berufliche Wechsel schützen davor, einen mit dieser Wahrnehmung verbundenen Verlust an Handlungsfähigkeit zu erleiden. Diese These soll quantitativ überprüft und

qualitativ detailliert werden.

3. In Ostdeutschland besteht ein Vertrauensmangel bzw. ein Mangel an ‚sozialem Kapital‘, der die Ausbildung erfolgreicher Anpassungsstrategien beeinflusst und sie erschwert. Es gibt möglicherweise eine gesellschaftliche Hintergrunddynamik, die die Entwicklung von interpersonalem Vertrauen und Institutionenvertrauen vereitelt.

5. Darstellung der verwendeten Methoden

5.1. Die Agenda der Soziologie des Lebenslaufs – qualitative und quantitative Methoden

Die vorliegende Arbeit leistet einen Beitrag zur Integration quantitativer und qualitativer Forschungsstrategien. Beide Paradigmen haben bekanntlich ihre Stärken und Schwächen. Nach einer kurzen Darstellung der Spezifik beider Herangehensweisen stelle ich mein methodisches Design vor.

Die empirische Soziologie des Lebenslaufs leidet an einem „methodologischen Schisma“ (Kelle, Udo/Kluge 2001b, 12) das sich nur teilweise auf theoretisch divergierende Grundannahmen beziehen lässt. Dazu Kelle, der das gemeinsame Forschungsinteresse zusammen fasst: „Beide Traditionen der Erforschung von „Lebensverlauf“ bzw. „Biographie“ stellen Versuche dar, ein bestimmtes Grundlagenproblem des Gegenstandsbereichs – nämlich die *soziokulturelle Kontingenz der Strukturen des Lebenslaufs* – methodologisch in den Griff zu bekommen. Diese Kontingenz von Lebenslaufstrukturen bzw. des diese Strukturen konstituierenden biografischen Handelns hat die Erforschung des Lebenslaufs als theoretisches und empirisches Programm von ihren Anfängen an beschäftigt“ (Kelle/Kluge 2001b, 14).

Die Lebensverlaufsforschung bietet eine methodisch starke Konzeption von Sozialstruktur und ein Institutionenkonzept, das die ‚constraint‘-Seite von Institution betont. Sie ist aufgrund ihrer Schwerpunktsetzung nicht auf einen klar formulierten Handlungsbegriff angewiesen, was allerdings die Unterscheidung zwischen sozialstrukturellen und sinnhaften constraints und Spielräumen erschwert. Durch die Entwicklung neuer Erhebungsmethoden (wie retrospektive Längsschnitterhebungen) und statistischer Verfahren (bspw. Ereignisanalyse) wurde eine detailliertere Betrachtung von Intrakohortendifferenzen möglich. Dadurch kann die Komplementarität von verstärkter Regulierung des Lebenslaufs und gleichzeitiger Steigerung individueller Freiheitsgrade (und unsichtbarer Zwänge) empirisch belegt werden.

Die Kontingenz von Lebenslaufstrukturen wird in der Biographieforschung anders thematisiert: Sie leistet Erklärungen der Sinnstrukturiertheit von Handeln, hat aber mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die strukturellen Begrenzungen von Handlungs- und Deutungsspielräumen adäquat zu konzeptualisieren. Sie setzt, wie die Lebens(ver)laufsforschung, die normativen Aspekte der Institutionalisierung des Lebenslaufs und die sozialstrukturelle

Segmentierung des Lebenslaufs voraus, interessiert sich aber mehr für die Deutung dieser Einbettungen (Giddens 1988) durch Akteure. Relevant sind für die Biographieforschung also nicht nur sozialstrukturelle ‚constraints‘, sondern auch Selbstbindungen (Brose/Wohlrab-Sahr/Corsten 1993; Bude 1986) im Sinne gesellschaftlich konstituierter ‚constraints‘ im kommunikativen Selbstverhältnis (Mead 1967) von Akteuren. Das Individuum wird dabei als Schnittpunkt unterschiedlicher und manchmal konkurrierender gesellschaftlicher Normen und Lebenslaufprogramme gedacht. Methodisch setzt die Biographieforschung allerdings nicht bei Regelmäßigkeiten in Verläufen an, die an aggregierten Verläufen statistisch zu ermitteln sind, sondern sie geht von Sinnstrukturen aus, denen eine andere ‚Kausalität‘ und andere Variabilitäten zu eigen sind. Die ‚institutionenstiftende‘ Wirkung von Deutungen (vgl. Blumenberg 1981; Ricoeur 1984) findet ihre Grenzen in der sozialstrukturellen Beschränkung der Umsetzbarkeit dieser Deutungen im Alltagsleben. Im Folgenden stelle ich dar, auf welche Konzepte ich zurückgreife:

5.2. Zur Konstruktion von Verlaufskategorien

Wie lassen sich Lebensverläufe darstellen? Diese einfache Frage lässt sich scheinbar leicht beantworten: indem man sie möglichst genau abbildet. Der Lebensverlaufsansatz bietet den Vorteil, eine wenig abstrahierende und empirisch valide Darstellung von Lebensverläufen zu erlauben: Mayer (1987) spricht von einer „natural history“ des Individuums. Potentiell gehören alle institutionell definierten Ereignisse zum Lebensverlauf eines Individuums, von den institutionell weniger gut definierten ganz zu schweigen. Es empfiehlt sich also auszuwählen. Es gilt, im Auge zu behalten, was den Forschenden am Lebensverlauf interessiert und die Auswahl daran auszurichten. Diese praktische Maßnahme verweist auf den *Konstruktionscharakter* der Kategorie des Lebensverlaufs. Ich stelle im Folgenden meine Konstruktion von Indikatoren des Berufserfolgs (bzw. gelingenden und misslingenden Erwerbsverläufen) vor.

5.3. Die Operationalisierung der Berufsbiographien

Der Datensatz „Lebensverlaufsstudie Ostdeutschland (Kohorte 1971)“

Bei der folgenden Operationalisierung und den Berechnungen beziehe ich mich auf den LVOst71-Datensatz der Studie „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Zwischen Mai 1996 und Januar 1998 befragte das INFAS-Institut im Auftrag des Max-Planck-Instituts 610 Personen mit dem Geburtsjahr 1971, die Ende 1989 in der DDR gelebt haben. Die jungen Erwachsenen wurden in einer ca. einstündigen standardisierten Befragung zu – in der Befragung aus verschiedenen Gründen getrennten – Aspekten des Lebensverlaufs befragt: Eltern, Geschwister, Wohngeschichte, Schule, Ausbildung, Erwerbsgeschichte, Nebenerwerbstätigkeiten, Aus- und Weiterbildung, Organisationsbindung, Parteipräferenz, Freizeitaktivitäten, persönliche Netzwerke, Lebensstil, Partnerschaften, Partner-Erwerbsgeschichte und –

Organisationsbindungen, Kinder, Kontrollattributionen und eine Reihe anderer psychologischer Indizes. Es handelt sich beim LVOst71-Datensatz um einen Spelldatensatz, wie er für retrospektive Längsschnitterhebungen charakteristisch ist. Dabei ist eine ‚Episode‘, also ein klar definierter Abschnitt in einem bestimmten Lebensbereich, im Datensatz durch einen ‚Spell‘ repräsentiert. Für jeden Spell sind dann jeweils alle Variablen, die zu dem Themenbereich erhoben werden, mit einem Wert versehen.

Mein Datensatz umfasst alle Personen der 71er Kohorte, die mindestens einmal erwerbstätig waren, außer Abiturienten. Abiturienten bleiben von meinen Berechnungen ausgeschlossen, weil die meisten ihre Berufsverläufe erst ab Mitte der 90er Jahre begannen, d.h. kurz vor dem Befragungszeitpunkt. Auch inhaltlich ist die Gruppe der Abiturienten für meine Zwecke weniger interessant als die der Facharbeiter, da vor allem Letztere eine Erweiterung ihrer berufsbiographischen Spielräume erfahren haben (vgl. Solga 1995). Mein Datensatz enthält Variablen zum Erwerbsverlauf, Bildungsverlauf und zur Kontrollattribution der Befragten. Damit ist ein Zustandsraum definiert, der vertikale Mobilität, berufliche Umorientierungen und Kontrollattributionen einschließt.

Indikatoren für ‚erfolgreiche‘ vs. ‚nicht erfolgreiche‘ Erwerbsverläufe

Mein Ziel ist es, Indikatoren für erfolgreiche bzw. nicht erfolgreiche und für kontinuierliche bzw. umorientierte oder diskontinuierliche Erwerbsverläufe zu finden. Zu diesem Zweck greife ich auf **zwei Dimensionen** von Erwerbsverläufen zurück, die ihr Gelingen oder Misslingen hinreichend eindeutig indizieren⁵²:

a) Mobilität zwischen beruflichen Positionen (Statusmobilität)

b) ergänzend: Arbeitslosigkeit

zu a) Maßstab der Beurteilung der beruflichen Position ist der Vergleich der differenzierten beruflichen Stellung des ersten Arbeitsplatzes mit der Position des letzten Arbeitsplatzes vor bzw. während der Befragung 1997 (‚Rechtszensierung‘). Dabei wird zwischen 25 Positionen unterschieden, die arbeitsrechtlich definiert sind (in der Landwirtschaft Tätige, Akademische Freie Berufe, Selbständige, mithelfende Familienangehörige, Beamte, Angestellte, Arbeiter) und interne positionale Differenzierungen aufweisen (z.B. ungelernter Arbeiter, angelernter Arbeiter, Facharbeiter, Brigadier, Meister). Dabei lassen sich Abstiege, Aufstiege und laterale Bewegungen (d.h. Bewegungen ohne Statuszugewinn oder -verlust) unterscheiden.

⁵² Zur Genauigkeit bei der Abbildung von Erwerbsverläufen: Für eine genuine Verlaufsperspektive wäre eine differenziertere, z.B. auch geschlechtersensible Berücksichtigung von Verläufen wünschenswert. Andererseits gibt es keine neutrale ‚Abbildung‘ von Verläufen. Jede Operationalisierung von Verläufen ist theoriegeleitet und dient dazu, bestimmte Forschungsfragen zu klären. In diesem Sinn ist meine Vereinfachung gerechtfertigt. Ich beanspruche *nicht*, Erwerbsverläufe detailliert *abzubilden*. Das ist für meinen Zweck nicht nötig und würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Schaubild 3: Mobilitätsmatrix

Zeitpunkt A: erste berufliche Position	Zeitpunkt B: Befragungszeitpunkt 1997							
	1	2	3	4	5	6	7	8
1 Mittlere, höhere Leitungspositionen	L	↓	↓	↓	↓	↓	↓	↓
2 Hochqualifizierte Tätigkeiten	↑	L	↓	↓	↓	↓	↓	L↑↓
3 Qualifizierte Tätigkeiten	↑	↑	L	L	↓	↓	↓	L
4 Facharbeiter, Meister	↑	↑	L	L	↓	↓	↓	L
5 Einfache Angestellte	↑	↑	↑	↑	L	L	L	L
6 Un- oder angelernte Arbeiter	↑	↑	↑	↑	L	L	L	L
7 Bauern	↑	↑	↑	↑	L↑↓	L↑↓	L	L↑↓
8 Selbständige	↑	L↑↓	L↑↓	L↑↓	↓	↓	↓	L

Legende: ↑ = Aufstieg, ↓ = Abstieg, L = lateral bzw. Verbleib, L↑↓ = Zuordnung nach Einzelfallanalyse.

Falls eine Person eine Ausbildung hat und die erste berufliche Position die eines ungelerten oder angelernten Arbeiters ist und dies in der letzten Position immer noch der Fall ist, habe ich die Person als abgestiegen definiert, da sie nicht qualifikationsadäquat beschäftigt ist. Dies trifft auf 27 Fälle zu. Gerade in diesem kurzen Verlauf von ca. 6-7 Jahren war abzusehen, dass sich eine große Zahl lateraler Bewegungen finden wird. Deshalb war es nötig, ein zweites, ergänzendes Kriterium einzuführen: die *relative Arbeitslosigkeitsdauer*. Dabei wird der Anteil der Arbeitslosigkeitsphasen im Rahmen eines Lebenszeitbudgets gemessen (Mayer 2001, 342). Das Konzept hat den Vorteil, dass es eine dynamische Darstellung von Ablaufmustern ermöglicht und damit ein Kriterium zur Beurteilung von komplexen Verläufen bereitstellt. Eine Erwerbsbiographie, die von Arbeitslosigkeitsphasen durchsetzt ist, zählt in der Perspektive des Lebenszeitbudgets als prekariert, auch wenn am Ende kein Abstieg in der beruflichen Position eingetreten ist. Ich bin folgendermaßen vorgegangen: anstatt der absoluten *Arbeitslosigkeitsdauern* habe ich den Anteil der Arbeitslosigkeitszeiten an der Verweilzeit auf dem Arbeitsmarkt herangezogen. Es erlaubt einen Vergleich der Arbeitslo-

sigkeitsdauern zwischen Personen, die sich ungleich lange auf dem Arbeitsmarkt aufhalten. Die relative Arbeitslosigkeitdauer errechnet sich aus: Dauer Arbeitslosigkeitsepisoden/Dauer Erstplatzierung bis Befragungszeitpunkt.

Zusammenfassend: Als Indikator für einen „erfolgreichen“ Verlauf gilt, wenn die befragte Person:

- einen positionalen Gewinn („Aufstieg“) verbuchen konnte oder
- eine gleichwertige Position innehat und weniger als 8% ihrer Lebenszeit seit der ersten Berufstätigkeit arbeitslos war.

Als Indikator für einen ‚nicht erfolgreichen‘ Verlauf gilt, wenn eine befragte Person:

- einen positionalen Verlust („Abstieg“) erleben musste oder
- eine gleichwertige Position innehat oder 8% und mehr ihrer Lebenszeit seit der ersten Berufstätigkeit arbeitslos war.

Diese Kriterien sind *konservative Indikatoren* für Berufserfolg, da auch die Zeiten, die in Bildungsschleifen etc. verbracht werden, als Erwerbszeiten gerechnet werden. Der z.B. durch Bildungsmaßnahmen verdeckte, tatsächliche Anteil der in beruflicher Prekarität verbrachten Zeit im Lebensverlauf wird systematisch unterschätzt, wenn die gesamte nicht in Arbeitslosigkeit verbrachte Zeit als Erwerbszeit betrachtet wird. Individuen, die in die Kategorie „nicht erfolgreich“ fallen, waren mit hoher Wahrscheinlichkeit prekarisiert.

Berufliche Umorientierungen

Die zweite Dimension meiner Klassifizierung von Erwerbsverläufen ist der Wechsel des Berufs oder der Tätigkeit. Ich habe ‚berufliche Umorientierung‘ wie folgt operationalisiert:

Eine berufliche Umorientierung liegt vor, sobald eine Person

- a) die berufliche Tätigkeit wechselt oder**
- b) eine Zweitausbildung beginnt.**

Für die Einordnung von Berufswechseln habe ich die Klassifikation der Berufe der Bundesanstalt für Arbeit zu Grunde gelegt. Die vierstelligen Berufscodes sind in Berufsbereiche, Berufsabschnitte und Berufsgruppen unterschieden. Als Berufswechsel bezeichne ich einen Wechsel zwischen Berufsgruppen. Dafür sind die ersten beiden Stellen des Berufscodes ausschlaggebend (BA-Zweisteller).

Vierfelderschema

Um ein Auswahl-schema für die Interviewpartner zu gewinnen bilde ich mit der Dimension des erfolgreichen bzw. nicht erfolgreichen Erwerbsverlaufs und beruflichen Umorientierung ein Vierfelderschema.

5.4. Das Sampling der Interviewpartner

Meine Gesprächspartner für die narrativen Interviews habe ich mit einem Samplingschema

ausgewählt: Grundidee dieses Schemas ist eine *heterogene Stichprobenauswahl*⁵³. Durch die Definition von relevanten Merkmalen kann sichergestellt werden, dass Träger relevanter Merkmalsausprägungen in der Stichprobe enthalten sind. Susann Kluge dazu: „Für die Stichprobenvalidität ist dann nicht Repräsentativität bezogen auf alle denkbaren Merkmale ausschlaggebend, sondern es muss lediglich sichergestellt werden, dass Träger der Merkmalskombinationen, die als theoretisch relevant erachtet werden, in der Stichprobe hinreichend vertreten sind [...] Merkmale, die für die Fragestellung nicht relevant sind, können dagegen vernachlässigt werden“ (Kluge 2001, 46). Das qualitative Sample wurde von mir möglichst heterogen gewählt in Hinblick auf den Berufserfolg der Befragten (zu Kriterien siehe oben) und hinsichtlich ihrer globalen berufsbiographischen Strategien (Bleiber/Wechsler). Die Auswahl der von mir *ausgewerteten Fälle* folgt dem klassischen Vorgehen der grounded theory (Glaser/Strauss 1967).

Als zweites Kriterium habe ich die im Exkurs des Biographiekapitels vorgestellten *Kontrollstile* aufgenommen. Die Verteilung von Kontrollstilen auf die Verlaufsgruppen ist auch eine eigenständige Analyseebene, die Aufschluss über dominierende Verarbeitungsmuster in verschiedenen Verlaufsmustergruppen ergibt. Ich habe mich auf den Kontrollstil der „Skepsis“ konzentriert, da diese Gruppe, wie erläutert, für die Frage der Entstehung von Vertrauen und Misstrauen am interessantesten ist. Die Verteilung der ausgewählten Fälle sieht folgendermaßen aus⁵⁴:

⁵³ Die Grundidee der heterogenen Stichprobenauswahl ist an Glaser und Strauss' Methode der ‚grounded theory‘ angelehnt (Glaser/Strauss 1967). Für die Ziehung von qualitativen Stichproben haben sie das Konzept des „theoretical sampling“ entwickelt. Grundidee dieses Verfahrens ist eine sequentielle Ziehung von Fällen. Anhand eines ersten Falls werden Hypothesen entwickelt, auf deren Basis so lange kontrastierende Fälle erhoben werden, bis gewährleistet erscheint, dass durch die Einbeziehung weiterer Fälle keine wesentlichen Erkenntnisse zur Forschungsfrage mehr gewonnen werden können. Dieser Zustand wird als „theoretische Sättigung“ des Samples bezeichnet. Dieses Verfahren soll eine Hypothesenentwicklung ‚am Material‘ (‚grounded‘) gewährleisten und die Gefahr der Subsumption von Datenmaterial unter rein theoretisch gewonnene Hypothesen vermindern, wenn es diese Gefahr auch nicht ausschließen kann. Das Prinzip einer bewusst heterogenen Stichprobenauswahl lässt sich auch durch mein Vorgehen verwirklichen.

⁵⁴ In meiner Erhebung sind keine Fälle der hypothetischen Typen ‚Resignation‘ und ‚Fatalismus‘ enthalten. Dies liegt daran, dass ich eine gewisse Breite für die mich primär interessierende Gruppe der ‚Skeptischen‘ angestrebt habe.

Schaubild 4: Darstellung der Merkmalskombination der im Rahmen der Untersuchung Befragten

	<i>Erwerbsverläufe</i>	<i>‚erfolgreich‘</i>	<i>‚nicht erfolgreich‘</i>
<i>Berufliche Stabilität</i>	<i>Befragte insgesamt</i>	1 ‚Skeptische‘ (weibl.) 1 ‚Sicherer‘ (männl.)	-
	<i>Fallstudie aus dieser Teilstichprobe</i>	Johanna Tal	
<i>Berufswechsel</i>	<i>Befragte insgesamt</i>	4 ‚Skeptische‘ (1 männl., 3 weibl.) (davon eine Abiturientin als explorativer Vergleichsfall)	2 ‚Skeptische‘ (1 weibl., 1 männl.)
	<i>Fallstudie aus dieser Teilstichprobe</i>	Franz Stift	Josef Schneider

Eine von mir befragte Person hat ein berufsbildendes Abitur absolviert. Sie ist als Kontrastfall zu allen Befragten mit Berufsausbildung und Sekundarstufe gedacht.

Wie im Exkurs zu Kontrollstilen ausgeführt, ist der ‚skeptische‘ Kontrollstil am interessantesten. Deshalb war ich bemüht, fast alle Interviewpartner aus dieser – abstrakten – Gruppe auszuwählen, um eine große Varianz bei den Erwerbsverläufen erzielen zu können. Dazu habe ich aus dem Pool der vor vier Jahren im Rahmen der Lebensverlaufsstudie Ost vom Max-Planck- Institut für Bildungsforschung Befragten die 139 Personen mit dem von mir entwickelten Indikator für ‚skeptische‘ Haltungen ausgesucht. Diese wurden wiederum nach einem modifizierten⁵⁵ Verlaufs-Vierfelderschema geordnet (vgl. Schaubild 4). Die Lebensverläufe dieser nun handhabbaren Stichprobe habe ich dann *einzel*n im Detail durchgesehen, um theoretisch vielversprechende Erwerbs- und Berufsverläufe zu finden. Genau diese Personen habe ich dann brieflich und/oder telefonisch um Interviews gebeten.

Die drei ausgewählten Fälle erlauben eine ausgezeichnete Kontrastierung: Josef Schneider hat einen extrem diskontinuierlichen Erwerbsverlauf mit wechselnden beruflichen Tätigkeiten. Franz Stift hat demgegenüber *einmal* den Beruf gewechselt und hat einen Aufstieg erlebt. Johanna Tal war seit ihrem Berufseinstieg bei demselben Arbeitgeber beschäftigt und steht den beiden anderen Fällen als Beispiel hoher beruflicher Stabilität gegenüber.

⁵⁵ Ich habe dazu eine ‚polarisierende‘ Version der Klassifikation eingesetzt, die den Zugriff auf ‚eindeutige‘ Fälle zulässt. So waren in der ‚erfolgreichen‘ Subpopulation nur Personen ohne Arbeitslosigkeitsepisoden vorhanden. Bei den ‚Nicht-erfolgreichen‘ habe ich Personen ausgewählt, die über 1 Jahr akkumulierte Arbeitslosigkeit aufwiesen. Mit dieser Zuspitzung der Kriterien habe ich das Problem der ‚Grenzunschärfe‘ zwischen ‚erfolgreichen‘ und ‚nicht-erfolgreichen‘ Verläufen umgangen.

5.5. Zur Analyse von Vergesellschaftungsprozessen anhand narrativer Interviews

Wie ich im biographietheoretischen Kapitel dargestellt habe, ist es Ziel der Fallanalysen, den Umgang mit beruflichen Gelegenheitsstrukturen und verfügbaren Ressourcen⁵⁶ in der Transformationssituation und seine Folgen für Prozesse der Vertrauensbildung zu rekonstruieren. Zunächst stelle ich dar, welche Interpretationsschritte nötig sind, um berufsbiographische Gestaltungsformen herauszuarbeiten. Dabei sollen Prozesse der Konstruktion, Konstitution und Emergenz unterschieden werden.

Die Befragung

Wie bin ich zu meinen Interviewpartnern gekommen und was habe ich sie gefragt? Nachdem die entsprechenden Samplingkategorien gebildet waren, habe ich Personen aus der Stichprobe ausgewählt, die in die entsprechenden Kategorien fallen und sie angeschrieben mit einer Schilderung meines Interesses an einer Darstellung ihres ‚beruflichen Lebens‘ aus ihrer ‚eigenen Perspektive‘. Einige Tage später habe ich diese Personen angerufen⁵⁷ und um einen Interviewtermin gebeten. Einige lehnten mein Ansinnen ab und nannten Gründe wie Zeitmangel („keine Zeit für so was“), Desinteresse oder die berufliche und familiäre Situation (etwa „bin auf Montage und kann mein Wochenende nicht für so etwas opfern“). Es wurde deutlich, dass insbesondere beruflich wenig erfolgreiche Personen wenig Interesse an einer Befragung zeigten. Eine gewisse Verzerrung der qualitativen Mini-Stichprobe liegt darin, dass viele Frauen geheiratet haben und deshalb deren neue Namen nicht ohne großen Aufwand gefunden werden können. Acht Personen habe ich schließlich in narrativen Tiefeninterviews nach ihrem ‚beruflichen Werdegang‘ gefragt. In einer (weitgehend standardisierten) Vorbemerkung („wie ich mir das Gespräch vorstelle“) habe ich deutlich gemacht, dass die Berufsbiographie in Zusammenhang mit anderen relevanten Lebensereignissen erzählt werden kann. Der lebensgeschichtliche Zeitpunkt, an dem die (berufs-)biographische Erzählung einsetzen soll, war nicht definiert. Das Thema war somit vereinbart, die Form aber offen, d.h. durch alltagsweltliche Vorstellungen der adäquaten Rahmung einer Interviewsituation zwischen Fremden strukturiert. Ein sozialwissenschaftliches Interview muss als kommunikativer Akt angesehen werden, in dem beide Gesprächspartner versuchen, Sinninteressen zu artikulieren. In dem Gespräch erheben beide (asymmetrisch positionierten) Gesprächspartner Geltungsansprüche (Habermas 1984).

Die Interviews dauerten von 45 Minuten bis zu 2 Stunden. Nachdem die Gesprächspartner in einer „autonom gestalteten Haupterzählung“ (Fischer-Rosenthal 1997, 140) weitgehend ohne Unterbrechungen erzählt haben, wurde in einen „erzählgenerierenden Nachfrageteil“ (Ebd.) übergegangen, bei dem ich Nachfragen zu einzelnen Berufs- und Bildungsübergängen

⁵⁶ Mit dem Begriff ‚Opportunitätsstrukturen‘ sind Gelegenheiten *und* Ressourcen gemeint. Ich favorisiere eine getrennte Betrachtung, weil die verfügbaren Ressourcen als Beschränkung von Gelegenheiten auch Gelegenheiten konstituieren können, die im ursprünglichen Kalkül überhaupt nicht enthalten waren. Der Ausdruck Opportunitätsstruktur ist mit der instrumentalistischen Hypothek der Rational Choice Theorie belastet.

⁵⁷ Die Datenschutzbestimmungen wurden bei der Verwendung von Adressdateien selbstverständlich beachtet. Es gab diesbezüglich kein Misstrauen seitens der Befragten.

stellen konnte. Während dieses Teils habe ich weitere „externe Nachfragen“ (Ebd.) gestellt. Insgesamt habe ich versucht, der Linie des Gesprächs zu folgen und interessante Themen und Formulierungen aufzugreifen und an meine Interviewpartner zurück zu geben. Abschließend erkundigte ich mich, ob irgendetwas wichtiges offengeblieben sei oder von mir nicht berücksichtigt wurde. Diese, die Rolle von Fragendem und Antwortendem umkehrende Aufforderung initiierte in fast jedem Interview ausführliche Nachfragen von seiten meiner Interviewpartner.

Typen von Daten in narrativen Interviews

Die Darstellung der methodischen Ansätze wird erleichtert, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Arten von Daten für diese Analyse zur Verfügung stehen:

1. Verlaufsdaten (Sowohl standardisierte Daten der Lebensverlaufsstudie mit hohem Präzisionsgrad, als auch nicht standardisierte Daten aus den narrativen Interviews, die zusätzliche Informationen über ‚persönliche‘ Ereignisse enthalten.)
2. Informationen über Ereignisse und Situationen, die eine hohe Indexikalität aufweisen oder kulturell standardisiert sind (‚äußere Daten‘).
2. Kulturelle Werte und Normen, Ideologien, gesellschaftliche Leitbilder, d.h. gesellschaftlich vermittelte Wissensbestände über soziale Handlungsregeln.
3. Die (teilweise noch unbestimmten, ungeordneten) Erfahrungen konkreter Akteure, die sich in Erfahrungsrekapitulationen zeigen und bisher nicht in konventionelle Formen gebracht wurden.
4. Vollständige und unvollständige narrative Ordnungsschemata, die bereits eine bestimmte Interpretation von Wirklichkeit darstellen und gleichzeitig als rhetorische Figur zur performativen Herstellung der Geltung dieser Interpretation angesehen werden müssen.

Im Folgenden stelle ich dar, wie und in welchen Schritten auf diese Datentypen zurückgegriffen wurde.

Opportunitätsstrukturen und berufliche Kompetenzen: zur Analyse ‚äußerer Daten‘

Ein erster Schritt meiner Interpretation besteht darin, strukturelle Kontexte zu identifizieren und in ihrer möglichen berufsbiographischen Bedeutung zu explizieren. Dieser Schritt wird auch „Analyse äußerer Daten“ genannt (Oevermann 1979; Reichertz 1997) ⁵⁸. Zu diesem strukturellen Kontext gehören:

- Gelegenheitsstrukturen beruflichen Handelns (betriebs- und arbeitsmarktbezogen)
- Ressourcen (soziales und kulturelles Kapital, Habitusformen)
- Berufliche Anforderungen

⁵⁸ Der Kontext der ‚äußeren Daten‘ steht hier im Gegensatz zum „inneren Kontext“ (Reichertz 1997, 46) mit dem im Rahmen der objektiven Hermeneutik die sequenzanalytisch erschlossenen Konstruktionsprinzipien des biographischen Textes gemeint sind.

- Familiäre Traditionen, die als Motivlagen relevant werden können
- Lebenslaufbezogene Normen und Werte (Deadlines, Leistungsnormen, Individualisierungsnormen) in ihrer besonderen Ausprägung in der Transformationssituation.
- Relevante Lebensereignisse, die von den Befragten genannt werden.

Durch die Interpretation der ‚äußeren Daten‘ gelingt es, Kontextbedingungen der individuellen Handlungen zu rekonstruieren. Dabei wird möglichst detailliertes historisch valides Wissen über diese Kontexte herangezogen und ein Bild der spezifischen, individuellen und historisch eingebetteten ‚Situation‘ der Befragten gezeichnet. Durch die Charakterisierung der realen Opportunitäten, Anforderungen und Ressourcen, die in einer berufsbiographischen Situation gegeben sind, wird es möglich, die Gestaltung bzw. Aneignung der Situation durch die Befragten zu erschließen. Damit lassen sich Fragen an die Daten stellen wie: Hat sie ihre Chancen tatsächlich genutzt? Hat er sich Handlungsräume erschlossen, die mit seiner Ressourcenausstattung schwer zugänglich waren?

Die Gestaltung des Berufsverlaufs selbst lässt sich am besten anhand von beruflichen Entscheidungen in Statuspassagen rekonstruieren⁵⁹. Am Anfang der Auswertung steht daher die Analyse struktureller sozialisatorischer Bedingungen und der beruflichen Entwicklung (gemeint sind Herkunftskontext, Ausbildung(en), Lebensarrangements und berufliche Positionen). Am Ende dieser Analyse steht eine Beschreibung der realen berufsbiographischen Selektivität der Befragten. An dieser Stelle werden auch erste Strukturhypothesen für den Fall formuliert.

5.6. Wirkliches und erzähltes Leben: methodische Zugänge

Alle ausgewerteten Fälle wurden narrationsanalytisch *und* sequenzanalytisch bearbeitet. (Ich untersuche sowohl konkurrierende Erzähllinien der biographischen Gesamtformung, als auch Figuren biographischer Identitätsbehauptung.)

In meiner Arbeit kommen drei hypothesenorientierte und hypothesenentwickelnde methodische Ansätze zur Anwendung, die ich in den folgenden Abschnitten kurz skizziere. Sie erfüllen jeweils unterschiedliche Zwecke: **Dramaturgisch-narrative** Ansätze betonen den Deutungsspielraum und die Strategien, mit denen ein Publikum überzeugt werden soll; **sequenzanalytische** Ansätze im Sinn der objektiven Hermeneutik betonen die *Bindung* von Deutungsversuchen an Bedingungen ihrer *Geltung*; Schützes Ansatz der **Prozessstrukturen des Lebenslaufs** bezieht sich anders als die beiden ersten generellen Punkte ausschließlich auf *biographische* Deutungsprozesse und sensibilisiert für sprachliche Symptome von Identitätsbehauptungen und -gefährdungen.

⁵⁹ Ich gehe in der Zusammenführung der oben genannten Kontextbedingungen entscheidungstheoretisch vor, wobei die bereits kritisierte Starrheit des Rational Choice Ansatzes vermieden wird. Diese Starrheit dokumentiert sich wie oben dargestellt in der Vorentscheidung, was als Ressource und was als Ziel (bzw. Gelegenheit) gelten soll.

*Narration als Dramaturgie*⁶⁰

Ich achte in meinen Fallrekonstruktionen auf narrative Konstruktionen, die dissonante Erfahrungen, widersprüchliche Motivlagen und ambivalente Opportunitätsstrukturen in eine neue Ordnung bringen. Die Darstellung eines dramatischen ‚Skandalons‘, das zum ‚Emplotment‘ dient, soll dabei herausgearbeitet werden (vgl. Kapitel 4). Entscheidend ist die Rekonstruktion einer dramatische Bewegungsrichtung, die die ‚Komplikation‘ der Geschichte ausmacht. An ein solches Erzählsegment lässt sich dann die methodische Frage formulieren: Wird durch die Erzählung deutlich, wie sich die Erzählerin im Rahmen der Geschichte verändert hat? (Was ist die „Moral von der Geschicht“?)

Sequenzanalyse

Mit Hilfe von Sequenzanalysen (Reichertz 1997) lassen sich Geltungsansprüche von Texten identifizieren (Oevermann 1980; Habermas 1984). Ursprünglich für die Analyse familialer Kommunikation entwickelt, fragt die Sequenzanalyse methodisch: In welchem Kontext kann diese Äußerung sinnvoll Geltung beanspruchen? Dabei wird der ursprüngliche Kontext des Gesagten zunächst ausgeklammert. Konkret wird versucht, gedankenexperimentell für den ersten ‚turn‘ des kommunikativen Austauschs im Interview „möglichst viele Kontextbedingungen zu entwickeln und aufzulisten“ (Oevermann 1979). Forschungspraktisch erfindet eine Gruppe von Interpreten durch gezielte hypothetische Handlungs- und Kontextvariationen Geschichten, in denen die jeweiligen Äußerungen Sinn machen. Diese Geschichten werden Strukturhypothesen oder auch ‚Lesarten‘ genannt. Für die Eingangssequenz wird dabei eine möglichst große Fülle von Strukturhypothesen entwickelt, die im Verlauf der Interpretation an den Lesarten späterer Sequenzen falsifiziert und eingeschränkt werden. Mit dieser Methode lässt sich gut erschließen, wie sich Subjekte mit geltenden gesellschaftlichen Normen auseinandersetzen.

Erfahrungsrekapitulation und Prozessstrukturen des Lebensablaufs

In meinen Fallrekonstruktionen beziehe ich mich auf Schützes Ansatz (1984). Zunächst identifiziere ich unterschiedliche ‚Erzählsegmente‘ anhand von ‚Rahmenschaltelementen‘, ‚Ankündigungen‘ und ‚Ergebnissicherungen‘ (vgl. Schütze 1984), um schließlich das Verhältnis unterschiedlicher Erzähllinien mit ihren entsprechenden ‚Ankündigungen‘ und ‚Ergebnissicherungen‘ zu analysieren. Das Konzept der Verlaufskurve mit den damit verbundenen sprachlichen ‚Symptomen‘ (vgl. Schütze, 1984 und Kapitel 3) wird ebenfalls berücksichtigt, da so der Verlust personaler Identität methodisch zugänglich gemacht werden kann. Das Konzept der Verlaufskurve sensibilisiert für die potentielle Gefahr, die die Transformation für die Ostdeutschen darstellt.

60 Im vorherigen Kapitel wurde der Begriff ‚Narration‘ bereits theoretisch diskutiert. Ich gehe deshalb an dieser Stelle nur auf die methodische Vorgehensweisen ein.

Zusammenfassung des Vorgehens bei den Fallstudien

Ich wende bei den Fallstudien folgende Schritte an:

1. Rekonstruktion von sozialisatorischen und sozialstrukturellen Ausgangsbedingungen. Berücksichtigung der faktischen Gelegenheitsstrukturen und Ressourcenausstattung bei der Rekonstruktion von Handlungsmustern und -strategien (Integration der Ungleichheitsperspektive durch Analyse äußerer Daten).
2. Rekonstruktion erlebter Lebensgeschichte bzw. der „sozialen Realität in [Hervorhebung d.A.] Biographien“ (Corsten 1994, 185)⁶¹. In dieser Analyseperspektive wird die Vielschichtigkeit alltäglicher Wissensbestände und die Kontingenz von Situationen so weit wie möglich berücksichtigt. Der historisch-gesellschaftliche Kontext wird als Hintergrund von Praktiken und Wissensbeständen begriffen.
3. Beschreibung der erzählten Lebensgeschichte. „Rhetorische Figuren wie Metaphern, dramaturgische Leitbilder o.ä. können [...] Lebensbeschreibungen in eine abgeschlossen wirkende symbolische Form bringen“ (Ebd. 192). Auf dieser Ebene habe ich dramaturgische Figuren und Erzähllinien analysiert. Diese lassen sich strukturell beschreiben.
4. Der wechselseitige Bezug von erlebter und erzählter Lebensgeschichte ermöglicht die Rekonstruktion von Vergesellschaftungsprozessen (vgl. Rosenthal 1995, 113ff.; Corsten 1994, 202ff.). Dazu gehört auch die Entstehung von Vertrauen. Um zu diesem Schritt zu gelangen, sollte die Rekonstruktion ‚erlebter Lebensgeschichte‘ und der Beschreibung erzählter Lebensgeschichte in mehreren Schleifen aufeinander bezogen werden (hermeneutischer Zirkel). Ich verdichte jeden Fall abschließend zu einer ‚Typenfigur‘⁶².

Für jeden der drei Fälle ergeben sich unterschiedliche Ausgangshypothesen, die sich aus der Analyse von Verläufen und Selbstdeutungen (beide sind Realitäten *sui generis*) ergeben. Wenn der Berufsverlauf äußerst stabil und wenig aufschlussreich ist, wie bei Frau Tal, kann es sinnvoll sein, nach einer ersten Bestandsaufnahme zentraler Charakteristika der Berufsbiographie relativ schnell Deutungen heranzuziehen, um der Problematik des Falls näherzukommen. Bei einem äußerlich diskontinuierlichen Berufsverlauf kann es sinnvoll sein, die objektiven Daten des Verlaufs zunächst sehr ausführlich auf relevante sozialisatorische Kontexte und mögliche Strukturlogiken zu untersuchen, bevor schließlich die Selbsterklärungen des Befragten hinzugenommen werden. Dies trifft für den Fall Schneider zu. Die Falldarstellungen spiegeln in dieser Hinsicht das forschungspraktische Vorgehen wieder⁶³.

⁶¹ „Fragt man nach der sozialen Realität in Biographien, werden Sachverhalte betrachtet, die ausserhalb der Beschreibung liegen, auf die in oder mit der Beschreibung Bezug genommen wird. Es handelt sich um den in biographischem Text implizierten Kontext des Lebens“ (Corsten 1994, 185f.).

⁶² Eine Typenbildung im engen Sinn müsste für jeden ‚Typus‘ mehrere Fälle einbeziehen, die sich auf den Typus verdichten lassen; deshalb habe ich die vorsichtige Formulierung gewählt.

⁶³ Das bedeutet *nicht*, dass die einzelnen Analyseebenen ineinander verschwimmen. Die Analyse objektiver Daten und die Beschreibung von autobiographischen Erzählungen sind epistemologisch und forschungslogisch voneinander zu trennen. Für die Hypothesengenerierung *müssen* diese Ebenen aufeinander *bezogen* werden, ohne sie miteinander zu vermischen, denn soziologisch interessant ist vor allem das *Verhältnis* von Sozialstruktur, Lebensläufen und biographischer Deutung.

6. Erwerbserfolg, berufliche Umorientierung und Kontrollstile

Dieses Kapitel dient der deskriptiven Darstellung meiner auf die Fragestellung zugeschnittenen Konzeptualisierung von Erwerbsverläufen. Diese fasse ich anschließend in einem Vierfelderschema zusammen. In einem ersten quantitativen Auswertungsschritt überprüfe ich anhand der Zusammenhänge, die bestehen zwischen den nach der Wende gemachten Erwerbserfahrungen und den Kontroll- und Selbstwirksamkeitsattributionen, die These, dass die Transformation für die 71er mit der Norm der beruflichen (Selbst-) Verwirklichung verbunden ist, bzw. war. Im Anschluss daran stelle ich die Umsetzung der Operationalisierung und die Verteilung von Kontrollstilen vor. Das Vierfelderschema mit den Charakteristika der Erwerbsverläufe bildet zusammen mit den Kontrollstilen das Auswahlschema für meine Interviewpartner.

6.1. Zentrale Merkmale der Erwerbsverläufe junger Berufstätiger in Ostdeutschland

Positionale Mobilität

Gemäß der im Methodenkapitel beschriebenen Mobilitätsmatrix sind von 461 befragten Personen 337 Personen (69%) auf einer gleichwertigen Position geblieben, 49 Personen (10%) sind aufgestiegen, 102 (21%) abgestiegen.

Arbeitslosigkeit

Der Median für die verbleibende Zeit auf dem Arbeitsmarkt nach der ersten beruflichen Platzierung liegt bei 77 Monaten (Mittelwert: 74,7). Das entspricht 6,4 Jahren. Eine relative Arbeitslosigkeitsdauer von 8% entspricht einer summierten Arbeitslosigkeitsdauer von etwas mehr als sechs Monaten.

Die absoluten Arbeitslosigkeitsdauern sind folgendermaßen verteilt:

Tabelle1: Absolute Dauern von Arbeitslosigkeit

	Häufigkeit	Prozent
nie arbeitslos	240	52,1
1-6 Monate	86	18,7
7-12 Monate	56	12,1
12-24 Monate	50	10,8
über 24 Monate	29	6,3
Summe	461	100,0

Quelle: eigene Berechnungen, Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Die relativen Verbleibzeiten stellen ein metrisches Maß bereit, das die jeweiligen Zeitdauern des Verbleibs auf dem Arbeitsmarkt berücksichtigt.

Die Kombination der Indikatoren Mobilität und Arbeitslosigkeiten ergeben folgende Verteilung:

Die Indikatoren sprechen bei 348 Personen für ‚erfolgreiche‘ Verläufe, bei 113 für ‚nicht erfolgreiche‘ Verläufe. Es ist immer zu bedenken, dass diese Indikatoren nur Anhaltspunkte für den tatsächlichen Erfolg einer Person abgeben können und in meiner Untersuchung einen eingeschränkten Zweck erfüllen (vgl. Methodenkapitel).

Berufliche Umorientierung

Ein hoher Anteil der 71er Kohorte hat sich in der Nachwendezeit beruflich umorientiert. Dies schlägt sich unter anderem in einer hohen Zahl von Berufswechslern nieder⁶⁴ (Lichtwardt 2000). Ich unterscheide berufliche Tätigkeitswechsel und Zweit- und Mehrfachausbildungen (vgl. Methodenkapitel).

Tabelle 2: Berufliche Tätigkeitswechsel

	Häufigkeit	Prozent
Kein Wechsel	256	55,4
1 Wechsel	129	27,8
2 Wechsel	47	10,5
3 Wechsel	21	4,6
4 Wechsel	6	1,2
5 Wechsel	2	,4
Summe	461	100,0

Quelle: eigene Berechnungen, Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Insgesamt haben Männer öfter die Tätigkeit gewechselt als Frauen:

⁶⁴ Eine Schwierigkeit besteht darin, dass Rückwechsel in ein berufliches Tätigkeitsfeld nicht berücksichtigt werden. Das heißt, mit einer kurzen Unterbrechung des ursprünglichen Berufs verschiebt es die Person in die ‚umorientierte‘ Kategorie. Eine Sichtung des Materials ergab, dass dies nicht allzu oft der Fall ist. Rückwechsel sind letztlich unproblematisch, da sich auch kurzzeitige Wechsel mit meinen theoretischen Annahmen decken: diese beruflichen Akteure haben beruflich experimentiert, sie haben den Optionsspielraum des Nachwendejobmarkts ausgelotet.

Tabelle 3: Berufliche Tätigkeitswechsel nach Geschlecht

	Geschlecht		Summe
	männlich	Weiblich	
Kein Wechsel	108	148	256
1 Wechsel	80	49	129
2 Wechsel	34	13	47
3 Wechsel	16	5	21
4 Wechsel	5	1	6
5 Wechsel	2	0	2
Summe	245	216	461

Quelle: eigene Berechnungen, Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Zweit- und Mehrfachausbildungen

Wenn irgendwann nach der ersten Berufsausbildung, direkt danach oder Jahre später, eine oder mehrere weitere Ausbildungen (d.h. auch Umschulungen, allerdings ohne Weiterbildungen) begonnen werden, zähle ich dies als Zweitausbildung bzw. als Mehrfachausbildung. Diese Gelegenheit nehmen im Zuge der Transformation viele aus der 71er Kohorte wahr. Beate Lichtwardt hat das Geschehen der Berufswechsel detailliert untersucht (Lichtwardt 2001). Einen groben Eindruck vermittelt eine Auszählung.

Tabelle 4: Zweit- und Mehrfachausbildungen, differenziert nach Geschlecht:

	Männer	Frauen	Summe
Zweit- und Mehrfachausbildung	103	106	209
Keine Zweit- und Mehrfachausbildung	141	109	250
Summe	244	215	459

Quelle: eigene Berechnungen, Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Mehr Frauen als Männer nehmen diese Gelegenheit wahr, während bei den Männern mehr Berufswechsel ohne Qualifikation verzeichnet werden (vgl. Lichtwardt 2001).

Kombination der Kriterien ‚Erfolg‘ und ‚Umorientierung‘

Ziel der Operationalisierung dieser Kriterien ist - wie im Methodenteil beschrieben - die relativ grobe Erfassung von Verläufen, um dadurch ein Raster für das Sampling von Interviewpartnern zu gewinnen. Außerdem sollen die Verläufe so fein erfasst werden, dass die Hypothesen bezüglich den Kontrollstilen überprüfbar sind.

Endergebnis der Operationalisierung ist einerseits eine Reihe von Verlaufskriterien, die wichtige Wendeerfahrungen (vgl. Diwald/Huinink/Heckhausen 1996) beinhalten. Außerdem ist es möglich, eine Vierfeldertafel zu erstellen, die eine Überprüfung der Hypothesen zu Kontrollstilen zulässt. An der Richtigkeit dieser Hypothesen zeigt sich schließlich unter anderem, ob die Strategie der Fallauswahl sinnvoll ist. Die Tafel sieht dann folgendermaßen aus:

Tabelle 5: ‚Erwerbserfolg‘ (nach meiner oben dargestellten Definition) und berufliche Umorientierung

		‚Erwerbserfolg‘		Summe
		Ja	Nein	
Berufliche Umorientierung	Nein	115 24,9%	37 8,1%	152 33,0%
	Ja	177 38,4%	132 28,6%	309 67%
Summe		292 63,3%	169 36,7%	461 100%

Quelle: eigene Berechnungen, Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Zum Zusammenhang zwischen Erwerbsverläufen in der Transformation mit Kontrollattributionen

Ob Erwerbsverläufe unterschiedliche Verarbeitungsweisen erzeugen oder umgekehrt lässt sich nicht entscheiden. Abgesehen von harten Strukturdeterministen beantworten mittlerweile alle Forschenden diese Frage mit einem ‚sowohl als auch‘. Die Konzepte des sozialen Konstruktivismus, der Sozialisationstheorien und der Entwicklungspsychologie legen eine zirkuläre, bzw. selbstverstärkende Kausalität sehr nahe. Selbst bei Bourdieu finden sich Ansätze zu einer Wechselseitigkeit von Habitus und der Entwicklung anpassungsfähiger Handlungsweisen. Vermutlich existiert für einzelne Handelnde mehr als für handelnde Kollektive trotzdem ein Primat der Institution. Institutionen werden meist kollektiv verändert. Das liegt schon in ihrer Definition als normative und praktische Handlungs- und Bewertungsschemata. Akteure müssen sich zunächst auf die jeweiligen institutionellen Gegebenheiten einlassen, bevor sie autonome Selbstverständnisse und Handlungsentwürfe entwickeln können.

Ich gehe also methodisch davon aus, dass die Erfahrungen mit dem Arbeitsmarkt und dem Erwerbssystem, die Akteure bzw. Subjekte machen, ihr Selbstverständnis und ihre Haltung zu den gesellschaftlichen Institutionen prägen. In den Fallstudien wird der Eigenanteil der Handelnden stärker herausgearbeitet.

Im Folgenden möchte ich die Zusammenhänge zwischen Nachwenderfahrungen und Selbstwirksamkeitsgefühlen und Kontrollattributionen diskutieren. Dabei orientiere ich mich an den Hypothesen aus Kapitel 4. Ich gehe zunächst auf die These ein, dass positive Erfahrungen in der Transformation die psychische Ressourcenausstattung verbessern. In einem zweiten Schritt überprüfe ich die These, dass die Transformation eine normative ‚Aufforderung‘ an Akteure darstellt, sich beruflich zu verwirklichen. Ein positiver Zusammenhang von Selbstwirksamkeitswerten mit beruflicher Umorientierung anhand von Mittelwertvergleichen reicht aus, um diese Hypothese zu bestätigen.

Tabelle 6 (siehe Anhang)

Es ist wenig überraschend, dass berufliche Erfolge, besonders positionale Aufstiege, mit den vermuteten Veränderungen im Kontrollbewusstsein verbunden sind. Die beruflichen Aufsteiger geben an, mehr Energie für die Erreichung beruflicher Ziele zu haben (+0,32), sie glauben stärker als alle Anderen an die rationale Verfasstheit der Arbeitswelt (+0,37) und komplementär daran, dass ‚Glück‘, die Antithese von Rationalität, keine Rolle spielt (-0,39). Erstaunlich ist, dass sie keine höheren Werte in Bezug auf die Selbstzuschreibung beruflicher Kompetenzen haben. Dies deutet möglicherweise auf eine gewisse Verunsicherung der beruflichen Aufsteiger der 71er Kohorte hin.

Arbeitslosigkeit und berufliche Abstiege führen hingegen zu einer starken Verunsicherung in Bezug auf die Rationalität des Arbeitsmarkts (-0,14 und -0,25). Insbesondere berufliche Abstiege führen zu einem starken Verlust an Selbstwertgefühl.

Zur These der ‚Norm der beruflichen Verwirklichung‘: Diese Hypothese kann mit einem Vergleich innerhalb der Gruppe der Personen, die beruflich nur lateral, d.h. ohne wesentliche Statusveränderung mobil waren, geprüft werden. Diese Personen hatten zu beiden Messzeitpunkten gleichwertige Stellen inne. Ein Vergleich der beruflich Umorientierten mit den beruflich nicht Umorientierten zeigt, dass sich die beiden Gruppen in Bezug auf Selbstwirksamkeitszuschreibungen, Vertrauen in den Arbeitsmarkt und Selbstwertgefühl unterscheiden. Beruflich Umorientierte vertrauen mehr auf ihre eigenen Fähigkeiten (+0,14) und ihre Leistungsfähigkeit (+0,13) und glauben stärker an die Rationalität des Arbeitsmarkts (+0,10). Beruflich nicht Umorientierte erleiden im Vergleich zu allen Befragten einen Verlust in die Zuversicht, berufliche Ziele durch Leistung zu erreichen (-0,22). Ein direkter Vergleich der beiden Gruppen würde die Unterschiede noch stärker herausstreichen.

6.2. Die Operationalisierung von Kontrollstilen

In Kapitel 3 wurde ein Tableau von ‚Kontrollstilen‘ entworfen. Kontrollstile bilden, so habe ich es definiert, Aspekte der biographischen Verarbeitung von Erwerbsverläufen im Rahmen sozialer Wandlungsprozesse ab. Zwei Dimensionen fließen in das Modell ein: Erstens berufsbezogene Kontrollattributionen, die ich als Indikatoren der Haltung zur Frage nach der Rationalität zentraler Organisationsprinzipien der Arbeitssphäre verwende. Ich fasse die beiden Fragen zu ‚Anstrengung‘ und ‚Fähigkeiten und Kenntnisse‘ (vgl. den methodischen Exkurs zu Kontrolle) zu einem addierten Rationalitätsindex zusammen. Zweitens Selbstwirksamkeitzuschreibungen in denselben Dimensionen; ‚Anstrengung‘ und ‚Fähigkeiten und Kenntnisse‘. Bei den Werten 4,5 (auf einer bipolaren 5-er-Skala) für den Rationalitätsindex und dem Wert 4 für die berufliche Selbstwirksamkeit setze ich die Schnitte für positive bzw. negative Selbstwirksamkeitsattributionen und Rationalitätsglauben (vgl. Schaubild 2). Diese Aufteilung ergibt dann folgende Gruppen⁶⁵:

Tabelle 7: Auszählung der Merkmalsträger von Kontrollstilen

Kontrollstile	Anzahl	Prozente
Sicheres Vertrauen	190	41,7
Skepsis	139	30,5
Resignierter Realismus	34	7,5
Fatalismus	93	20,4
Summe	456	100,0

Quelle: eigene Berechnungen, Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Zwei ergänzende Variablen dienen zur weiteren Validierung des Tableaus von Kontrollstilen: 1. Glück: Die Zuschreibung, beruflicher Erfolg sei vor allem Glückssache. Diese Auffassung widerspricht dem Glauben an die Rationalität der Arbeitssphäre. 2. Selbstwertgefühl⁶⁶: Selbstwertgefühle können als psychische Ressource angesehen werden.

⁶⁵ Eine Faktorenanalyse, deren Darstellung und Diskussion hier zuviel Aufwand erfordern würde, hat ergeben, dass genau die vier verwendeten Items tatsächlich einen größeren Teil der Varianz zwischen den Variablen erklären. Eine explorative Clusteranalyse unter Einbeziehung dieser Faktoren ergibt, legt man vier Cluster fest, eine Clusterlösung, die der oben dargestellten sehr nahe kommt.

⁶⁶ Das Selbstwertgefühl wurde in der LVOst-Studie mit einer 7-stufigen bipolaren Skala gemessen.

Tabelle 8: Mittelwertvergleich von Glück und Selbstwert nach Kontrollstilen

	Glück (Kausal)	Selbstwert
<i>Mittel</i>	3,24	2,17
sicher	-0,08	0,16***
skeptisch	0,15	0,04
resigniert	-0,30	-0,14
fatalistisch	0,02	-0,29***

Anmerkungen: ***- $p \leq 0.001$ (zweiseitig)

Quelle: eigene Berechnungen, Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Obwohl das Ergebnis hier aufgrund der geringen Fallzahl beim Kontrollstil ‚resigniert‘ nicht signifikant ist, deutet sich doch an, dass das Kontrollattributionsmuster der Resignation mit der Aufrechterhaltung eines Glaubens an die Rationalität der Arbeitssphäre verbunden ist, da der Wert für Glück erhöht ist (-0,30). Das ‚sichere‘ Muster zeichnet sich durch hohe Selbstwert-Ratings aus, das fatalistische mit niedrigen. Dies spricht dafür, dass dieses Muster tatsächlich Indikator für eine desillusionierte Haltung ist. Mit Hilfe einer Kontingenztafel möchte ich zeigen, inwiefern diese Kontrollstile eine in bestimmter Hinsicht zutreffende Modellierung von Verarbeitungsweisen sozialen Wandels darstellen.

Zum Zusammenhang von Verläufen und Kontrollstilen

Man muss – wie schon gesagt – davon ausgehen, dass bei dem Zusammenhang zwischen Verarbeitungsmustern und Verläufen eine zirkuläre Kausalität besteht.

Es lässt sich zeigen, wie die (grob eingeteilten) Verläufe mit Kontrollstilen korrespondieren. Die Kreuztafel dient nicht dazu, detaillierte Aussagen über diese Zusammenhänge zu machen, sondern die Richtung der Zusammenhänge zu überprüfen und ein Schema für die Auswahl der Fälle für die qualitativen Interviews zu gewinnen.

Tabelle 9 (siehe Anhang)

Befunde: Insgesamt entspricht die Verteilung den theoretischen Erwartungen. Die ‚Sicheren‘ mit ihren hohen Selbstwirksamkeitszuschreibungen und ihrem ungebrochenen Glauben an die Rationalität der Arbeitswelt sind bei den erfolgreichen Verläufen deutlich häufiger als bei den nicht erfolgreichen vertreten. Die ‚Skeptiker‘ rekrutieren sich verstärkt aus den nicht erfolgreich Umorientierten. Dass der Glaube an die Rationalität der Arbeitswelt bei diesen Verläufen nicht besonders stark ausgeprägt ist, verwundert nicht. Erstaunlich ist, dass doch relativ viele der (tendenziell) nicht erfolgreich Umorientierten das stark ausgeprägte Selbst-

wirksamkeitsempfinden und den Rationalitätsglauben der ‚Sicheren‘ besitzen. Bei den nicht erfolgreich Umorientierten kommen auch ‚Sichere‘ vor, doch ansonsten spaltet sich diese Verlaufsgruppe in Skeptiker, die die Ressourcen haben, sich gegen den Verlust des Gefühls für die eigene Handlungsfähigkeit zu wehren, und solche, die in eine fatalistische Haltung verfallen. Der resignierte Kontrollstil ist auch aufgrund der geringen Fallzahl keiner der Verlaufsgruppen zuzurechnen. Nicht erfolgreich Umorientierte sind überdurchschnittlich häufig ‚fatalistisch‘, während eine erfolgreich bewältigte Umorientierung vor dieser selbstbeschränkenden Haltung besonders schützt.

Die theoretischen Erwartungen haben sich also weitgehend bestätigt. Einige Details sind allerdings auffällig: Es ist erstaunlich, dass so wenige erfolgreiche nicht Umorientierte den ‚sicheren‘ Kontrollstil aufweisen. Dieser Befund bestärkt wiederum die Hypothese, dass ein beruflicher Wechsel den beruflichen Akteuren dieser Kohorte ein besonderes Vertrauen in sich und die Gelegenheiten, die der Arbeitsmarkt bietet, vermittelt. Dies könnte jedoch auch stärker der Tatsache geschuldet sein, dass in die Gruppe der erfolgreichen Umorientierten mehr Aufsteiger fallen, die, wie wir schon gesehen haben, hohe Selbstwirksamkeits- und Rationalitätswerte haben und damit den ‚sicheren‘ Kontrollstil aufweisen.

Auffällig ist weiterhin, dass sich bei den erfolgreichen Nicht-Wechslern erstaunlich viele der ‚Fatalisten‘ wiederfinden. Es scheint viele Verläufe zu geben, die zwar äußerlich kontinuierlich und unproblematisch aussehen, aber von den Akteuren nicht als ‚Erfolgsgeschichte‘ interpretiert werden können. Dies deckt sich mit der Fallstruktur von Johanna Tal, die zwar nicht zum ‚fatalistischen‘ Kontrollstil gehört, aber auch Zweifel an ihrer beruflichen Identität äußert.

Dies gilt ebenfalls für die Gruppe der ‚Skeptischen‘, die auch bei den erfolgreichen Nicht-Wechslern relativ stark vertreten sind. Die ‚Skeptischen‘ sind bei den nicht erfolgreich Umorientierten besonders stark vertreten. Dies spricht für die oben formulierte Enttäuschungstheorie. Schlechte Erfahrungen mit der Transformation führen zu einer Skepsis gegenüber der Legitimität des Institutionensystems der Arbeitswelt.

Diese Befunde werde ich in den Fallstudien weiter verfolgen und in ihrer Prozessdynamik aufklären.

7. Fallstudie Josef Schneider

Äußere Daten:

	Daten	Anmerkungen
1971	Geboren in C-Stadt, lebt mit seiner Familie außerhalb von C-Stadt. Herr Schneider hat einen fünf Jahre jüngeren Bruder, der heute beim Wachschutz arbeitet. Sein Vater, Jahrgang 1948, war Volkspolizist, später angelernter Arbeiter im Keramikwerk, zur Zeit arbeitslos. Seine Mutter ist Einzelhandelskauffrau, arbeitet zum Interviewzeitpunkt teilzeit bei einem Essensdienst.	C-Stadt ist eine Kleinstadt, die in der DDR eine starke Industrialisierung erfahren hat (Baustoffe, Keramik) und einige Jahre nach der Wende beinahe vollständig desindustrialisiert ist.
1977-1987	Schulbesuch in C-Stadt mit Abschluss der POS	
1987-1989	Lehre als Instandhaltungsmechaniker bei der NVA	
8/1989-7/90	Berufssoldat bei der Marine als Fähnrichschüler; Verpflichtung für 15 Jahre	
8/1989-7/1990	Paralleles Ingenieurstudium an einer Offiziershochschule. Die Schule wird 1990 aufgelöst.	In der DDR wurden Angestellte und Soldaten oft zum Studium „delegiert“.
7/1990	Auflösung des NVA-Standorts; Schneider nimmt das Angebot nicht wahr, das begonnene Studium zum Techniker (Diplomingenieurstudiengang) an einer Hochschule in Rostock zu beenden.	
1990-1992	Rückkehr nach C-Stadt. Gründung eines Vereins (Kampfsport).	Schneider hat in der NVA Kampfsportarten gelernt.
1990	Schneider unterrichtet eine kleine Gruppe von Jugendlichen in einer Kampfsportart. Er stößt mit dem Versuch, für Bekannte den Erwerb eines Übungsleiterscheins bei Sportvereinen der Region zu arrangieren, bei diesen Vereinen auf Ablehnung.	
1991-1993	Partnerschaft mit einer Physiotherapeutin, sie zieht weg, Beziehung endet Frühling 1993, Schneider beginnt eine neue Beziehung	
1991	Schneider beabsichtigt, mit Bekannten ein Sportzentrum mit Kampfsportschule zu Gründen. Der Kredit wird bewilligt, der Plan scheitert aber.	
1992	Konflikt mit der Jugendgruppe des Vereins. Auflösung des Vereins	
1/1992-6/1992	6 Monate Arbeit in einer KFZ-Werkstatt, wird nach einem Konflikt mit dem Chef entlassen.	
1992	Schneider verschuldet sich durch einen Autounfall	
7/1992 - 10/1992	Arbeitslosigkeit	
11/1992-7/1993	Vom Arbeitsamt vorgeschlagene Umschulung zum CN-Fräser, abgebrochen. Ab 1992 ausgeschlagene Arbeitsvermittlungversuche durch das Arbeitsamt.	Das Arbeitsamt versucht zunächst, Schneider in der Metallbranche unterzubringen
8/1993-8/1994	12 monatige ABM-Stelle als Streetworker: integrative Jugendarbeit mit Rechten. Aufbau eines Jugendclubs.	
9/1994	Die ABM-Stelle wird nicht verlängert.	ABM-Stellen sind auf ein Jahr begrenzt, können aber auch durch Neubeantragung ‚verlängert‘ werden.
10/1994-3/1995	Schneider ist 5 Monate lang arbeitslos	

2/1996	Arbeitslosigkeit	
Ab 3/1996	Anstellung als angelernter Arbeiter in einer Baufirma. Arbeit auf Montage.	„Auf Montage arbeiten“ impliziert mehrtägige bis mehrwöchige Abwesenheiten vom Wohnort
1997	Auflösung einer einjähriger Partnerschaft durch seine Freundin. Seitdem lebt er allein.	
1998	Schneider findet Anstellung in einem Baubetrieb in C-Stadt	
1998-2000	Schneider wird ‚stellvertretender Vorarbeiter‘ im Baubetrieb	
2000	Konflikt mit dem Vorarbeiter; Schneider kündigt.	
2000, einige Monate	Schneider nimmt (angelernte) Arbeit bei einen handwerklichen Dienstleistungsbetrieb an; er kündigt nach wenigen Monaten.	
Anfang 2001	Auf Wunsch wird Schneider im alten Baubetrieb wieder eingestellt (als einfacher Arbeiter)	

7.1. Strukturelle Ausgangsbedingungen: Analyse objektiver Daten

Der anschauliche Beruf des Vaters

Josef Schneider wurde 1971 in einer Kleinstadt in Brandenburg geboren. Sein Vater, Jahrgang 1948, war in der DDR Volkspolizist und Parteimitglied der SED. Seine Mutter ist 8 Jahre jünger als ihr Ehemann und arbeitete früher als Einzelhandelskauffrau; zum Zeitpunkt des Interviews ist sie bei einem Essendienst angestellt. Die Eltern heiraten 1972, ein Jahr nach Josef Schneiders Geburt. Sein Bruder ist 7 Jahre jünger und arbeitet heute bei einer Wachschutzfirma. Herr Schneiders Familie lebte in einem von C-Stadt eingemeindeten Dorf, wo sie auch eine kleine Landwirtschaft betrieben. Diese Daten reichen aus, um interpretativ-gedankenexperimentell einige Szenarien für Schneiders beruflichem Werdegang zu entwickeln. Ich konzentriere mich vor allem auf den Beruf des Vaters. Welchen Sozialcharakter und welche Identifikationsangebote repräsentiert der Vater als Polizist für den kleinen Josef? Der Sicherheitsberuf des Vaters zeichnet sich durch eine besondere *Anschaulichkeit* für den Sohn aus. In der kindlichen Aneignung gesellschaftlicher Wirklichkeit sind anschauliche Berufe als Identifikationsfiguren besonders geeignet. Die Beschäftigung mit dem Beruf des Vaters wird für den Sohn eines Polizisten unausweichlich gewesen sein. Welche Sinnfiguren und Differenzen kann die Polizistenrolle – unabhängig von der Persönlichkeit des Vaters – für seinen Sohn verkörpern? Polizisten unterscheiden zwischen Gut und Böse. Der Vater wird somit zum Repräsentanten des Guten, der das chaotische Böse bekämpft und die gute Ordnung stellvertretend für das Gemeinwesen verteidigt. Diese Unterscheidung kann in Entwicklungskrisen der Adoleszenz bei Josef Schneiders Abgrenzung vom Vater eine problematische Verkomplizierung erfahren. Ein wichtiger Aspekt des Berufs des Vaters ist die systemloyale Position des Polizistenberufs. Neben den eher punitiven Aspekten konnotiert die Polizistenrolle auch eine Fürsorgeorientierung. Polizisten helfen denen, die in Not oder Gefahr geraten sind. Zuletzt könnte die Anschaulichkeit *selbst* attraktiv sein, im Sinne eines unmittelbar-interventionistischen Weltverhältnisses. Andere Berufe, die in dieses erlebnis-

bzw. action-orientierte Schema⁶⁷ passen, wären etwa Feuerwehrmann, Pilot oder Sportler. Eine erlebnisorientierte Haltung dieser Art passt gut mit einer skeptischen Haltung gegenüber bildungsbürgerlicher Reflexivität zusammen, die vor dem Hintergrund einer unmittelbar-praktischen Haltung leicht als überflüssige Mühe erscheint.

Der Beruf des Vaters legt eine systemloyale Orientierung des familiären Sozialisationskontexts nahe. Weiterhin kann vermutet werden, dass Franz Schneider in Kontexten wie z.B. der Schule mit einer bestimmten Erwartungshaltung konfrontiert wird. Diese könnte bspw. beinhalten, dass *er* als Polizistensohn besonders systemloyal oder erlebnisorientiert sei.

7.2. Ausbildung, Berufswahl und riskante Umorientierung nach der Wende

Konformität und Autonomiegewinn in der Berufswahl

Josef Schneider wählt wie sein Vater einen Sicherheitsberuf. Er entscheidet sich bereits zwei Jahre vor dem Abschluss der 10. Klasse dafür, sich bei der Nationalen Volksarmee zu verpflichten. Seine Einstellung beim Militär verlangt eine Lehre als Instandhaltungsmechaniker, die Josef Schneider von 1986 bis 1988 absolviert und mit der Note drei abschließt. Herr Schneider folgt dem beruflichen Vorbild seines Vaters und orientiert sich, so kann vermutet werden, am Ordnungsmodell des ‚wehrhaften Sozialismus‘. Seine Berufswahl weicht von allerdings in zwei bemerkenswerten Aspekten von der des Vaters ab: eine Tätigkeit bei der Marine ist ungewöhnlich und begehrt, d.h. schwer zu bekommen, gleichzeitig verspricht die Marine einen abenteuerlichen Berufsalltag.

Herr Schneiders Berufswahl zeugt insgesamt von seiner hohen Leistungsbereitschaft und der besonderen Systemloyalität des Vaters, ohne dessen ‚weisse Weste‘ Josef Schneider für eine gehobene Laufbahn bei der Armee vermutlich nicht zugelassen worden wäre. Trotz der Wahl der Marine spricht seine Berufswahl gegen eine klare Identifikation mit der Rolle des Hüters der staatlichen Ordnung, denn er wählt einen Arbeitsbereich, der weniger mit der *Repräsentation* der ‚guten Ordnung‘ befasst ist als beispielsweise der Arbeitsbereich des Grenz- oder Wachsoldaten. Als Mitglied einer *technischen* Elite der Armee tritt die Demonstration unbedingter Systemtreue in der Hintergrund. Eine Beschreibung der Ausbildung in einem ersten Ausschnitt, der im Interview auf die Eingangserzählung folgt, zeigt den ambivalenten Charakter dieser Wahl:

I: Ja. Und äh, ja, vielleicht würd' sich's doch lohnen, noch mal weiter zurückzugehen, und so ähm, (..) sagen wir, die- (..) von Ihrer, von Ihrer ersten Ausbildung an oder so
/S: Mhm/ noch mal loszugehen, also wie sich- welche Schritte sich so ergeben haben, oder wie (..) #(unverst..) #

S: #Meine erste Ausbildung, naja, # jut, okay, da fang' wer bei der Lehre an, Schule iss ja eh' bäh.

I: (LACHT)

S: Lehre, okay, hab ich (als?) Instandhaltungsmechaniker jelernt, also noch DDR-Zeiten, /I: Mhm/ (.) wor eigentlich 'ne pff, naja jut okay, 'ne Lehre, die ich nich ma-

⁶⁷ Etwa wie in Schulzes „Erlebnismilieu“.

chen wollte, aber machen (..) machen musste. (.) /I: Mhm/ Weil auf- äh, ich binnnn (.) ich hab mich verpflichtet, zur NVA (.) zu jehen, und das länger. (..) Also fuffzn Jahre, wollte Fähnrichschüler wer'n, äh, wollte Fähnrich wer'n. /I: Mhm/ So, naja, da ham se mir eben wie jesagt, die da uffjeschustert, die Lehre da, die hab ick jemacht. Ging och janz jut, also (.) hab ick mit befriedijend abjeschlossen, /I: Mhm/ (.) so, dann bin ick zum Militär jekomm', 1989, ja, (..) und äh (.) hat mir och sehr Sch- viel Spaß jemacht, /I: Mhm/ bin bei der Marine jewesen.

Schneider gesteht ein, dass er an der Lehre als Instandhaltungsmechaniker fachlich kein Interesse hatte. In einer Hintergrunddarstellung erklärt er, dass die Lehre ein in Kauf genommener Schritt zu einer Stellung und weiterführender Bildung beim Militär darstellte. Ihm wurde die Lehre von einer etwas vage gehaltenen, unpersönlichen Instanz des Militärs „aufgeschustert“. Diese umgangssprachliche Metapher benennt die Zumutung, etwas gewissermaßen auf den Leib geschneidert zu bekommen, das doch gar nicht passt. Möglicherweise dokumentiert sich hier die Beanspruchung eines ‚Eigenen‘, das mit bestimmten Zumutungen von ‚Aussen‘ nicht kompatibel ist. Das Interview ist von szenischen Darstellungen durchzogen, die den Zumutungscharakter von institutionellen Angeboten dramatisch beleuchten. Schneider spielt in diesen Darstellungen die Rolle des *Unbeugsamen*:

I: (..) Wie kam's denn damals dazu, ähmnnnnnnnn, dass du zur Volksarmee gehen wolltest, was war das Spannende (.) daran? Oder das (.) Attraktive?

S: Attraktiv, janz einfach, pfffff (..) Marine kommt nich jeder hin. /I: Ja/ (..)Janz einfach, ich **wollte einfach, wie jesacht, nur'n Check machen, äh, äh, bin ich tauglich, bin ich nich tauglich.** /I: Ja/ (Ich hatte mich auch für Grenze verpflichtet,?) da hätt ich dann aber keene fuffzehn Jahre, hätt' ich bloß vier Jahre gemacht. /I: Ja/ So, und (..) na, die ham mir dann auch versucht, Grenze uffzuschustern, ich sage, nee, (da mach ich jar nich?), (..) ja, wie es hieß dann damals, ja, da musste auf deine El- eigenen Eltern schießen und so wat, wenn die rüber wollen. (.) **Ick sage, "naja, da hab ick 'n kleenes Problem damit"**.

I: Das das war in der Ausbildung angesprochen oder oder?

S: Nee, das wurde- also wir hatten ja vormilitärische Ausbildung. /I: Ja/ GST hieß ja das damals.

[...]

S: So, und da, wie jesagt, und da in der Lehre hieß es dann jo, naja, wie jesacht, äh, müssteste auf deine Eltern, eigenen Eltern schießen und so, /I: Mhm/ Marine wird nischt. Ick sage, "na, dann jeh ick nich". Ich sage, denn "phui, tschüss", "Ja, und das jeh nich" und so, ich sage, "naja nu,".

Schneider stellt szenisch dar, wie er mit seinem zukünftigen Arbeitgeber seinen Arbeitsbereich aushandelt. Die Elemente der Szene entsprechen aber bei genauerem Hinschauen nicht einer Situation, die in der berichteten Form real hätte stattfinden können. Es handelt sich um eine nachträgliche Verdichtung von Aushandlungen, die in Schneiders Lehrzeit stattgefunden haben. Welches Drama bringt Schneider mit dieser Darstellung zur Aufführung? Es fällt auf, dass die Aufnahme in die Marine als Auszeichnung dargestellt wird, für die man ‚tauglich‘ ist oder eben nicht ist; diese ‚Tauglichkeit‘ geht über den technischen Gebrauch des Wortes möglicherweise weit hinaus. Fast im selben Atemzug mit dieser Selbstausslieferung an das Urteil der Institution rebelliert Schneider in seiner Dramatisierung gegen die Zumu-

tungen, eventuell die Loyalität zum Staat höher als die zu den Eltern stellen zu müssen. Diese, von realen Aushandlungssituationen abgehobene Verbindung von Unterwerfung gegenüber einer mächtigen Institution, die Tauglichkeitsurteile ausspricht und der gleichzeitigen Rebellion gegen ihre Zumutungen könnte, ein Schlüssel zu der Entwicklung von Schneiders Verhältnis zu Institutionen sein. Diese Interpretationslinie greife ich später wieder auf.

Mit der konfrontativen Haltung, mit der Schneider das Angebot, bei den Grenztruppen zu arbeiten ausschlägt, erhebt er einen Autonomieanspruch. Diese Interaktionsform einer konfrontativen Forderung zeigt möglicherweise eine Form ‚rebellischer Subjektivität‘⁶⁸ an, die versucht, sich kleinere Entscheidungsspielräume zu sichern. Mit der Wahl eines speziellen Segments der Armee scheint Schneider zumindest die Vorstellung einer eigenständigen Berufswahl abzusichern⁶⁹. Es zeigt sich später, dass Schneider die Ablehnung bestimmter Zumutungen auch trotz erheblicher Unsicherheiten durchhält. Die Inkaufnahme beruflicher Risiken hat ebenfalls Rebellisches an sich.

Schneider kam 1989 als Fähnrichschüler zur Marine. Er verpflichtet sich für 15 Jahre und wird parallel zum Dienst ab 1989 zum Studium an eine Offiziershochschule delegiert. Als erste Hypothese zur berufsbiographischen Entwicklung kann formuliert werden, dass Schneider ein berufliches Motiv verfolgt, dass sein Ziel nicht in der Aneignung fachlicher Kompetenzen hat, sondern in sich so stark ist, dass Bildung als Zumutung in Kauf genommen wird, um dieses Ziel zu erreichen. Die abgebrochene Verwendung des Präsens „ich bin [...] verpflichtet“ deutet darauf hin, dass bei dieser Berufsentscheidung tatsächlich ein innerer Verpflichtungscharakter im Spiel war, der – worin er auch bestehen mag – in irgendeiner Form auch in der biographischen Gegenwart noch besteht. „Spaß“ beim Militär gehabt zu haben widerspricht allerdings einem Verpflichtungsideal und zeigt, dass Schneider nur formal die Erwartungen seines Elternhauses erfüllt. Seinen Glücksanspruch (in Form eines beruflichen *Motivs*⁷⁰) verfolgt er in inoffiziellen Aspekten innerhalb des konformistischen Rahmens der DDR-Gesellschaft.

Ein Autonomieanspruch und ein berufliches Ideal entfalten sich

Worin könnte dieser Glücksanspruch bestehen?

S: [...] und ich sage, (.) (xxx) bei Marine, ick sage, schon wegen (.) Attraktivität, /I :Ja/ ja, es iss (.) einfach keen Sandlatscher, (.) ja? Sondern ich bin uff'm Boot, und wie jesagt, das'n Team. Janz einfach, und ick bin ei'nglich immer schon jemand jewesen, der so (.) den Zusammenhalt- also, ja, klar, mach ick immer noch, (.) ja, wenn so Leute zusammenhalten, das find ich absolut sssspitze. Weil wie jesagt, kommt och was raus, dann kann man och wat schaffen. (.) Ja. So, und wie jesagt, denn uff so'n kleenes Raketenschnellboot, so mit sieben, acht Mann, wollte ick denn. Jo, und denn, denn fetzt

⁶⁸ Etwa vergleichbar mit Monika Wohlrab-Sahrs Fall „Marina Reuter“ (Wohlrab-Sahrs 1993).

⁶⁹ Der konfrontative Stil, mit dem Schneider gegen systemisch-ideologische Anforderungen rebelliert, zeigt sich auch in anderen Aspekten der Stilisierung des Kämpferischen, Konfrontativen: Kampfsport, die Haltung von Taranteln als Haustieren, die schnell „angreifen“ zeugen von dieser Faszination.

⁷⁰ Motiv ist hier Sinn einer Relevanz (Schütze) gemeint, die den Beruf als Handlungszusammenhang und Wissensfeld ausmacht.

det schon, so iss- det iss det iss schon janz okay dann /I: Mhm/ so wat. (..) Ja, und wie jesacht, (.) alles nich so jeklappt, wie ich das so wollte, (.) /I: Ja/ (..) also jetzt nich- also, hab jetzt hier o' nischt jegen Westen damals jehabt oder so wat, /I: Ja/ meine, wie jesacht, damit ham se uns ja jenuch jetriezt.

Der *Zusammenhalt* im *Team*, der in der Marine möglich ist, macht die Attraktivität dieses Berufs für Schneider aus. Schneider sagt, dass die Produktivität der Teamarbeit ihr formeller Vorteil ist; ihn jedoch interessiert die dabei entstehende ‚spontane Solidarität‘, wenn es „fetzt“. Ich interpretiere die Idealisierung des ‚Teams‘ als Verweis auf das Ideal einer ‚informellen Solidarität‘ und die erlebte Praxis als ‚spontaneistischer Vergemeinschaftungsprozess‘. Schneiders Beschreibung von Sozialität in der totalen Organisation Armee ist Produkt einer Idealisierung. Zwei widersprüchliche Eigenschaften, eine hochgradig regelgesteuerte, dienstrechtlich kodifizierte Form von Kooperation und ein spontanes, anarchisches Gefühl, dass es nämlich ‚fetzt‘, sollen im Team der Bootsmannschaft vereinigt sein. Das Interessante daran ist die strukturelle Polarität zwischen institutionellen Zumutungen und spontaner, als freiwillig erlebter Solidarität. Beide Deutungen sind differenzlogisch aufeinander bezogen. Die *Figur* des ‚solidarischen Teams‘ wird nur auf dem *Hintergrundverständnis* einer Vorstellung von aufgezwungener organisationaler Rigidität verständlich.⁷¹ Spontaneistische Vergemeinschaftungsprozesse im Rahmen rigider formaler Organisation können als charakteristisch für die „Organisationsgesellschaft DDR“ (Pollack 1990; Wiesenthal 1997) angesehen werden.⁷²

Schneiders Erfahrung in der Marine kann als typisch für Erfahrungen in der organisationalen Welt der DDR gelten. Für Schneider ist die Erfahrung von Solidarität auch heute noch zentral: „Wenn so Leute zusammenhalten, das find ich absolut sssspitze“. Mit dieser Passage gibt Schneider eine explizite Selbstidentifizierung zu Protokoll, die dazu beiträgt, eine gefährdete biographische Linie zu bekräftigen. Bekräftigungen dieser biographischen Kontinuität finden sich an verschiedenen Stellen im Interview, vor allem in Zusammenhang mit verpassten Bildungs- oder Berufschancen:

S: So und denn, wie jesacht, eigentlich och, noch mal zurückzukommen, jetzt uff die Lehre, warum ich die eigentlich och jemacht habbe, iss ei'nglich och, weil wie jesacht, ich hab mich entschlossen jehabt nachher, Menschen sozusagen auf'm Boot zu führen, /I: Mhm/ (.) ja, und die meis- die meisten von uns [der Studierenden der Offiziershochschule], die sind- ham ja dann Abi jemacht und so'ne Faxen , da hab ich jesagt, "nö, Schule iss nich interessant, weil wie jesagt, ich möchte erleben, wie die Leute da unten sich fühlen". /I: Mhm/ Ja, wenn ick da oben die auf Kopp rumtrample und sage 'du mußst det machen', dann will ick och wissen, ob die det packen oder nich /I:

⁷¹ Vergemeinschaftungen, die sich tatsächlich ausserhalb von dominierenden gesellschaftlichen Institutionen ereignen, sind von starken Regelwerken strukturiert und überhaupt nicht ‚spontan‘, wie beispielsweise die Mafia oder Prostitution.

⁷² Diese Form von Vergemeinschaftung ist also letztlich eine für staatssozialistische Gesellschaften typische Form der Vergesellschaftung, die mit „zivilisatorischer Inkompetenz“ (Sztompka 1993) geschlagen ist, weil die intersubjektive Solidarität nur im Korsett eines rigiden organisatorischen Rahmen Bestand hat.

Ja/ Ja, ich möcht die Leute einschätzen lernen, und wie jesagt, detwegen hab ick ei'ngli' och die Lehre jemacht.

Nachträgliche Rechtfertigung und Beschreibung der damaligen Überlegungen gehen in dieser biographischen Selbstreflexion eindeutig ineinander über. Es wird deutlich, dass das Ideal ‚spontaner Solidarität‘ nicht latent bleibt, sondern zu Schneiders Selbstverständnis gehört, mit dem er einen Teil seiner *biographischen Arbeit* (Strauss 1975) bewältigt.

Nach der Wende: Ein biographischer Wandlungsprozess?

1989 stürzen die Wendereignisse das politische System der DDR, der Standort an der Ostsee wird kurz darauf aufgelöst. Schneider bekommt das Angebot, das begonnene Studium beenden zu können, nun allerdings mit erheblich längerer Laufzeit als ursprünglich geplant. Schneider lehnt dies jedoch ab und zieht in seine Heimatstadt zurück. Diese Entscheidung wird auf dem Hintergrund verständlich, dass die (Hoch)schulbildung für Schneider keinen Wert an sich, sondern nur ein notwendiges Übel auf dem Weg zum Marinefährnich darstellten. Vermutlich bedeutet die Verlängerung des Studiums für Schneider eine unzumutbare Erhöhung der qualifikatorischen „Kosten“.

Die Gelegenheitsstruktur hat sich so weit verändert, dass der Soldatenberuf stark an Attraktivität verliert. Er nimmt Gelegenheitsjobs auf dem Jedermannsarbeitmarkt an und gründet einen Kampfsportverein in dem er eine Jugendgruppe leitet. Die sportlichen Fähigkeiten und Kenntnisse dafür hat er sich in der Armee angeeignet. Gibt es weitere Gründe, das bereits zwei Jahre lang betriebene Studium aufzugeben? Immerhin hätte er in einen anderen Sicherheitsberuf wechseln können, wie es für einen Ex-Soldat naheliegend wäre, und wie es auch sein Bruder getan hat. Auf dem Arbeitsmarkt deutete sich sehr früh ein schneller Wandel an. Hauptmerkmal dieses Wandels ist die Tertiärisierung. Vermutlich hätte Schneider als Dienstleister in der Sicherheitsbranche durchaus Chancen gehabt. Eine meiner Hypothesen lautete, dass die Wende für junge Erwachsene eine Bewährungsprobe darstellte, die nach einer Verwirklichung von erweiterten Lebenschancen verlangte. Für Schneider ist das der Fall⁷³

Die Transformation als biographische Bewährungschance⁷⁴

I: Wie war'n das- mmm so die- so so- direkt nach nach der Wende, warst du da eher so pessimistisch oder eher optimistisch, was #so-#

S: #Opti.#

I: was so die Möglichkeiten -

⁷³ Wensiersiki beschreibt diese Haltung als ‚Freisetzungsprozess biographischer Handlungsmöglichkeiten‘ (Wensierski 1994, 124 ff.), der weit von einem ‚biographischen Einbruch‘ (Ebd.) entfernt ist.

⁷⁴ Oeverman spricht von biographischen Bewährungsproblemen. Ich finde diese Sicht der Dinge überproblematisiert.

S: Total. Ich hab jedacht, jetzt iss alles neu, jetzt iss alles- jetzt muss mer- jetzt könn mer- (RÄUSPERT SICH) weil se immer jesacht ham, jo, da könn' wer alles und det iss ja auch allet.

Schneider empfand die Nachwendezeit als eine ‚neue Zeit‘, als eine beschleunigte Modernisierung, durch die „alles neu“ ist. Dieser Epochenbruch war in der damaligen Wahrnehmung mit einer umgekrepelten Opportunitätsstruktur verbunden. Die Gelegenheiten der Transformation, so zeigt es sich hier, nimmt Herr Schneider als Doppelcharakter von normativer Aufforderung und Chance (von müssen *und* können) wahr. Die Gelegenheit stellt ihm ein biographisches Bewährungsproblem. Wer die Gelegenheit nicht nutzt – ist selbst schuld. Schneiders Aussage – „jetzt muss mer, jetzt könn mer“ – bestätigt meine These, dass berufliche Mobilität zu den normativen Beständen gehört, die die Transformation (zumindest für die Kohorte der 71er) mit sich bringt.

Diese Aussage wirft, nach dem Scheitern seiner Umorientierungsversuche, ein ungünstiges Licht auf Schneiders Lebensbilanz.

Die selbstsozialisatorische Etablierung eines berufsbiographischen Moratoriums

Meine These einer ambivalenten Haltung Schneiders zur geordneten (Berufs-)Welt des Vaters bestätigt sich hier. Schneider bricht mit seiner ursprünglichen Berufsentscheidung, obwohl er sich dadurch in eine äußerst unsichere berufliche Situation bringt; als Soldat wäre er vermutlich in die Bundeswehr übernommen worden; als Ingenieur hätte er einen wertvollen Berufsabschluss erlangt. Die Sicherheitsdienstleisterbranche hätte zwar weit weniger prestigereiche Positionen geboten, aber dafür berufskulturelle Kontinuität. Er aber versucht, sich als selbständiger Sportlehrer zu etablieren.

Verschiedene unterqualifizierte Beschäftigungen in den ersten Wendejahren dienten dazu, so können wir schließen, sich ein (adoleszentes) Moratorium⁷⁵, einen Aufschub des Entscheidungszwangs zur Berufsfindung zu verschaffen. Schneider eignet sich das der Wendesituation implizite Individualisierungsangebot an; die Wende hat insofern eine wichtige Bedeutung gehabt. In dieser Zeit geht Schneider eine drei Jahre andauernde Partnerschaft mit einer Physiotherapeutin ein. Darauf folgen zwei weitere, kürzere Partnerschaften.

Mit dem Aufschub berufsbiographischer Selbstbindung entfaltet Schneider eine beeindruckende selbstsozialisatorische Energie. Das äußerlich erratische „Jobben“ zeigt sich hier als selbstbestimmte, wenig abgesicherte Ausgestaltung eines beruflichen Moratoriums (Marcia 1964; Erikson 1994), dass sich Schneider einräumt.

Nach der Wende beginnt Herr Schneider sein berufliches Kapital anders einzusetzen und beginnt einen Sportverein zu gründen, um als Kampfsportlehrer tätig werden zu können. Jedoch wird der Verein bald aufgelöst, weil die Iniatoren zunächst mit dem verknöcherten Dachverband und später auch untereinander in Konflikt geraten.

⁷⁵ In Anlehnung an Eriksons Begriff des psychosozialen ‚Moratoriums‘ (Erikson 1994).

Herr Schneider beginnt daraufhin 1992 eine vom Arbeitsamt finanzierte Fortbildung zum NC-Fäser, die er allerdings nach einigen Monaten abbricht. Danach unternimmt er einen zweiten Anlauf zur Verwirklichung seiner beruflichen Wünsche: Schneider arbeitet mit einem ABM-Vertrag als Streetworker und baut in seiner Geburtsstadt einen Jugendclub auf. In diesem Rahmen macht er Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen. Schneiders ABM-Stelle wird nach einem Jahr nicht verlängert. Die Bedingungen für eine Fortsetzung der Sozialarbeiterkarriere dürften unter den qualifikatorischen Voraussetzungen und die Abhängigkeit von Arbeitsförderungsprogrammen äußerst ungünstig sein. Unklar bleibt jedoch, welchen Anteil Schneider selbst am Scheitern dieser beruflichen Perspektive hatte.

Die gesellschaftliche Universalisierung des Ideals „spontaner Solidarität“

Die Idee einer ‚spontanen‘ Gemeinschaftlichkeit in der Marine erschien im vorherigen Abschnitt noch als eine konstitutive Verkennung des Zwangscharakters der Institution des Militärs. Doch vielleicht sollten wir diese Idealisierungen nicht vorschnell als Verkennung der Wirklichkeit oder etwa als unfertige Individuierung denunzieren. Die Idealisierung soll jedoch nicht vorschnell entlarvt werden. In diesen Idealisierungen könnte ein Wert stecken, der sich in einer offenen Gesellschaft universalisieren lässt. Die Arbeit als Sozialarbeiter war für Schneider eine Fortsetzung seines sozialen Engagements diesmal mit anderer Akzentsetzung. Schneider erzählt vom Wechsel zum Sozialarbeiterberuf, der Gründung eines Jugendclubs und dem Besuch eines rechtsradikalen Kaders in ‚seinem‘ Jugendclub:

S: Ich hab, ich sage, "Leute, die Interesse haben, rin." /I: Ja/ Ich sage, rin. /I: Ja/ Ich sage, "ich muss ja mal (.) Bisschen (m.W.u.) (Straße weg seid?) so unjefähr. Ja, damit er mal 'n vernünftiges Hobby habt, und all so wat, denn ihr habt ja nun-" die ham dann hier zwei, drei Demonstrationen jemacht, wir ham (xx) [Kampfsport-, B.T.] Demonstrationen jemacht, und allet so wat.

I: Was für 'ne Demonstration war das? #(m.W.u.)#

S: #(m.W.u.)# Bisschen wat vorzeigen #und so wat, damit die Leute# /I: #Ah ja ja, aha, ja, jaja.#/ mal 'n Bisschen kucken, /I: Jaja/ mal wissen, das gibt's ja och in C-Stadt. /I: Ja, ja, ja/ Ja, ich sage, "gut, okay," bin- wie gesagt, dann hatt' ich och (x) (.) ville Menschen, also ville Leute jehabt da, (.) (m.W.u.) von kleen an, von vier oder fünfe an, bis hoch, bis zu 30, 40 Jahren. /I: Mhm/ Ich sag immer, ja, naja, wie jesagt, vonner Straße waren se weg, die Jugendlichen, (.) bin ich noch in Clubs rinjejang, Jugendclubs rinjejang, hab denn och als Streetworker gearbeitet, /I: Mhm/ mal so'n Jahr auf ABM, nennt man so wat, ja, ABM. /I: Ah ja/ Hmm, ja, da hab ick denn jesacht, (.) oder beziehungsweise, ich hab mich dann wie jesagt, mit der Vorsteherin da och nich verstanden, die das- (.) die da den (.) janzen (.) riesengroßen Komplex da, wo unser Jugendclub drinne war (RÄUSPERT SICH) (..) da unter sich hatte. /I: Mhm/ Woll mal so sagen. Weil, wie jesacht, das waren eigentlich welche aus der rechten Szene gewesen. /I: Mhm/ Ja, und die ham och 'n- also die ham hier in C-Stadt vill Randalen jemacht, die ham Buden anjesteckt, vonne Linken und all so wat /I: Mhm/ Ick sage, "jut, okay, um die muss man sich mal kümmern," da bin ich (xxxx) hin, ich sage, „so- undso sieht's aus,“ ich hab dann och zwee, drei jekannt von denen. Ich sage, "wie sieht's aus, mal 'n Jugendclub (gründen hier?)?" "Ja." (..) /I: Mhm/ Ich sage, jut, ham wer uns hinjesetzt, ham wer ne Satzung ausjebüffelt, (.) ja, ham wer ebend rinjeschrieben, (.) dass jeder kommen darf. Ja. Det mer (xx) versuchen, einfach mal so'n Bisschen, die ganze Sache zu entschärfen von wegen rechts links. /I: Mhm/ Wie jesagt äh äh, Meinungen sind immerunterschiedlich, so, und dann, wie jesagt, nun kam (xx)

da die ganze (°Wittenberger?) Truppe, (.) und denn einer noch aus °Erfurt, (.) so'n Kasper da, (.) ja, die haben- wollten uns dann (.) erklären, was rechts iss. /I: Mhm/ Ich sage, "jut, okay, dann fang mal an". Ja, "jeder Ausländer raus, und" (m.W.u.) (..) die, die kriminell sind, müssen raus, an Ausländern, ich sage, "jut, okay, wenn ick da jetzt 'n Schwarzen seh, dann weiß ich ja noch lange nich, ob der kriminell iss." /I: Ja/ Ick sage, "weiß ick nich". (.) Ich sage, "ich kann doch nich einfach bejehen und dem da eine uffnieten." Ich sag, "was soll det". Hat er dumm jekuckt, hat nischt weiter jesagt und sind abjefahren.

Formal fällt an der Ankündigung der Erzählung die Semantik von ‚drinnen/draussen‘ auf. Schneider möchte die Leute von der Straße weg ‚rein‘ holen – könnte man sagen: ins Boot? „Waren och weg vonne Straße, iss ei'nglich 'n Ziel jewesen von mir immer“.

Die Parallele ist bestechend: Schneider beschreibt die Arbeit und das Zusammensein mit Jugendlichen an anderen Stellen im Interview ganz ähnlich der Beschreibung der ‚spontanen Solidarität‘ in der Marine. Die Bedingungen sind jedoch ganz andere, das Ziel ebenfalls. Man könnte sagen, das Gemeinschaftsmodell ist als reflexive gesellschaftliche Praxis ‚erwachsen‘ geworden. Es geht für Schneider darum, sich einen Lebenszusammenhang zu etablieren, ohne mit den einfachen Freund-Feind-Schemata der Neonazis einen Ersatz für ein Gemeinwesen zu fabrizieren. Schneider gesteht, dass er sich bei den Rechten „sicherer jefühlt [hat], obwohl ich keen Rechter wor“. Der Ideologie angereicherter Neonazi-Kader setzt er ein raffiniertes performatives Argument entgegen:

„Ich kann doch nich einfach bejehen und dem da eine uffnieten“. Das Argument ist nicht universalistisch-gerechtigkeitsorientiert, sondern nimmt eine Fürsorge Perspektive ein. Schon die Form „ich kann doch nich einfach“ verweist auf eine Verantwortung für den Anderen, die die eigenen Interessen übersteigt und unmittelbar einleuchtet. Die Formulierung „Bejehen“ ist bemerkenswert. „Bei“ ist das Adjektiv und Präfix körperlicher Nähe, die immer auch moralische Verantwortung impliziert: wie in bei dir, beieinander, (einen Streit) beilegen, beipflichten, Beifall, Beistand, Beischlaf und schließlich beisetzen⁷⁶. Seine bauernschlaue und zugleich ungeheuer feinsinnige Verurteilung der rassistischen Haltung argumentiert (implizit), dass die bloße bestehende körperliche Kopräsenz Respekt und Achtung des Anderen fordert und die Anwendung körperlicher Gewalt verbietet.

Der Schritt vom Kampfsportlehrer zum Sozialarbeiter vervollständigt die berufliche Realisierung und Weiterentwicklung eines Modells von Sozialität, die durch solidarische Bindung und ‚Sorge für Andere‘ charakterisiert ist. Wenn die These der ‚Verwirklichung‘ stimmt, gewinnt sie mit dem letzten Schritt eine neue Qualität: Schneider entwickelt in seinem Berufsverlauf das Ideal der ‚spontanen Solidarität‘ zu einer engagierten Form der Sorge für ande-

⁷⁶ Das etymologische Argument ist verführerisch und oft irreführend. In diesem Fall entspricht die etymologische bzw. semantische Deutung der Vorsilbe ‚bei‘ aber der semantischen Konstruktion des gesamten Arguments: die Situation, die Schneider schildert, ist eine Situation der körperlichen Kopräsenz. Dass es sich bei „bejehen“ ja auch um eine umgangssprachliche Wendung handeln könnte, die vielleicht ‚nichts zu bedeuten hat‘ ist kein Gegenargument. Die Besonderheit einer Bedeutung besteht nicht darin, dass irgend ein ‚Spezialwort‘ verwendet wird, sondern dass ausgerechnet *dieses* Wort ausgewählt wurde und dass es auf diese *bestimmte* Art und Weise verwendet wurde.

Chancendifferenzierende Folgen der Ungleichheit der DDR-Gesellschaft: Ursachen des (vorläufigen?) Scheiterns eines ‚Musterschülers‘ der Transformation

Korrespondierend zur Etablierung eines selbstgestifteten Moratoriums durchläuft Herr Schneider gewissermaßen eine Habitusmetamorphose. Er entwickelt einen unternehmerischen Habitus. Schneider wird zu einem ‚Musterschüler‘ der Transformation, indem er sich engagiert und unter persönlichen Opfern (berufliche Risiken, Belastung von Intimbeziehungen) auf die Transformation seines Gemeinwesens einlässt. Trotzdem scheitert er. Zu diesem Scheitern trägt ein milieuspezifischer habitueller Mangel an kulturellem Kapital bei. Josef Schneider hätte seine berufliche Umorientierung mit Weiterbildungen oder einem Zweitstudium möglicherweise konsolidieren können. Das Abreißen der berufsbiographischen Linie der Sozialarbeit, in der Herr Schneider erfolgreich *war* - in seiner Arbeit als streetworker etablierte er einen Jugendclub, der auch sechs Jahre nach seinem Weggang noch besteht - kann durch die für den ostdeutschen Kontext wenig geeignete Arbeitspolitik der ABM-Programme erklärt werden. Der ‚Musterschüler‘ der Transformation scheitert an falschen Hilfestellungen.

Scheitern und defensive berufliche Konsolidierung

Nach einer Phase der Arbeitslosigkeit und Gelegenheitsarbeit findet Schneider für die nächsten drei Jahre Anstellung in einem Baubetrieb, und wird dort nach einiger Zeit stellvertretender Vorarbeiter. Es kommt zu einem Konflikt des Vorarbeiters mit den Arbeitern, den Schneider zu schlichten versucht. Herr Schneiders solidarischer Ethos findet im Kontext des Baubetriebs keine Anerkennung: Er scheitert mit seinem Schlichtungsversuch. Diesem Vorfall folgt ein ‚Ausbruchsversuch‘ in einen anderen Job, jedoch kehrt Herr Schneider nach kurzer Zeit als einfacher Arbeiter in den Baubetrieb zurück. Offenbar hat Herr Schneider diese Lebenssituation resignativ bzw. mit einer Strategie des Selbstschutzes bewältigt: Herr Schneider lebt nach der Trennung von seiner Freundin sehr isoliert, bis auf guten Kontakt zu seiner Mutter.

Eine formale Beschreibung der berufsbiographischen Selektionen

Im Lebenslauf von Josef Schneider zeigt sich eine Berufswahl, die zunächst durch das berufskulturelle Modell des Vaters und seine Systemtreue dominiert zu sein scheint, wobei er Aspekte der soldatischen Berufspraxis, die er als Zumutung empfindet, durch die Wahl einer beruflichen Nische vermeidet. Nach der Wende bricht Schneider mit wenig Rücksicht auf

⁷⁷ Vergleiche dazu James Dewey und Hans Joas. James Dewey bringt religiöse Erfahrungen mit dem *imaginären* Bezug zu einem *ganzheitlichen Selbst* in Verbindung (vgl. Dewey 1934). Mit Ausübung der Einbildungskraft können Menschen die Möglichkeiten erkennen, die im Wirklichen liegen. Die Ganzheitlichkeit mag also imaginär sein, ist aber doch wirklichkeitsmächtig. Werte oder Ideale sind damit Resultate kreativer Vorgänge der Idealisierung kontingenter Möglichkeiten. Für Joas liegt in gemeinsamen Erfahrungen die Chance zur Aufspaltung der Selbstzentriertheit des Subjekts (vgl. Joas 1997, 171ff.). Diese Ausführung zeigt, dass Schneiders Versuche, Situationen und Institutionen offener Kommunikation zu etablieren auf eine kulturelle und auch ökonomische Institutionenbildung hinführen, die in Transformationsgesellschaften von äußerster Wichtigkeit sind.

sein erworbenes Bildungskapital die eingeschlagene Laufbahn ab. In diese Entscheidung zeigt sich die Ambivalenz seiner ersten Berufsentscheidung. Die Wende hat für ihn einen Gelegenheitsraum geschaffen, der eine ‚selbstverwirklichende‘ Strategie der Berufsfindung in einem selbstgeschaffenen ‚Moratorium‘ nachträglich ermöglicht. Die Festlegung auf ein sicheres Berufsziel schiebt er auf, um Zeit für diese nachholende Realisierung von biographischen Motiven zu gewinnen. Offenbar versucht Herr Schneider, einen berufsbiographischen Wunsch und ein Ideal an Zivilität zu verwirklichen, auf dessen Realisierung er in der neuen Situation nach der Wende große Hoffnungen setzt. Diese Selbstbindung erklärt die hohe Risikobereitschaft beim Wechsel der beruflichen Tätigkeiten.

Das Vertrauen in die eigenen Kräfte und die Umsetzbarkeit der eigenen Ziele, ja das Vertrauen in die Richtigkeit der eigenen Vorstellungen angesichts schlechter Arbeitsmarktchancen, ist zunächst groß und findet seinen Ausdruck in verschiedenen Projekten, die in die Selbständigkeit oder in Gemeindearbeit führen sollen. Schneider, so zeigen sich diese Bemühungen, gehört zu den mutigen Gründern, die im deindustrialisierten Ostdeutschland ein Dienstleistungsangebot etablieren wollen. Diese Projekte sind zunächst vielversprechend, scheitern dann aber an verschiedenen Hindernissen, vor allem den geringen Selbstorganisationskräften der ‚transplantierten‘ neuen Institutionen und der Anti-Haltung alter Organisationskader (z.B. Sportvereine). Schneider sieht sich aufgerieben zwischen unangemessenen Qualifikations- und Arbeitsangeboten der Arbeitsämter, der Unflexibilität und Hilflosigkeit der sich im Umbruch befindlichen Verwaltungen, der Unkooperativität verknöchertter Sportfunktionäre und einem Klima des Misstrauens in die Kräfte zur Etablierung selbstorganisierter Projekte, z.B. im Dienstleistungsbereich. Herr Schneider stellt sich nach der gescheiterten Umorientierung auf den ruhigen, unauffälligen Berufsalltags mit hohen Arbeitsbelastungen (Arbeit auf Montage) ein.

7.3. Eine Partitur der Erzähllinien

‚Erzähltes Leben‘ bezeichnet das Resultat einer Rekapitulation von Erfahrung. Eine Erzählung bedeutet immer einen Verlust an Vielschichtigkeit und eine Brechung der Erinnerung an einer Gegenwart. Erfahrung wird allerdings erst durch diese Vereinfachung im Schema der Erzählung als solche verständlich. Im Folgenden versuche ich zu rekonstruieren, wie Schneider die Erfahrungen seiner wechselhaften Berufsbiographie erzählerisch und argumentativ ordnet.

In der Anbahnung des Interviews klang bereits eine Zweideutigkeit an, die sich dann im Interview fortsetzte: Mein Interviewpartner meinte erst recht eindeutig, er hätte aufgrund seiner Arbeitsbedingungen – er sei auf Montage – keine Zeit für ein Interview. Nachdem Schneider auf eine erneute Bitte um einen Termin bei seiner Ablehnung blieb, resignierte der Interviewer schon beinahe. Daraufhin änderte Schneider seine Meinung und schlug sofort einen konkreten Termin vor. Die ersten kommunikativen Züge in der Interviewsituation sind ebenfalls nicht unproblematisch. Der Interviewer scheint nicht ganz willkommen zu sein (Ich bekomme keinen Platz für meine Jacke angeboten, der Fernseher läuft zu Beginn

des Interviews weiter). Herr Schneiders Antworten sind zuerst sehr knapp. Die Antwort auf die Eingangsfrage ist bereits nach wenigen Sätzen beendet. Wie erklären sich diese Irritationen? Möglicherweise schwankt Herr Schneider zwischen dem Wunsch, einen Adressaten für ein mehr oder weniger bestimmtes Unbehagen, für die eigene problematische Lebensgeschichte, zu finden und dem Bedürfnis, bestimmte abgeschlossene Kapitel der eigenen Lebensgeschichte nicht anzurühren. Der Interviewer als Repräsentant einer gesellschaftlichen Instanz der ‚Beobachtung‘ von gesellschaftlicher und persönlicher Wirklichkeit fordert implizit durch seine Rolle und explizit durch die Form des Fragens eine selbstreflexive Biographisierung ein. Aus den bisherigen Überlegungen zu Schneiders ‚erlebter Lebensgeschichte‘, die aus seinen Entscheidungen und Deutungen gewonnen wurde, ist noch nicht deutlich geworden, wie er selbst den Verlauf und den Ausgang seiner Berufsbiographie deutet, ob als ‚Einfahren in ruhigere Geleise‘ oder doch als Scheitern. Er beginnt seine Erzählung folgendermaßen:

I: [...] Also, (.) erzähl mir doch einfach (..) wie sich (.) dein beruflicher Werdegang für dich (.) darstellt.

S: Für mich selber persönlich. Also äh (.) ich arbeite ja wie gesagt schon- (..) wo das Interview war, das Erste hier, also vor, vor vier Jahren (x) da hatt' ick in derselben Firma jearbeit', hier arbeit' ich jetzt immer noch. Pfffttttttttt. Beruflich, naja (.) äh (.) ich wollte uffhören, (..) vorjes Jahr, (.) aus (.) rein (..) naja äh äh, betrieblichen Gründen, das heißt, äh, mit'm Vorarbeiter nich verstanden, /I: Mhm/ (..) und die Kollegen ebend och nich. **(RÄUSPERT SICH)** Und die Kollegen kam' immer zu mir jerannt, weil ich der stellvertretende Vorarbeiter war, und (.) ja, da (.) unser Vorarbeiter, der konnte eben nich so 'ne Auskunft jeben, wie ich das, wie ich das eben konnte, mal so sagen, also der (..) der iss eben mal so, na, auf'm Bau sagt man immer, 'ne harte Sprache, /I: Mhm/ der wird eben schnell mal ausfallend, und der wird ebend och privat ausfallend, woll'n mal so sagen. /I: Mhm/ Und äh (.) da hat sich ebend och keener- also ich hab dann och mal jesacht, "wir jehen mal zum Chef hin und sagen mal, dass er mal 'ne Schulung anbieten soll, wie man ebend Leute führt". **Naja, da hat dann och keener mitjemacht, (.) naja, und das iss ebend 'n egoistisches Denken ei'nglich, das iss halt Deutschland.** (SCHNAUFT) Muss ich mal ganz ehrlich sagen. /I: Mhm/ Äh, pff (..) jut, okay, äh, dann vor vier Jahren hatt' ich noch 'ne Freundin jehabt, (...) seit (.) na, seit drei Jahren eben nich mehr, aufgrund der Montage. /I: Ja/ Man iss die ganze Woche weg, Sonnabend Sonntach iss man zu Hause, dann soll man sich dann och noch (...) dahin bejeben und da mal noch hinfahren, zur Disko fahren und das noch fahren, und man- dass man keen Bock mehr hat, das iss ei'nglich ganz logisch irgendwo, dass man irgendwo abschalten will und seinen eigenen Hobbies nachjehen will. /I: Ja/ **(.) Und wie jesacht, das iss alles so'n Bisschen kaputt jejangen,** und wie jesagt, seit drei Jahren hab ick- bin ick jetzt och solo, bin ei'nglich- **(.) lebe janz jut damit.** /I: Mhm/ Ja. Habe och das Jeld, was ich auf Arbeit verdiene, (.) für mich. Lebe stressfreier (.) meiner Meinung nach, /I: Mhm/ och auf Arbeit jetzt iss ruhiger jeworden. /I: Mhm/ (.) Also beziehungsweise, **ich reib mich da nich mehr an irgend solche Sachen hoch, wie zum Beispiel mal länger machen oder 'n Wochenende mal machen, am Wochenende arbeiten, Sonnabend arbeiten und so was, also das jeh mir jetzt irgendwo allet kalt am Arsch vorbei, ich sage mir, okay, das jibt letztenendes doch 'n Bisschen Jeld.** /I: Mhm/ (.) Jo, pffff, das war eigentlich vom Prinzip her jetzt erst mal so das Gröbste. /I: Mhm, mhm, mhm/ Was ich so sagen muss, über die, über die vier Jahre, die jetzt verjangen sind, und über die Arbeit, also (.) was mir jetzt so Bisschen auf, auf (xxx) lag.

Schneider greift das Angebot der Erzählaufforderung auf, einen Unterschied zwischen einer *allgemeinen* und einer *persönlichen* Sicht auf das eigene Leben zu machen; offenbar nimmt er das Angebot – und die Zumutung – des Interviewers an, eine persönliche Geschichte zu erzählen. „Wie gesagt“ bezieht sich auf die standardisierte Erhebung der Lebensverlaufsdaten, die zum Zeitpunkt des Interviews vier Jahre her war. Vier Jahre scheinen sich auch als geeigneter Zeitrahmen zur Darstellung des Werdegangs aus der Gegenwartsperspektive zu eignen. Diese vier Jahre beinhalten allerdings keine Entwicklung, sondern eine Kontinuität. Die folgende Erzählung zum ‚Beruflichen‘, das für Schneider erklärungsbedürftiger ist als die schnell beschriebene ‚Arbeit‘, ist zweigeteilt. Die erste Hälfte schildert ein tragisches individuelles *und* kollektives Scheitern: Schneider wähnt sich durch seine kommunikativen Kompetenzen in der Position, in einer beruflichen Konfliktsituation für alle Kollegen einstehen zu können. Schneider stellt sich als Vermittlerfigur dar; den Kollegen auf manche Weise überlegen, aber dennoch uneingeschränkt solidarisch. Diese Figuration verdichtet sich im Resümee zu einer Schicksalskonstellation: „das is halt Deutschland, muss ich mal ganz ehrlich sagen“. Das Unvermögen der Kollegen und sein Scheitern wird von Herrn Schneider zur ‚Enttäuschungs‘-Linie ausgebaut. Diese Konstruktion produziert eine Dichotomie, denn Herr Schneider stilisiert sich damit zum solidarischen Held, die Anderen erhalten die Rolle der Egoisten. Mit der ‚szenischen Höhepunktdarstellung‘ (Schütze) eröffnet Schneider eine Erzähllinie, die durch das ganze Gespräch hindurch immer wieder anklingt oder expliziert wird.

Dem tragischen Narrativ und dem persönlichen Leid wird aber die Geschichte einer Konsolidierung entgegengesetzt. Es wird alles immer ein bisschen besser; eine rationale Aufzählung von Vorteilen wirft ein anderes Licht auf die Lage. In einer bemerkenswerten metaphorischen Konstruktion plausibilisiert Schneider diese veränderte Geisteshaltung: „ich reib mich da nich mehr an irgend solche Sachen hoch“. Das frühere Engagement wird als vergebliche Hysterie dargestellt. Er suchte die Konfrontation, die ‚Reiberei‘ und ‚ging hoch‘, steigerte sich in eine emotionale Explosion angesichts von Ungerechtigkeiten, die aber aus gegenwärtiger Perspektive nur noch „solche Sachen“, also Belanglosigkeiten sind. Die Akzeptanz der schlechteren Lebenssituation wird gerechtfertigt, begründet und befestigt, so dass nur ein naiverer Schneider von früher sich über dermaßen unwichtige Dinge aufregen konnte. Die Entwertung des früheren Engagements rechtfertigt die heutige Zufriedenheit. Ich nenne diese Linie die Konsolidierungs-Linie. Sie ist gerade zu Beginn des Interviews so vorherrschend, dass sie als Schneiders offizielle Außendarstellung gelten kann. Die Erzähllinie wird auch als reflexive biographischer Selbstthematisierung artikuliert:

I: (LACHT BISSCHEN) (..) Ja. (6) Wo stehst du jetzt im Leben?

S: Wat wie?

I: Naja #also-#

S: #Ei'nglich# mit festen Beinen auf'n Fü- äh, mit festen Beenen uff der Erde.

I: Ja, (so?) kann man das sagen (LACHT BISSCHEN)

S: Und iss o' nich anderst. /I: Ja/ Ich mache mein' Job, (..) mehr interessiert mich nich.

Die komplizierte Kommunikation enttäuschter Hoffnungen: die Redeorganisation bei Verlaufskurven

Die beschriebenen Erzähllinien alternieren in der Darstellung des beruflichen Werdegangs. Herr Schneider versucht, die Enttäuschungs-Linie mit der Konsolidierungs-Linie abzuwehren, was nicht so recht gelingen will. Der Zuhörer ist nicht überzeugt von diesem Kunststück, und Schneider damit wohl auch nicht so recht: „letztendes“ ist ein eindeutiger Markierer von Ambivalenz. Wenn jemand so „das Größte“ erzählt hat, kann es eigentlich keine frohe Geschichte gewesen sein. Schütze spricht in diesem Zusammenhang von einer „rezeptiven Erzähllinie“ (Schütze 1984, 97), die nur mühsam ausgeblendet werden, indem Hintergrundkonstruktionen eingeführt werden, die Widersprüche zwischen den Erzähllinien rechtfertigen sollen. Die dritte wichtige Erzähllinie, die ‚Realisierungs‘-Linie, kommt erst nach und nach zum Vorschein.⁷⁸ Sie beschreibt die Erschließung biographischer Optionen, die in Schneiders Fall auch mit beruflichem Scheitern behaftet ist, und deshalb *von ihm* nicht linear erzählt werden kann. Die Realisierungs-Linie gibt den Hintergrund für die Enttäuschungs- und Konsolidierungslinie ab, sie ist stets als das ‚Andere‘ dieser Geschichten präsent.

Inwiefern ist Schneiders biographische Situation so verfahren, dass Traumata des Scheiterns gar nicht mehr begreiflich gemacht werden können? Wenn die Prozessstruktur in einer Verlaufskurve besteht, festzumachen an bestimmten Formen der Erfahrungsrekapitulation, ist eine produktive Umdeutung der eigenen Biographie kaum mehr zu leisten, da unterdrückte Aspekte der eigenen Erfahrung die Entwicklung von Auswegen behindern. Die Redeorganisation im Interview weist Anzeichen für eine Prozessstruktur der Verlaufskurve auf: z.B. durch die Reihung von Sachverhaltsdarstellungen, konkurrierende Erzähllinien, die unkommentierte Verwendung der direkten Rede und wiederholte Versuche der Ausblendung (vgl. Schütze 1984).

In der Tat benutzt Herr Schneider oft das Präsens und stellt Erlebtes durch direkte Rede dar. In erzähltheoretischen Kategorien lässt sich dieser Stil als „Erlebnisperspektive“ (Sill 1995, 34) bezeichnen. Die unkommentierte Verwendung der direkten Rede kann eine Spur unbewältigter Erfahrungen sein, wie Ahlheit und Dausien (1992, 119) und Bereswill (2000, 14) argumentieren.⁷⁹ Bei Herrn Schneider dient die direkte Rede als Belegerzählung, die verdeutlicht, was sich zugetragen hat. Mit dieser Erzählstrategie positioniert sich Herr Schneider zugleich als Protagonist und als ‚Zeuge‘ seiner erlebten Geschichte. Das beschriebene Ereignis wird damit nicht vollständig *erklärt*; durch die dramatische Zuspitzung des Erlebten in der direkten Rede wird der Zuhörer am Erlebten vielmehr beteiligt und kann sich selbst ein

⁷⁸ Die Kommunikation dieser Erzähllinie scheint für Schneider schmerzhaft zu sein, was sich an parasprachlichen somatischen Äußerungen zeigt: dem Räuspern. Ich interpretiere häufiges Räuspern als somatischen Bestandteil von Angst- und Beklemmungsgefühlen („zugeschnürte Kehle“). Schneider räuspert sich im Interview nicht allzu oft, aber dies immer im Zusammenhang mit ‚schwierigen‘ Themen.

⁷⁹ Die direkte Rede ist aber auch eine kunstvolle Erzählform, die im 20. Jahrhundert als Innovation der Romanform von vielen Autoren besonders der literarischen Avantgarde eingesetzt wurde. Sie kann, gezielt eingesetzt, als besonderes Mittel zur Dramatisierung dienen.

Bild davon machen, um welche Art von Widerfahrnis es sich handelt. Die szenische Darstellungen eröffnet einen Deutungsspielraum, denn sie ist von Unbestimmtheit durchzogen, die performativ einen diskursiven ‚Raum‘ zwischen ‚Interviewer‘ und ‚Interviewpartner‘ schafft.⁸⁰

Szenische Darstellung als „Testimonio“: Die Vermeidung der Individualisierungsfälle und Abgabe von Verantwortung

In der Eingangserzählung hat die direkte Rede und die Art der Einbettung des Ich-Erzählers eine Funktion, die an das Genre der ‚testimonio‘-Literatur erinnert. Testimonio bezeichnet eine literarische Form, die sich aus oralen Traditionen entwickelt hat und die Lebensgeschichte von Ausgegrenzten erzählbar macht. „Testimonio is concerned not so much with the life of a „problematic hero“ – the term Georg Lukàcs uses to describe the nature of the hero of the bourgeois novel – as with a problematic collective social situation in which the narrator lives. The situation of the narrator in testimonio is one that must be representative of a social class or group“ (Beverly 1992, 95). Die Narration im Stil des testimonio beinhaltet zugleich Selbstbehauptung und Artikulation eines kollektiven Schicksals. Gleichzeitig beansprucht das testimonio Wahrhaftigkeit: „More than an interpretation of reality [the testimonio is] a trace of the real, of that history which, as such, is inexpressible“ (Beverly 1992, 102). Schneider setzt sich in seiner Erzählung zwar von seinen Kollegen ab, versucht aber, ihre ablehnende Haltung als Teil eines kollektiven Verstrickungszusammenhangs („das is halt Deutschland“) darzustellen.

Obwohl die beschriebene Redeorganisation der Eingangserzählung Merkmale der Verlaufskurven aufweist, kann sie auch als eine Strategie interpretiert werden, der „Individualisierungsfälle“ (vgl. Wensierski 1994) zu entkommen. Diese Falle belastet die auf sich selbst zurückgeworfene Subjekte mit der Verantwortung für ihre Biographie auch für zeitliche Abschnitte, in denen sie sich entweder in einem kollektivistischen gesellschaftlichen Kontext – der DDR – oder in extrem unübersichtlichen Situationen – der Wende und dem Transformationsprozess – befanden.

Fazit der Diskussion über den Erzählstil:

Die Interpretation muss der dialogischen Situation des Interviews Rechnung tragen und das Interview auch als rhetorische Konstruktion begreifen. Koller (1993) fasst Rhetorik im Rekurs auf Blumenberg (1991, 110) als „Schaffung von Institutionen, wo Evidenzen fehlen“. Die Einbettung von testimonio-Elementen in nur zögerlich erinnerte biographische Episoden, ausgehend von der Gegenwart in die Vergangenheit, von unproblematischen zu von Scheitern geprägten Episoden, zeigt eine Redestrategie an, mit der Schneider die Unbestimmtheiten seines Lebenslaufs offenlegt, aber zugleich biographische Anschlüsse offenhält, ohne sie

⁸⁰ Die Verunsicherung des Interviewers im Gespräch mit Schneider wird jetzt transparenter: auch der Interviewer muss so mitentscheiden, was sich damals zugetragen hatte, er muss mehr Verantwortung für die Unbestimmtheiten der Lebensgeschichte des Interviewpartners übernehmen, er soll in seinem Zuhören auch antworten.

allzu schmerzlich präsent zu halten und ohne sich vor dem Interviewer mehr als nötig zu exponieren.

Zwickmühlen der Selbstbeschreibung

Wir haben gesehen, dass Herr Schneiders Rechenschaft über sein bisheriges Leben eine Zwickmühle darstellt: Wird die Konsolidierungslinie dominant, blickt er zwar in einer ruhigen Zukunft, kann er sich aber kaum mehr als Autor und Verantwortlicher für das eigene Leben begreifen und neue Perspektiven entwickeln. Ein expliziter Versuch, die Konsolidierungslinie stark zu machen, geht mit einer Abwertung der eigenen Handlungsfähigkeit einher:

S: So. (.) Heutzutage (.) hätt' ich damals (.) (xx) können nach der Wende, (.) indem ich einfach jesagt hätte, okay, ich jeh zur Marine (xx). /I: Mhm, mhm, mhm/ Dann hätt' ich mein Leben mmm, noch (.) in Griff jekricht, muss ich janz ehrlich sagen. (..) Bloß, so wie jesacht, konnte man ja nich vorher wissen, I: In den Griff gekriegt, in dem Sinn, also mit, mit ner ruhigeren (.) #(xxx)#

S: #Äh, janz einfach,# ich hätte (.) immer noch keene Schulden, /I: Mhm/ ja, hätte mich o' da nie Schulden- irgendwat zu Schulden kommen lassen, weil wie jesacht, du hast ja alles jekricht da. Ja. Krist ja Unterkunft kostenlos, krist ja dies- krist ja a-brauchst di' ei'nglich zum nischt zu kümmern.

I: Ja. Aber das hat ja auch Nachteile.

S: Ja, man wird nich selbständig.

Josef Schneider hat sich nie etwas „zu schulden kommen lassen“, trotzdem vereitelt dieses Selbstverständnis die Entwicklung einer selbstbewussten Handlungsplanung. Betont er dagegen die Enttäuschungslinie, zeigt sich sein Leben als eine Art Sackgasse:

S: Wie jesacht, das iss alles wwwwffff, für mich einfach irgendwo- entweder hab ick damals mein janzes Pulver verschossen, was ich hatte, /I: Mhm/ oder wie jesagt, ich ich sage eben einfach, ja, ich hab meine Ruhe, und dann iss jut. /I: Ja, ja, ja/ (.) Ja. (..)

Was ist aus der dramatischen Figur der Realisierung geworden? Das Motiv der ‚erlebba- ren gesellschaftlichen Solidarität‘ wie es im vorletzten Abschnitt beschrieben wurde hat sich offenbar von praktischen Realisierungschancen abgelöst und ist möglicherweise eine Transformation ins Religiöse eingegangen:

I: Mhm. (.) Hast du 'n starken Glauben?

S: Ich bin- (.) ich glaube (.) an die Natürlichkeit. [...]

I: Ja, ja. (..) Noch (xxx) zu, zu dieser Natürlichkeit, iss das was, was, was du mit deinem Leben verbindest?

S: (..) Ja. Man soll (.) sich einfach- (.) na, wie gesacht, um nächsten Tach keen Kopf machen (o' nich?). /I: Ja/ Die Natur, (.) die weiß o' nich, ob da nu äh (..) die schläft ja nu mal nich, (.) ja, aber die weiß eben o' nich ob da nu äh, da jetzt diese Nacht 'n Bo- 'n Auto an Baum ranfährt oder dies oder jenes, sondern- meene, und dann wird's ja och selber repariert, das repariert sich alles von alleene. /I:Ja/ Ja, und das iss eigentlich so, was, was ich so faszinierend finde. (..) Ja?

Die Vorstellung einer organischen Einheit hat sich ins Ungreifbare verloren. Die Natur verspricht jenseits aller Verletzungen eine Aufnahme in ein zeitloses Ganzes.

Diese naturreligiösen Elemente sind plausiblerweise eine Wiederhall der spontanen Gemeinschaft. Es ist so, als ob Schneider sich in eine Gemeinschaft mit allem spontanen, Lebendigen hinein imaginiert. Diese Vereinigung ist nicht ganz von dieser Welt und erschließt keine Handlungsmöglichkeiten mehr⁸¹. Das ganzheitliche Selbst findet Schneider jetzt in der Natur wieder, abseits des gesellschaftlichen Raumes.

Abschließend lässt sich der Fall in der Typenfigur⁸² der ‚**dichotomisierenden Selbstverpflichtung**‘ abstrahierend verdichten, da er an einem menschlichen Ideal, das er beruflich verwirklichen möchte, auch unter großen Opfern festhält und dabei in einen ‚dichotomisierenden‘ Stil der Wissensproduktion verfällt.

Eine erste Analyse zur Hintergrunddynamik des Vertrauensverlusts: Warum gehen Existenzgründer „eiskalt auseinander“?

Auf der Grundlage der rekonstruierten ‚Partitur der Erzähllinien‘ möchte ich das Thema des Vertrauens und Misstrauens aufgreifen. Ein Vertrauensverlust in öffentliche Institutionen, so deutet es sich in verschiedenen Stellen im Interview an, hat einen großen Stellenwert am Scheitern verschiedener Pläne Schneiders.

Schneider schildert immer wieder Enttäuschung und Verärgerung über Institutionen und soziale Beziehungen: das Arbeitsamt, Vereinsfunktionäre, Verwaltungen, Freunde. Wie werden die Erfahrungen mit Institutionen sprachlich charakterisiert? Drei Beispiele decken das Spektrum ab:

a) die Arbeitsvermittlungsangebote des Arbeitsamts empfindet Schneider als Zumutung, da sie auf seine Bedürfnisse nicht zugeschnitten sind und nur schematisch auf Daten seines Lebenslaufs reagieren.

b) Über die Verwaltungsbehörden beklagt sich Herr Schneider wegen ihrer Gleichgültigkeit:

I: Ja, das war ja dann also a- als es dann mit dem Verein nich geklappt hat, das war äh (..) recht beschissen wahrscheinlich, oder oder was war das für'n für'n Gefühl? (..)

S: Ganz einfach, öhhhh (.) mm, das Jefühl (.) war janz einfach, (.) ich weiß zu wenig, (..) und der Staat, beziehungsweise, die janzten Behör'n, wo ich (.) eigentlich (.) hin- (.) hinjekommen bin, die ham noch wenjer jewusst wie ich, /I: Mhm/ (..) janz einfach. /I: Ja/ Ja. Ich kam mich da irgendwo (.) janz alleene jelassen vor. /I: Mhm/ Ja, und wie gesacht, normalerweise iss ei'nglich 'ne Behörde da, jemand zu helfen.

Diese Formulierung deutet darauf hin, dass Herr Schneider sich mehr von einer Behörde erwartet. Mit welcher Hintergrundannahme ist es plausibel, sich von einer Behörde „alleine gelassen“ zu fühlen? Verständlich wird diese Klage eigentlich erst, wenn man unterstellt, die Behörde hätte eine Verpflichtung, jemandem zu „helfen“. Erst dann kann das wenig koope-

⁸¹ Freud beschreibt im Fall „Schreber“ die „kunstvolle Konstruktion“ einer Wahnbildung, die durch eine „Katastrophe der allgemeinen Libidoablösung“ ausgelöst wird (vgl. Freud, 2000). Libidoablösung lässt sich außerhalb der Freudschen Triebtheorie so beschreiben, dass eine biographisch relevante Bezugnahme auf die soziale Welt sich zu einem freischwebenden affektiv geladenen Wissensbestand verselbständigt, sich gewissermaßen ent-säkularisiert. Ähnliches ist beim Fall Schneider zu beobachten, nur dass die Ablösung hier nicht ‚allgemein‘ ist.

⁸² Ich spreche von ‚Typenfigur‘ statt von ‚Typus‘, um zu markieren, dass zur Bildung von empiriegesättigten Typen mehr Fälle systematisch hätten einbezogen werden müssen.

rative Verhalten der Behörde als *Betrug* gewertet werden, und eben das ist hier der Fall. Die Behörde verletzt ihren Fürsorgeauftrag könnte man sagen. Das Verhältnis zur Bürokratie ist moralisiert. Während ein Arbeitsamt vielleicht da ist, jemandem im engeren Sinn zu „helfen“, sind andere Bürokratien vor allem Rechtsinstitute, die die Rechtmäßigkeit bestimmter Vorgänge prozessieren und sichern. Die Erwartung von ‚Hilfeleistung‘ ist nicht völlig unangemessen, sie verweist aber auf eine übersteigerte Erwartung an den Part, den Behörden bei der Etablierung von Vereinen etc. spielen können. Es ist denkbar, dass auf dem Hintergrund der Erfahrung mit DDR-Bürokratie große Erwartungen an die ‚Betreuung‘ von Vorhaben existierten; eine Stützung, die moderne Behörden nicht geben können.

c) Freunde und Mitplaner leiden unter Mangel an Zuversicht:

I: Was iss passiert?

S: Nichts mehr.

I: Nichts mehr, wie kommt's?

S: Weiß ich nich. /I: Ja/ Wir sind och widder (.) vollkommen eiskalt auseinandergerannt. Das war mal 'n Tach, /I: Mhm/ iss mal so, mm, wenn man so mal zusammenhockt, weißte, so zwei, drei Tage

[...]

wie jesacht, man, man, man jeht dahin, und man war- man iss ja uffjerecht, und alle Mann sitzen oben, och, jetzt, jetzt, /I: Ja, ja/ und klappt's denn, und denn (.) sacht der, ja, det klappt. Iss die janze Spannung weg, buls, keene Lust mehr, (xx) durchzuziehen. Erst mal, wie jesagt“.

Warum rennt man gerade *dann* „eiskalt auseinander“, wenn alles „zusammengepuzzelt“ ist wie man es haben will, wenn alle formalen Voraussetzungen eines Plans erfüllt sind und es nur noch auf einen langen Atem ankommt? Die drei Enttäuschungsphänomene müssen aufeinander bezogen werden, damit wir ihren gemeinsamen Ursprung in der spezifischen historischen Vergesellschaftungsform finden, die die Aushandlungen Schneiders und seiner Kollegen prägen. Ich gehe dabei der Vermutung nach, dass es eine soziokulturelle Hintergrunddynamik gibt, die von der Individualität des Falles völlig unabhängig wirksam wird. Die Schwierigkeit besteht nun darin, die Wirksamkeit der Hintergrunddynamik, die durch das Individuum hindurch herrscht von der Idiosynkrasie des Einzelfalles zu trennen. Ich möchte die zuletzt erwähnte Situation mit dem Vokabular des Vertrauens⁸³ noch einmal beschreiben:

Das „Zusammenhocken“ bringt es mit sich, das eine gewisse *Vertrautheit* entsteht. Diese Vertrautheit geht soweit, dass das Gefühl eines gemeinsamen Projekts entsteht: *man* unternimmt verschiedene Schritte um eine geteilte Zukunft zu etablieren, die aber von *Unsicherheit* geprägt ist. Es ist notwendig, sich mit Bedingungen der Umsetzung *vertraut* zu machen. Wird jeder der Beteiligten seine Versprechen wahr machen und seine Verpflichtungen einhalten?

⁸³ Erinnern wir uns an die Überlegungen zu Vertrauen: Vertrauen ist ein „Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität“ (Luhmann 1989), der die soziale Regulierung eines „mittlere[n] Zustand[s] zwischen Wissen und Nichtwissen um den Menschen“ im Fall von „praktischer“, d.h risikobehafteter Kooperation ermöglicht. Die Ausweitung von Zonen der Vertrautheit ist Voraussetzung für die Gewährung von Vertrauen und den Bestand der zarten moralischen Bande, die mit dem Vertrauen ineinander einhergehen.

Wird die Zuversicht in das Projekt nicht verlorengehen? (Die Kooperation ist notwendig für das Gelingen, wir haben es mit einem klassischen Gefangenendilemma zu tun.)

Sobald die Aufmerksamkeit von der Etablierung eines interpersonalen und sachlichen Vertrauensverhältnisses auf die Frage umspringt, ob *wirklich* alle mitmachen, wenn es um die „praktische“ Umsetzung geht, kriegen alle (eis-)kalte Füße⁸⁴, wie man so sagt. Der Sprung von der Planung in die Umsetzung ist nämlich genau der Sprung von der Vertrautheit ins Vertrauen. Dieser Sprung gelingt nicht.

Dieses „Erkalten“ von Beziehungen im Sinne eines Vertrauensverlusts in einer sensiblen Institutionalisierungsphase, in der vor allem Vertrauen ineinander, in sich selbst und die institutionelle Umwelt bestehen muss, ist verheerend für die Umsetzungschancen. Die Erfahrung des Erkaltes von sozialen Beziehungen, sobald *auch* ein geschäftsmäßiges Verhältnis ins Spiel kommt, lässt sich auf Sinnhorizonte der DDR-Gesellschaft zurückverfolgen, in der Schneider wesentliche sozialisatorische Erfahrungen gemacht hat. In der Organisationsgesellschaft DDR (Pollack 1990) waren die institutionellen Normen und Herrschaftsverhältnisse so fest gefügt, dass Individuen von Verantwortlichkeit entlastet waren. In diesen ‚Hohlräumen‘ von Organisationen konnte eine ‚diffuse‘ (weil nur durch ein ‚gegen‘ und nicht durch ein ‚für‘ zusammengehalten) und partikularistische (weil nicht auf Erweiterung ausgelegte sondern situativ begrenzte) ‚Wärme‘ entstehen⁸⁴. Diese diffusen Beziehungen bilden den Erfahrungshorizont für anderen Beziehungsformen, die dann *relativ* dazu definiert werden.

In auffälligem Kontrast zu diesem Mangel an Vertrauen in die Möglichkeit der *Erschließung institutioneller Möglichkeiten* (wie sie beispielsweise im Vereinsrecht und im Wirtschaftsrecht niedergelegt sind) steht die übergroße Erwartungshaltung in Richtung öffentlicher Institutionen, das äußerst enttäuschungsanfällig ist. Im Fall des Arbeitsamts wird das imaginierte Vertrauensverhältnis zwischen Amt und Bürger sogar zu einer Verfolgungsphantasie, die sehr reale Gründe haben mag, umgekehrt.

Die Erfahrungen des Scheiterns wachsen zu Schäden im Vertrauenshaushalt einer Gesellschaft heran. Das entstehende Misstrauen verhindert, dass andere, bessere Erfahrungen gemacht werden, und so kann sich ein Mangel an Sozialkapital in einem Gemeinwesen versteigen und fortschreiben.

7.4. Das Zurechnungsmuster Ost/West

Reinterpretation des gescheiterten Optimismus als Unwissenheit/ Unterlegenheit gegenüber dem Westen

„Jetzt muss mer, jetzt könn mer“ – so hat der junge Josef Schneider die Wende begrüßt. Nach dem Scheitern seiner beruflichen Etablierung beurteilt er die Wendesituation anders:

⁸⁴ Bei dieser Analyse beziehe ich mich auf meine Ausführungen zu Parsons' ‚pattern variables‘ als Spezifika von Rollen in modernen Gesellschaften im zweiten Kapitel.

S: und habe mich dann- hier meine eigene Übungsgruppe uffgebaut jehabt, (.) /I: Ah ja/ (.) un' äh (..) naja, hab dann so zwee, drei Jahre lang hinjewurschtelt, so'n Bisschen jemeinnütziyen Verein und so was jegründet, /I: Mhm/ (.) nischt verdient, (..) arbeitslos, naja, (.) wie det eben so iss, noch keene Ahnung, wat der Westen will, wat der Westen brauch, wat der Westen nich ham- wat er nich ham will und all so wat. Naja, versucht eben, denn über, über dieses und jenes drüber wegzusetzen.

Die berufliche Suchstrategie dieser ‚Gründerzeit‘ können in der nachträglichen Bilanzierung nicht bestehen: Die damaligen Pläne hält Schneider heute für „Hinwursteln“. Er betont damit seine damalige Unkenntnis der Regeln. Heute weiß er, dass er typisch für die Zeit nach der Wende gehandelt hat: als einer, der eben nicht wusste, „wat der Westen will, wat der Westen brauch, wat der Westen nich ham- wat er nich ham will und all so wat“.

Die rhetorische Konstruktion dieser Passage, die an prominenter Stelle unmittelbar auf die (szenische und rekapitulierende) Eingangserzählung folgt, verkehrt die Reihenfolge der Erfahrung: Während Schneider erst nach und nach erfahren musste, welche Pläne sich verwirklichen lassen und welche nicht, stellt er es hier so dar, dass von vornherein klar war, bzw. hätte sein müssen, dass seine Pläne zum Scheitern verurteilt sind. Der ‚Trümmerhaufen‘, der einmal die eigene Biographie war, wird aus einer Vogelperspektive fachkundig betrachtet. Schneider nimmt eine Operation der ‚Naturalisierung‘ vor, er konstruiert: „Es musste so kommen“. Im Rückblick wird die historisch kontingente Situation der Wende als von vornherein determiniert dargestellt. Die Enttäuschung über das Scheitern und die aktuelle, langwierige und wenig erfreuliche Konsolidierung muss erklärt werden. Die Spielregeln der neuen ostdeutschen Gesellschaft sieht Schneider im Rückblick vollständig durch die Anforderungsstruktur des liberalistischen, kapitalistischen Westens dominiert. Eigensinnige Vorstellungen konnten sich nur als Abweichungen, als tragische Irrtümer herausstellen. Dabei liegt ihm jede Form expliziter Nostalgie für die untergegangene Gesellschaftsform fern.

Der „Westen“ als Chiffre für das westdeutsche Institutionensystem, den Kapitalismus, die westdeutschen Eliten etc. ist personalisiert, als richte der Westen seine Forderungen tatsächlich direkt an die Person. „Dem Westen“ als dem ‚großen Anderen‘ scheint bei der Angelegenheit sogar eine moralische Rolle zuzukommen. Seinen Versuch, sich über bestimmte Regeln hinwegzusetzen stellt Herr Schneider als ‚tollkühn‘ dar. Schneider findet mit diesem Deutungsmuster der „Übertretung“ eine bündige Erklärung für den Ablauf seines Lebens. Herr Schneider erkaufte diese Erleichterung durch die Unterordnung gegenüber einer imaginierten Allmacht.

8. Fallstudie Johanna Tal

Äußere Daten:

	Ereignis	Kommentar
1971	J.T. wird in der Grenzstadt H-Stadt geboren. Mutter: Jahrgang 1943, Textilarbeiterin (Qualitätskontrolle), Vater: Jahrgang 1944, Facharbeiter. Er ist Mitglied in einer Blockpartei. Sie hat einen fünf Jahre älteren Bruder.	Die Großeltern stammen nicht aus der Gegend. Frau Tals Eltern zogen nach der industriellen Aufbauphase nach H-Stadt
1978-1988	Schulbesuch in H-Stadt mit Abschluss der POS (10. Klasse)	
Ca. 1983	Frau Tals Bruder geht nach der POS von der Schule ab und beginnt eine Lehre bei der Reichsbahn	
Mitte 1986	Scheidung der Eltern nach Trennung durch den Vater, der Vater zieht weg und heiratet wieder	
1988-1990	Lehre bei der Reichsbahn in H-Stadt.	
6/1990	Tal möchte in den Bahnhofsaufsichtsdienst, wird dann aber als Zugbegleiterin eingestellt.	Tal steigt in H-Stadt in die Züge, in denen sie arbeitet
1990	Tals Mutter findet einen neuen Lebenspartner	
12/1990	Tal kommt mit ihrem heutigen Partner zusammen, der nach der Wende Hilfsarbeiter ist. Lehrberuf Dreher. 92-95 Taxifahrer. Tal hat bis zum Interviewzeitpunkt gute Beziehung zu seiner Familie Sie ziehen im Sommer 1991 zusammen.	Wann die Partnerschaft tatsächlich begann ist schwer zu sagen
1990	Auflösung der Dienststelle in H-Stadt. Tal muss ins 38 km entfernte D-Stadt pendeln.	
1991	Geburt ihres Sohns	
Nach 1990	Die Reichsbahnangestellten in den neuen Bundesländern werden nicht in den Beamtenstatus überführt. Frau Tal ist damit kündbar. Die Arbeitsplatzsicherheit ist als Zugbegleiterin relativ hoch. Frau Tal muss allerdings eine starke Flexibilisierung ihrer Arbeitszeiten hinnehmen.	Dies stellt insofern ein grosses Risiko für Frau Tal dar, als sie einen hoch spezialisierten Beruf hat, für den es im Grund nur einen Arbeitgeber gibt. Die formale Qualifikationen einer Zugbegleiterin kann im Fall einer Entlassung kaum in anderen Berufsfeldern eingesetzt werden.
Ca. 1999	Kauf eines Hauses in H-Stadt. Renovierung. Frau Tals angeheirateter Stiefbruder hilft.	
2000	Unfall: der Arzt diagnostiziert Knieschäden, die die Ausübung ihres Berufs in Frage stellen.	

Allgemeine Charakteristika der Berufsbiographie

Johanna Tals Berufsbiographie scheint von der Wende und der Transformation des Arbeitsmarktes wenig berührt worden zu sein. Im Gegensatz zu vielen Beschäftigten in der Industrie gehört sie zur Gruppe der Dienstleisterinnen, die von der Expansion bzw. dem Erhalt des Dienstleistungssektors profitiert haben. Dennoch zweifelt sie an ihrer Berufsentscheidung

und beklagt vor allem deren Nachteile⁸⁵. Warum sollte sich eine Person mit Beschäftigungskontinuität über die Transformationszeit hinweg, angestellt bei einem der größten Dienstleister der Bundesrepublik, unsicher über die Rationalität der Berufswelt sein? Sie befindet sich als Zugführerin⁸⁶ auf einer Laufbahn mit wenig Aufstiegsmöglichkeiten. Möglicherweise, so eine erste Vermutung, liegt gerade in der beruflichen Stabilität eine Schwierigkeit.

8.1. Ein tragisches narratives Emplotment

Johanna Tals Darstellung ihres eigenen Berufsweges bestätigt diese Überlegung:

I: Ja gut, dann erzähl doch einfach, wie sich dein beruflicher Werdegang aus deiner (.) Sicht ähm, darstellt.

T: Mm. Mein Werdegang. (.) **Na, gelernt hab ich sowieso das was ich gewor'n bin,** (.)

/I: Mhm/ und (da durch?) äh, diese ganze Umstellung, DDR (.) Deutschland, war's eigentlich relativ äh, sicherer Job, /I: Mhm/ was ich gelernt hab. /I: Mhm/ **Und da bin ich halt immer noch geblieben. /I: Mhm/ Iss zwar stressig und nervig, aber /I: Mhm/ haste ja bestimmt selber schon erlebt?**

I: (lacht bisschen) Ja.

T: Wurdest ja bestimmt oft genug kontrolliert nich, im Zug? (..) #NICH?#

I: #Ja,# doch natürlich, #heute.#

T: #Na,# wollt ich doch sagen. (BEIDE LACHEN BISSCHEN) Da hast' es (xxx) mitjerkricht, wie stressig das iss.

Die Erzählaufforderung ist als Herausforderung konzipiert. Die Form der Thematisierung müssen die Befragten selbst wählen: Die Befragte muss einen zeitlichen Anfangspunkt setzen, und sie muss sprachliche Mittel finden, um auszudrücken, was sie für relevant hält. Während Herr Schneider und Herr Stift in der Anfangserzählung erst einmal über die letzten Jahre berichten – Schneider mit Resignation, Stift mit Begeisterung – spannt Tal den Bogen gleich bis zu ihrer Lehrzeit: „Na, gelernt hab ich sowieso das was ich gewor'n bin“. Dieser Satz ist eigenartig. Er wirkt in sich geschlossen, ohne dass sich leicht angeben ließe, weshalb sich dieser Eindruck einstellt. Setzt man andere Worte in die Struktur des Satzes ein, wird die Eigenart deutlicher: „Eingekauft hab ich sowieso was ich gekocht habe“. Zu erwarten wäre: „Gekocht habe ich sowieso was ich eingekauft habe“. Das Personalpronomen des Hauptsatzes bezeichnet das Subjekt der Vergangenheit, während das ‚Ich‘ der Gegenwart in den Nebensatz verbannt wird. Diese grammatische Struktur verknüpft Gegenwart und Vergangenheit sehr eng. Die Vergangenheit wird als durch die Gegenwart determiniert dargestellt. Man könnte sagen, in dieser Konstruktion ist keine andere Vergangenheit denkbar, sie lässt sich nicht umdefinieren; diese Vergangenheit ist zugleich ein abgesichertes Stück Selbstbeschreibung und eine gefährliche Hypothek, die Tals Autonomie bedroht, indem sie ihre gegenwärtige Subjektivität stark auf die Vergangenheit bezieht. Der Zustand der Ge-

⁸⁵ Tal gehört ausserdem ebenfalls zur Gruppe der ‚Skeptiker‘.

⁸⁶ Dies ist die aktuelle Berufsbezeichnung. Was früher der Schaffner, dann der Zugbegleiter war, ist jetzt zum Zugführer geädelt worden, nicht zu verwechseln mit dem Lokführer.

genwart ist vollkommen definiert; aus der Gegenwart ergibt sich schon logisch die Vergangenheit. Dieser Satz impliziert, dass die eindeutige Gegenwart es nicht erlaubt, die Vergangenheit anders zu definieren. Sie hätte auch sagen können: Gelernt habe ich nur, was ich geworden bin. Das „Sowieso“ kommentiert die logische Geschlossenheit der Konstruktion als unvermeidlich.⁸⁷

Fazit: Johanna Tals Gegenwart ist durch die Unveränderlichkeit der Bedeutung ihrer Vergangenheit determiniert. Sie hat die Kontrolle über die eigene Vergangenheit verloren, und dadurch ist sie in der Planung ihrer Zukunft eingeschränkt:

I: Haste denn 'ne Vorstellung, wie dein, wie dein Leben in zwanzig Jahren aussehen könnte?

T: Keene Ahnung, da mach ich mir keene Gedanken drüber. /I: Hm, ja/ **Heute iss heute und morgen iss morgen. /I: Ja/ (.) Heute iss wieder anders als morgen. /I: Ja/ Iss jeder Tag anders. (.) Deswegen, das kann man gar nicht planen, /I: Mhm/ man kann sich das gar nicht vorstellen. (.) /I: Mhm/ Da mach' ich mir keene Gedanken drum. /I: Mhm, mhm, mhm/ T: M-m, auf keinen Fall.**

Haste denn 'ne Vorstellung, wie dein, wie dein Leben in zwanzig Jahren aussehen könnte?

[...]

T: [...] **man kann das überhaupt nicht voraussehen.** /I: Ja/ Auch so in der Partnerschaft, oder (.) /I: Mhm/ privat generell, kann man doch gar nicht wissen, was, was überhaupt morgen ist, oder (.) /I: Ja, ja/ deswegen, da mach' ich mir keene Gedanken drum.

Doch jenseits dieser narrativen Konstruktion Frau Tals gibt es Einschränkungen ihrer Opportunitäten, die viel mit Arbeitsmarktchancen und ihrer gegenwärtigen familialen Bindung zu tun haben. Im Weiteren geht es immer wieder auch um den Nachvollzug dieser Einschränkungen.

Die Wende hat der beruflichen Kontinuität Tals nicht viel anhaben können: sie erscheint Tal als völlig undramatische „Umstellung“, als hätte es sich bei der Wiedervereinigung um einen reinen Verwaltungsakt gehandelt. „Eigentlich“ - im Sinne von ‚so gesehen‘ - war es ein „sicherer Job“, aber er hat offenbar ‚anders gesehen‘ gravierende Nachteile. Sie sei „halt immer noch geblieben“ „Stressig und nervig“ sei ihr Arbeitsplatz, doch das „aber“ kann nicht weitergeführt werden. An dieser Stelle bricht Johanna Tal ab; sie kann offenbar keine erzählwürdigen Gründe für ihr Bleiben finden. Vermutlich handelt es sich um strukturelle Zwänge, die sie an ihren Arbeitsplatz binden, obwohl sie das „bleiben“ schwer rechtfertigen kann. Es gibt offenbar gute Gründe, eine andere Arbeitsstelle zu suchen. Dieses Muster zieht sich durch das ganze Gespräch. In der Folge sagt Tal:

T: Na, gerne mach ich ihn [den „Job“] nich, aber (.) muss halt durch, ne, /I: Mhm mhm mhm mhm/ irgendwie. Und wenn ich gerade das gelernt hab, dann kann ich

⁸⁷ Eine Bedingung von Handlungsfähigkeit besteht darin, die Vergangenheit immer neu interpretieren zu können. Möglicherweise fällt es ihr schwer, ihre Vergangenheit zu akzeptieren. Sie wird, wie es der tragischen Figur entspricht, von ihrer Vergangenheit „eingeholt“. Es handelt sich hier um ein klassisches Emplotment: Tals Lebensgeschichte, hat die Form einer *Tragödie*. Eine Handlung in der Vergangenheit belastet die Erzählerin mit einer Schuld, die nicht mehr einholbar ist. Für Tal ist es die Wahl eines Berufs, der sie heute mehr belastet als erfüllt.

auch äh, nirgendwo anders arbeiten, /I: Mhm mhm mhm/ nich, weil irgendwo kann ich das nirgendwo einsetzen.

Bleiben oder gehen – diese Frage ist für Johanna Tal zentral; schon in der ersten Minute nach Beginn des Interviews geht sie auf die Problematik der ‚überspezifischen‘ Qualifikation ein.

Ihre Zukunftsperspektive ist unklar: Worin besteht die Einschränkung in der gegenwärtigen Situation? Wie realistisch ist die Konstruktion einer abgeschlossenen Gegenwart, d.h. gibt es gewissermaßen einen ‚Überschuss des Pessimismus‘ über die reale Einschränkung hinaus? Um diese Fragen aufzuklären ist es nötig, den Kontext der Berufswahl, berufsbiographische Motive und Präferenzen und die Dynamik der Transformation zu rekonstruieren.

8.2. Zur Rekonstruktion der berufsbiographischen Selektionslogik

Die Analyse sozialstruktureller Daten

Johanna Tal wird 1971 in einer Grenzstadt geboren, wo sie mit ihrer Familie aufwächst. Ihre Mutter, Jahrgang 1943 ist Textilfacharbeiterin in einem großen Textilwerk. Sie arbeitet in der Näherei und bringt es zur Qualitätskontrolleurin. Heute ist sie aufgrund eines Bandscheibenleidens Invalidenrentnerin. Johanna Tals Vater, 1944 geboren, ist Facharbeiter in einem Chemiebetrieb, bis er nach der Wende ebenfalls in Invalidenrente geht. Beide Elternteile stammen aus dem Arbeitermilieu und sind wegen des guten Arbeitsplatzangebots nach H-Stadt gezogen. Sie hat einen fünf Jahre älteren Bruder, der nach der achten Klasse von der POS (Polytechnischen Oberschule) abgeht und eine Lehre bei der Reichsbahn macht. Herr Tal Senior trennt sich 1986 von seiner Frau, als Johanna Tal noch zur Schule geht. Die Scheidung folgt kurz darauf. Der Zeitpunkt der Scheidung ist so bemerkenswert, dass dieses Datum als Ausgangspunkt einer Analyse ‚äusserer Daten‘ geeignet ist.

Der Vater zieht bald nach der Scheidung in eine andere Stadt. Der Sohn ist zu diesem Zeitpunkt bereits seit einiger Zeit erwachsen und berufstätig. Die Tochter ist allerdings erst fünfzehn und ist in der Phase der Berufsfindung auf die Unterstützung ihrer Eltern angewiesen. Warum nimmt der Vater nicht Rücksicht auf seine Tochter und wartet mit der Trennung, bis diese Phase bewältigt ist? Zumal die Ehe zum Zeitpunkt der Trennung seit etwa zwanzig Jahren besteht.

Die überraschende und schnelle Trennung der Eltern durch den Vater – eines Tages liegt ein Zettel auf Johannas Kopfkissen – ist umso kränkender, als der Vater sich demnach offenbar wenig um seine Tochter kümmert. Möglicherweise befand sich Johannas Vater schon länger in einem Zustand ‚innerer Kündigung‘, ohne dass dies für die Tochter erkennbar gewesen wäre. Die berufliche Stellung der Mutter als Qualitätskontrolleurin hingegen spricht für eine relativ starke Position der Mutter, die zudem ein Jahr älter als ihr Mann ist. (Tal ‚normalisiert‘ dieses nicht der Norm entsprechende Altersverhältnis der Eltern im fortlaufenden Text (siehe unten)).

Der Mangel an Rücksichtnahme auf die Tochter in der Phase der Berufsfindung deutet dar-

aufhin, dass Herr Tal eine milieuspezifische Haltung einnimmt, nach der auch Töchter selbst für sich zu sorgen haben. In der Scheidungsgeschichte ihrer Eltern deutet sich eine familiäre und über die Familie vermittelte gesellschaftliche Marginalisierung Frau Tals an.

Eine Randstellung in der Familie als Verlaufskurvenpotential

Die in der DDR vorherrschende ‚doppelte Anerkennungsstruktur‘ von Frauen kann die familiäre Vernachlässigung der beruflichen Entwicklung von Johanna Tal erklären: Frauen wurden zunächst als (potentielle) Mütter, dann als Erwerbstätige wahrgenommen (vgl. Penrose 1993, 135). In Johanna Tals Berufsbiographie ist Geschlecht eine wichtige Strukturkategorie, ob der Ambivalenz, die der weiblichen Geschlechtsrolle in der DDR eigen war.

Die mutmaßliche Wirkung der Scheidung auf die fünfzehnjährige Frau Tal hängt davon ab, ob das Ereignis von ihr kommunikativ verarbeitet werden konnte. Wie hat Johanna diese Trennung erlebt?

T: (.) Ähm (.) meine Mutti iss 58, /I: Mhm/ und mein Pappa iss ei'nglich och (.) /I: Mhm/ 59, ja. /I: Mhm, mhm, mhm/ Iss er, genau. **Also mein Pappa hatte- (.) ja, und sie ham sich scheiden lassen,** /I: Mhm/ aber frag mich jetzt nich, wann, /I: Mhm/ ähhh, und er hat dann auch gleich wieder geheiratet kurz nach, meine Mutti hat denn och 'n neuen Lebenspartner gefunden, hat eben so lange jetzt noch zusammengelebt mit ihm, /I: Mhm/ (.) ach, wie lange sind se zusammen? Zwölf, dreizehn Jahre? /I: Mhm/ Und haben dies Jahr geheiratet. /I: Ah ja/ Ja.[Diskussion über den Zeitpunkt]
T: Also ich war noch in der Schule, das weiß ich ganz genau. /I: Mhm, mhm/ **Nich, hat er eben 'n Zettel auf'm (.) Kissen hingelegt, dass er sich trennen tut, und (.) /I: Ah ja/ ne? /I: Mhm, mhm/ (.) Das war ebend nich so schön. /I: Mhm, mhm, mhm/ Naja, ansonsten ham se's (.) halt weggesteckt. /I: Mhm/ (.) Mhm, jeder iss für sich jetzt.**

„Also mein Pappa hatte-“ – an dieser Stelle verschweigt Johanna Tal etwas; da ihr Vater kurz darauf wieder heiratet, ist anzunehmen, dass er eine Geliebte „hatte“. Johanna Tal weiß, sie war noch in der Schule; dass sie diese Tatsache so betont, spricht für die einschlagende Wirkung der Trennung, die „nich so schön war“. Ihre Eltern „haben es weggesteckt“, haben also vermutlich weder untereinander noch mit ihr viel darüber gesprochen. Dass der Vater es „wegsteckt“ bedeutet vermutlich, dass ihr Vater sich zurückzog und seiner Tochter eine Erklärung für seinen Verrat schuldig blieb. Die schnöde Verabschiedung spricht nicht für die kommunikative Geschicklichkeit des Vaters. Sie musste selbst mit der Kränkung zurechtkommen, von einem Tag auf den anderen durch den Vater verlassen zu werden. Die bilanzierende Äußerung bezieht sich nur scheinbar auf die Gegenwart, denn tatsächlich ist nicht mehr jeder für sich. Die Schilderung muss sich auf die damalige Situation beziehen. Das zeigt, dass Frau Tal eine Distanzierung schwer fällt, sonst würde sie treffender formulieren: ‚damals war jeder für sich‘. In der gewählten Formulierung „jeder ist für sich jetzt“ stürzt unvermittelt ein Stück unbewältigte Vergangenheit in die Gegenwart. In dieser Situation, in der jeder ‚für sich‘ zurechtkommen muss, wählt Johanna Tal einen einfachen Beruf, den sie auch mit ihrem angeschlagenen Selbstbewusstsein bewältigen kann. In ihrer Berufsfindungsphase beschreibt sich Frau Tal unverwandt als „schüchtern und verklemmt“; diese Selbstthematization belegt die Marginalisierungsthese. Sie bemüht sich um einen ruhigen

Arbeitsplatz in der Bahnhofsaufsicht, wird dann aber als Zugbegleiterin eingesetzt:

I: Aus welchen aus welchen Gründen wolltest du eher das [Aufsichtsdienst, B.T.] machen damals? #Also die-#

T: #Weil mir das-# äh, weil ich dann gesehen hab, wie stressig das iss.

I: Ach so.

T: Dass ich mit sehr viel Leuten- ich muss dazu sagen, ich war so'n Bisschen schüchtern und verklemmt, /I: Hmm/ **das musste ich ablegen, ich musste jetzt äh, sozusagen bisschen offener werden und direkter, ne.**

[...]

T: #Und ich bin jetzt# nicht mehr schüchtern.

Die Auflösung ihrer Familie hat Johanna Tal bewegt, in ihrer Berufswahl eine sichere Option zu bevorzugen. Die Wahl einer Reichsbahnlehre, wie sie sie von ihrem Bruder kennt, kann als eine risikoaversive Strategie angesehen werden. Wie weit waren die Wahlmöglichkeiten für die Arbeitertochter Tal von vornherein beschränkt?

I: Ja, okay. Also (.) vielleicht (..) vielleicht erzählst du noch mal, wie (.) wie du zu dem Beruf gekommen bist und zu der Ausbildung, wie das wie das war, also (..) als du das angefangen hast, und-

T: Ach so. (..) Na, früher waren ja sowieso nicht so viel Möglichkeiten, ne? Biste aus Schule jekomm', (xxxxx) neunten Klasse jekümmert, (..) **ja, und was sind die Meisten jewor'n? Frisöse, die (.) eben schlauer waren, ham versucht, Lehrer zu machen (.)** oder sonst irgendetwas, (.) und dadurch, dass mein Bruder schon bei der Bahn iss,

[...]

T: Nojo, man hat's eigentlich gesehen, weil er hat ja noch mit zu Hause gewohnt, /I: Ah ja/ ne, da hat man ja gesehen, was abläuft und so, /I: Mhm/ er iss zwar dann auch ausgezogen, aber so (.) /I: Mhm, mhm, mhm/ was sollte man großartig noch machen, nich. /I: Ja, ja, ja/ (Mah hat zwei?) Möglichkeiten gehabt, na, bei der Post wollt' ich nich, /I: Mhm/ also (lacht bisschen) weiß ich nich. **Und die anderen Möglichkeiten hab' ich eigentlich glei' ausgeschaltet.**

[...]

I: Mhm. Was blieb noch übrig?

T: (..) Ei'nglich gar nischt. (lacht) Nee. Na, was gab's 'n da noch? Krankenschwester, nee, igitt, ne, /I: Ja, mhm, mhm, mhm, mhm, mhm, mhm/ neenee, um Gottes Willen. Na, Post, wie gesagt, na, Frisör, um Gottes Willen. (.) Na (.) /I: Ja/ da gab's ja nich mehr viel, ne.

I: Ja, ja. (...) Äh, gab's ge- (.) gab's denn irgendwas, was dir (.) dann gut gefallen hat, am am am Be- am Beruf deines deines äh Bruders? Oder (.) seinem (.) Arbeitsalltag oder so?

T: Kann ich mich eigentlich nich entsinnen. /I: Ja/ (lacht) /I: Ja/ Eigentlich nich, nee. **Dass er mit'm Zug durch die Gegend fahren konnte und ich mitfahren konnte.**

Tal nennt als für sie in Frage kommende Berufe nur Dienstleistungsberufe. Lehrer jedoch kommt nur für die, die „eben schlauer waren“ in Frage; dieser Vergleich spricht dafür, dass Tals Klassenlage neben ihrer familialen Marginalisierung mit ausschlaggebend für einen Rückzug aus ihrer Bildungsaspirationen war. Die Verbindung dieser Verunsicherungen hat Johanna Tal dazu bewegt, einen wenig exponierten Beruf zu wählen. Diese Berufswahl führte für Frau Tal zu einer Identitätsschließung (Marcia 1966), also einer vorzeitigen Festlegung auf eine biographische Spur, ohne dass zentrale Identitätskonflikte bearbeitet worden wären.

„Durch die Gegend zu fahren“ und sich damit aus einer sicheren Warte in der Welt umzuschauen entsprach in ihrer verunsicherten Situation wohl dem Wunsch, der Beschränkung ihres Horizonts zu entkommen.

Ihre Tätigkeit als Zugführerin fordert Frau Tal dazu heraus ihre kommunikativen Kompetenzen zu schulen und an öffentlicher Autorität zu gewinnen. In der Nachwendezeit verändert sich die betriebliche Situation weiter und es werden neue Ansprüche an sie gestellt.

Die Entfaltung beruflicher Kompetenzen und berufliche Risiken in der Nachwendezeit

1990 geht Johanna Tal eine Partnerschaft mit ihrem heutigen Partner ein. 1991 bekommen sie ein Kind. Die beiden ziehen zusammen, aber sie heiraten nicht. Ihr Freund ist gelernter Dreher und nach der Wende zeitweilig arbeitslos. Er arbeitet als Hilfsarbeiter und Taxifahrer. Johanna Tal unterhält gute Beziehungen zu ihren Schwiegereltern, seinen Eltern, die sich an der Kinderbetreuung beteiligen.

Die Arbeit als Zugführerin zwingt die Berufseinsteigerin Tal u.a. dazu ihre kommunikativen Fähigkeiten zu erweitern. Die Umstrukturierung der Bahn nach der Wende beschleunigt diesen Erwerb beruflicher Kompetenzen.

Die Umstrukturierung der Reichsbahn zu einem privatwirtschaftlichen Dienstleistungsunternehmen ist für die Belegschaft mit neuen Anforderungen verbunden. Mehr Eigenverantwortlichkeit, eine stärkere Technisierung des Arbeitsalltags, höhere Anforderungen an die Repräsentation des Dienstleistungsunternehmens und höhere Anforderungen etwa an Konfliktlösungskompetenzen im Fahrbetrieb bieten Anlass, Selbstwirksamkeitserfahrungen zu machen. Die Tätigkeit der Zugbegleiter wird anspruchsvoller und anstrengender:

T: [...] Nich, wenn dann wirklich was iss, (.) /I: Mhm/ **und du auf dich selber gestellt bist und nichts hast, /I: Mhm/ musst es trotzdem können. /I: Mhm/ Deswegen, also (.) iss schon ganz schön extrem. /I: Aha/ Sie versuchen zwar immer wieder irgendwie durch Unterrichte oder irgendetwas, Seminare, oder IRGENDetwas, aber diese MASSE, was wir sind, das schaffen se nich alles, /I: Mhm/ jedem eben das beizubringen, oder (.) jedem das zu sagen, nich, da kommen dann ebend immer so mit buntem Zettel, und da steht dann das und das drauf, ob de's nun verstehst oder nich, /I: Mhm/ **das musste dir dann selber Gedanken machen und musst es auch umsetzen können.****

Johanna Tal erfährt sich selbst als kompetente Mitarbeiterin, die Informationen „umsetzen“ kann. Zugleich bleibt sie aber auch anonym in einer „Masse“ von Mitarbeitern, die nur sehr begrenzt in Kommunikation mit der Bürokratie und den leitenden Mitarbeitern stehen.

Mit diesen, für die Zugbegleiter teilweise positiven Veränderungen, geht in den neunziger Jahren eine extreme Flexibilisierung der Arbeitszeiten und ein erhöhtes Arbeitsplatzrisiko einher. Wöchentliche Schichtpläne erschweren sogar kurzfristige Planungen der Arbeitnehmer. Dies macht es zunehmend schwierig, die Betreuung ihres Kindes zu organisieren und Zeit mit ihm zu verbringen. Die Flexibilisierung der Arbeitszeit macht die Vereinbarkeit von Berufsarbeit und Familienarbeit problematisch. Die Anforderungen an die Integration wi-

dersprüchlicher Erwartungen, die in der westdeutschen Geschlechterforschung seit den frühen achtziger Jahren unter dem Titel „doppelte Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli 1989) verhandelt werden, verschärfen sich durch diese Entwicklung. Zudem ist bei der Deutschen Bahn AG das Risiko des Arbeitsplatzverlusts Mitte der 90er Jahre in Ostdeutschland recht hoch. Rund die Hälfte der Belegschaft wurde abgebaut, wobei es offizielle keine ‚betriebsbedingten Kündigungen‘ gab. In Ostdeutschland herrscht in den 90er Jahren bei der Bahn ein qualifizierter Personalüberhang, während im Westen teilweise noch Arbeitskräftebedarf besteht.

Inwiefern haben sich die Bedingungen für Johanna Tal durch die Transformation verändert? Ihre Situation kann als ambivalent bezeichnet werden, weil sich Nutzen und Risiken ver-schränken. Einerseits ist ihr Arbeitsplatz im Gegensatz zu industriellen Arbeitsplätzen ver-hältnismäßig sicher. Dieser Vorteil wird erst nach der Wende als relationaler Vorteil deut-lich. Andererseits hat ihr Arbeitsplatz durch die Intensivierung der Arbeitsbelastung an Att-aktivität verloren. Die Angst vor dem Arbeitsplatzverlust wiegt besonders schwer, weil Johanna Tals formale Qualifikation sich letztlich nur bei einem Arbeitgeber – der Bahn – ein-setzen lässt. Dazu kommt, dass sie seit 1999 an einer chronischen Krankheit leidet, die ihr die Berufsausübung bei der Bahn mittelfristig unmöglich machen kann.

Zur Option regionaler Mobilität

Unter diesen Bedingungen wäre es in Johanna Tals Situation beruflich attraktiv, aus der strukturschwachen Region nach Westdeutschland zu wechseln, um in den Genuss höherer Arbeitsplatzsicherheit zu kommen und zudem einen höheren Lohn einzustreichen. Die Tal berichtet von Kollegen, die genau das erfolgreich getan haben. Dieses Kalkül könnte zu ein-fach sein. Vielleicht, so könnte man argumentieren, haben lokale Bindungen und Johanna Tals Leben in einer lockeren Mehrgenerationenfamilie einen hohen Stellenwert. Vielleicht nimmt sie als ‚doppelt sozialisierte‘ Mutter und Arbeitnehmerin die beruflichen Risiken für ihre Familie in Kauf. Dieses kulturalistische Argument greift möglicherweise auch zu kurz. Um die komplexe Opportunitätsstruktur besser zu verstehen, die sich durch die retrospekti-ve biographische Perspektive auf eine verengte Berufswahl ergibt, ist es nötig, Johanna Tals jetziges Lebensarrangement mit einzubeziehen.

Frau Tals Lebensarrangement: Risiko oder Lebenskultur?

Für Johanna Tal hat die Wende noch eine andere Veränderung mit sich gebracht: Sie ist der ‚Breadwinner‘ ihrer Familie. Ihr Partner ist gezwungen, durch die schlechte wirtschaftliche Lage oft den Arbeitsplatz zu wechseln; seine Arbeitsplatzsicherheit und sehr wahrscheinlich sein Einkommen liegen unter Johanna Tals Niveau. Er übernimmt einen großen Teil der Betreuung des Sohnes.

Durch die flexibilisierten Arbeitszeiten ist Johanna Tal auf eine Betreuung der Kinder ange-wiesen. Diese Tatsache ist bei der Überlegung des Arbeitsplatzwechsels kaum zu überschät-zen. Zieht Johanna Tal nach Westdeutschland, könnte sie für ihren Sohn allein nicht ange-

messen sorgen. Sie müsste den Wechsel entweder ohne Kind vollziehen oder sie wäre darauf angewiesen, dass ihr Partner mitzieht. Frau Tal ist von den Präferenzen ihres Partners sehr abhängig. Die Kosten eines Umzugs sind für ihn jedoch kaum abschätzbar. Er hat seine Freunde und seine Eltern in H-Stadt; ein Umzug führt zum Verlust dieser Beziehungen im Alltag, während die Chancen auf einen Arbeitsplatz für ihn undurchsichtig bleiben.

Ihr derzeitiger Arbeitsplatz entwertet sich für sie auf dreifache Weise: Erstens durch die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen. Zweitens durch das Risiko des Verlusts dieses Arbeitsplatzes. Jede Verspätung einer hypothetischen beruflichen Umorientierung verschlechtert dabei Frau Tals Chancen. Je länger sie bei der Bahn bleibt, desto höher ist das Risiko im Fall eines Arbeitsplatzverlustes, weil ein Wechsel schwieriger wird und der Einstieg in ein attraktives Berufsfeld mit zunehmendem Alter unwahrscheinlicher. Andererseits steigt im Fall einer Erwerbsunfähigkeitsrente der Rentensatz je nach Beschäftigungsdauer an. Drittens hat sich Frau Tals subjektiver berufsbiographischer Handlungsspielraum im Zuge ihres Kompetenzerwerbs verengt. Die Wahl des Bahnberufs empfindet sie rückblickend als Einengung ihrer Opportunitäten. Durch diese Struktur erklärt sich die Übermacht einer eindeutigen Vergangenheit, die Frau Tal in ihrer Eingangserzählung performativ artikuliert.

Trotz dieser Entwertung nimmt Frau Tal in ihrer Familie die Rolle des ‚Breadwinners‘ ein und hat sich auf familiäre Stabilität eingestellt. 1999 kauft sie zusammen mit ihrem Freund ein Haus, das sie unter Mithilfe der Familie ihres Freundes sanieren.

8.3. Deutungsmuster und Strategien zur Bewältigung einer Situation ‚riskanter Selbstbeschränkung‘

Die Belastung durch die Arbeitszeitflexibilisierung, das Risiko des Arbeitsplatzverlustes und das Bedauern über die Wahl eines unterfordernden und belastenden Berufs („gerne mach ich ihn nicht“), diese Beeinträchtigungen einer vorbehaltlosen Berufsausübung verlangen nach Individualitätssemantiken, die es Johanna Tal erlauben, ein Gefühl für ihre eigene Handlungsfähigkeit zu bewahren und entscheidungsfähig zu bleiben. Frau Tal hat eine Reihe von Strategien entwickelt, die nicht immer miteinander kompatibel sind. Diese Strategien sind nicht nur symbolische Reaktionen auf eine determinierende Struktur. Sie setzen eine eigene Dynamik in Gang.

Entdramatisierung durch Trennung von Beruf und Arbeit

Eine Strategie besteht darin, die Nachteile des einen Lebensbereiches in Relation zum anderen abzuwerten, das Problem gewissermaßen zu entdramatisieren:

T: Wird zwar immer davon geredet, dass abgebaut wird [dass Arbeitsplätze abgebaut werden, B.T.] und und und, aber (.) da mach ich mir eigentlich gar keine Gedanken. Manche machen sich ja urste Gedanken darüber, /I: Mhm/ aber (.) weiß ich nicht, da macht man sich doch nur fertig. (.)

[...]

E [...] Auch so, ich sag mir, wenn ich auf Arbeit bin, bin ich auf Arbeit, und wenn ich zu Hause bin, bin ich zu Hause. /I: Mhm/ Wenn ich zu Hause bin, hat die Arbeit zu Hause nichts zu suchen.

Die Trennung von Lebensbereichen ermöglicht es Frau Tal, Zweifel am ihrem Lebensarrangement als Ganzes abzuweisen.

Eine kreative zweite Erzähllinie: die Dramatisierung von Berufsanforderungen, Kompetenzgewinn und die Erlangung beruflicher Würde

Eine andere narrative Dramaturgie verhält sich komplementär zur beschriebenen Entdramatisierung: die Dramatisierung. Mit der Dramatisierung kann eine Art Umwertung der Werte gelingen. In der Eingangserzählung findet sich auch dieses Muster, obwohl es ohne die Rekonstruktion der Berufsbiographie noch nicht als solches erkennbar war.

„Iss zwar stressig und nervig, aber /I: Mhm/ haste ja bestimmt selber schon erlebt?

I: (lacht bisschen) Ja.

T: Wurdest ja bestimmt oft genug kontrolliert nich, im Zug? (..) #NICH?#

I: #Ja,# doch natürlich, #heute.#

T: #Na,# wollt ich doch sagen. (BEIDE LACHEN BISSCHEN) Da hast' es (xxx) mitjerkricht, wie stressig das iss.

Der Belastungscharakter wird zuerst als Nachteil eines selbstgewählten Arbeitsplatzes dargestellt, nur um diesen Nachteil im Gespräch unmittelbar darauf folgend performativ zu inszenieren, indem der Interviewer aufgefordert wird, die Arbeitsbelastungen einfühlsam nachzuvollziehen. Auf diese erste Dramatisierung folgen weitere: Was ist, wenn jemand während der Fahrt stirbt oder sich ein Unfall ereignet? Die Nennung gerade dieser ungeheuer seltenen Ereignisse im Alltag einer Zugführerin verdeutlicht den Charakter dieser Darstellung als Dramatisierung. Die alltäglichen Belastungen sind tatsächlich auch sehr groß, sie werden allerdings im Interview erst später genannt.

Die Dramatisierung dieses Nachteils scheint vor dem Hintergrund des selbstgeäußerten Zweifels an ihrer Berufswahl völlig unsinnig. Der Gesprächspartner könnte sagen: selber schuld, warum bist du auch Zugführerin geworden? Die Dramatisierung wird verständlich, wenn man unterstellt, dass es ein Wert an sich sei, den Stress auszuhalten, ihn ‚auf sich zu nehmen‘.⁸⁸ Es handelt sich dabei um eine ‚Umwertung der Werte‘, die Scham in Stolz verwandeln kann: „[...] also ich tu's eigentlich gut bewältigen, möcht ich sagen“ (134).

Tal identifiziert sich mit einer Subjektposition, deren Inhaberin gewisse Rechte auf Anerkennung geltend machen kann. Die Einschreibung ihrer Identität in ein Narrativ, das mit ‚Durchziehen des harten Dienstes‘ umschrieben werden könnte, erschließt für Frau Tal einen neuen Sinnhorizont, der ihre Berufsbiographie in einem anderen Licht erscheinen lässt. Anstatt Anlass zu Gram über die frühe, identitätsschließende (Marcia 1966) Berufswahl zu bie-

⁸⁸ Ich gehe bei dieser Argumentation von der interpretativen Maxime des ‚principle of charity‘, das der Sprachphilosoph Donald Davidson als Kernbestandteil moderner Bedeutungstheorie formuliert hat, aus. Es besagt, dass ein Interpret auch die unsinnigsten Aussagen möglichst lang als sinnvolle Äußerung begreifen sollte, bevor er dem Gegenüber eine Pathologie, Irrationalität, etc. unterstellt. Dies gelingt am besten, indem der Interpret sich gedankenexperimentell Theorien ausdenkt, die die anscheinend unsinnige Äußerung als sinnvolle Äußerung verständlich machen. Oevermann meint mit der Sparsamkeitsregel der Interpretation etwas ähnliches.

ten, ist es mit dieser kreativen alternativen Deutung möglich, Stolz und Genugtuung zu empfinden.

Sie ist, um dieser Deutung selbst Glauben schenken zu können, auf ein Publikum angewiesen, das Anerkennung für ihr Engagement zollt. Die Zustimmung des Publikums ist wichtig, weil die beschriebene Umdeutung zweideutig bleibt. Tal behauptet nicht, dass sie tüchtig sei, sie deutet es nur an durch die Weise, wie sie ihre Erzählung aufzieht. Während sie also keinen expliziten Geltungsanspruch erhebt, fordert sie doch eine (zustimmende) Stellungnahme ein – „haste ja bestimmt selber schon erlebt?“.

Verletzungen beruflicher Identität und die Erodierung von Vertrauen

Im Berufsalltag muss Tal allerdings Anfechtungen hinnehmen, die ihr Verhältnis zu ihrem Betrieb und ihren Kollegen in Frage stellen. Sie berichtet von Ärgernissen, deren Zumutungsgrad, die erst auf dem Hintergrund des herausgearbeiteten Identitätsmodells deutlich wird:

I: Woran liegt das, dass das, dass das heute so- dass das heute härter iss und und (.) dass dass diese #Art von-#

T: #Weil die# Anforderungen anders geworden sind. /I: Aha/ Ganz anders. /I: Mhm/ Deswegen. Früher war das nich so enge, wenn ich meine Mütze mal nich auf hatte, mein Gott, wer hat denn danach gekräht? Eigentlich gar keener. /I: Mhm/ Die ham mich trotzdem erkannt die Leute, dass ich zu dem Zug da gehöre. Und jetze wird eben drauf geachtet, hat die 'ne Mütze auf oder hat die keene Mütze auf. /I: Ah ja/ Es wurde dann och, äh, rumgemogelt oder so, dass die Lokführer ebend darauf aufpassen sollen, dass wir das ja haben, ansonsten sollen die gar ni' abfahren, und alles sowas. Also das iss dann schon bisschen extrem, ne
[...]

T: Na, und ich wurde och schon mal angesprochen, weil ich kein' Schlips umhab.

I: Ah ja.

T: Ich nie- mach nie 'n Schlips um, was soll das. /I: Mhm, mhm, mhm/ Also (.) /I: Ah ja/ deswegen, was soll ich mit'm Schlips, also (.) /I: Mhm, mhm, mhm, mhm (.) mhm/ iss affig sowas. /I: Ja/ Das muss man sich am frühen Morgen von die Leute anhören.

Die Anforderungen an berufliche Kompetenz in Tals Beruf wurden erhöht, die Arbeitsbelastung ebenfalls. Eine Steigerung des Qualifikationsniveaus ist normalerweise auch mit einem höheren Berufsstatus verbunden. Diese Annahme gehört zu den grundlegenden Normen der Arbeitswelt und Legitimationsfiguren für die Ungleichverteilung von Gratifikationen wie Gehalt, Ansehen etc. Das ist für diese Mitarbeiterinnen der Bundesbahn aber nicht der Fall. Der Handlungsspielraum wird im Gegenteil eher eingeschränkt. Meine These ist, dass Tal die ‚Einmischung‘, die mutmaßlich sogar von der Unternehmensleitung honoriert oder verlangt wird, als Entwürdigung und als Vertrauensbruch erfährt. Das Thema der Auseinandersetzung und das Krawattentragen überhaupt empfindet sie, die im Berufsalltag ganz andere Schwierigkeiten kennt, als „affig“. Der Kontrast der Figur des Affen zum Kontrolleur sowie Tals Betonung der Würde ihres Berufs plausibilisieren die These der Entwürdigung. Tal empfindet diese Gängelung auf dem Hintergrund einer Statusinkonsistenz als Unzu-

mutbar.

Zur Entwürdigung kommt aber noch mehr hinzu: Offenbar hat die Unternehmensleitung versucht, die Lokführer heimlich („rumgemogelt“) für Kontrolldienste einzuspannen. Eine von ihr beobachtete Entsolidarisierung im Unternehmen empfindet Johanna Tal, die Solidarität ‚untereinander‘ gewohnt ist, als „extrem“; für sie ist damit eine Grenze der Erträglichkeit erreicht („dann hört's mir doch langsam auf“).

Seitens der Arbeitsorganisation muss Frau Tal Gängelung in Kauf nehmen; ihre Empfindlichkeit für solche Zumutungen scheint groß zu sein. Aber auch im Kreis der Kollegen gibt es offenbar wenig soziales Kapital, das eine Interessenvertretung erleichtern würde und das die gefährdete Identitätsform stützen könnte:

T: Mm. Ja stimmt schon, aber trotzdem find ich das schade. /I: Mhm/ Weil irgendwie ähm, (...) man sieht jetzt unwahrscheinlich dolle, wie äh, vorher, kurz nach der Wende, vor der Wende, wie das Arbeiten da war, /I: Mhm/ und wie es jetzt iss. Das macht aber keen Spaß mehr jetze.

I: Ach so.

T: Ja. Also jetze, das iss äh, bisschen zu extrem. (.) **Weil früher hat man äh, miteinander gearbeitet, /I: Mhm/ (.) und jetzt iss es so, man arbeitet gegeneinander.**

I: Wie meinst du das?

T: Na jetzt zum Beispiel, wenn irgendetwas passiert und du hast eben danebengehauen, /I: Mhm/ hast ebend nich das Richtige gemacht, was eigentlich (.) /I: Mhm/ der Anspruch iss, ne, /I: Mhm/ dann äh, vorher war's so gewesen, da hat dir jemand geholfen. (.) **Jetzt stehste alleine da und kriegst aber (.) immer noch Feuer von jemand anderes. (.) Also kriegst immer gesagt, "das war falsch, das war falsch, das war falsch".** /I: Mhm, mhm, mhm/ Und wenn's eben ganz falsch war, dann musste eben zum großen Chef, ne. (...) Deswegen.

[das Gespräch wird kurz unterbrochen]

Also das iss nich mehr so, dass man äh, belanglos mit jedem über irgendwelche Probleme im Zug oder (.) gerade über'n Chef oder so reden kann. /I: Mhm/ Weil man weiß nie, geht er jetzt sofort hin, sagt es ihm, biste dann wieder (xx), /I: Mhm/ also das iss nich mehr so. /I: Mhm, mhm, mhm/ **Und vorher war man sich einig, (.) /I: Mhm/ wenn man untereinander geredet hat, das geht dann den Chef gor nischt an.** /I: Mhm/ Ansonsten, wenn's den Chef was angeht, dann gehste selber hin und sagst ihm das ins Gesicht. Ja, aber so iss es dann so (.) bisschen hinterhältig geworden.

Frau Tals Beobachtung der Hinterhältigkeit muss im Kontext der innerbetrieblichen Beziehungen der DDR-Gesellschaft interpretiert werden (vgl. Kapitel 2). Sie beklagt den Zerfall eines harmonischen Einverständnisses „untereinander“. Frau Tal erlebt die Verletzung kollegialer Solidarität als „hinterhältig“ und „extrem“. Das implizite Versprechen, das mit einem modernisierten Arbeitsrollenzuschnitt verbunden war, wurde nicht eingelöst. Frau Tal lässt sich von diese Erfahrungen entmutigen.

Die Krise der Anerkennungsverhältnisse ist zugleich eine Krise der Vertrauensbildung. Wenn Frau Tal die Reziprozität von beiden Seiten verletzt sieht, leuchtet es ein, dass sie nicht mehr im Betrieb investiert als notwendig, da dieser Vertrauensvorschuss seitens des Betriebs vermutlich keine Entsprechung finden wird. Auch das Potential zur Selbstorganisation unter Kollegen schätzt Frau Tal gering ein.

Johanna Tals Lebensarrangement, von der Differenz zwischen Beruf und Privatleben geprägt, wird vor dem Hintergrund dieser Enttäuschungserfahrungen in seiner Sinnhaftigkeit verständlich. Die Setzung von Differenzen dient dazu, eigene Erwartungen an das Leben als Ganzes herunter zu schrauben, um die Balance zwischen Zufriedenheit und Selbstanspruch halten zu können.

Saure Trauben und ‚Ostalgie‘

Die berufsbiographische Verstrickung in widersprüchliche Erwartungen und konkurrierende Anerkennungskriterien zwingen Tal in eine Pattsituation, in eine Zwickmühle des Selbstzweifels. Sie behilft sich mit einer nostalgischen Lösung. Eine imaginierte Intaktheit ihrer Lebenspraxis wird in eine imaginäre Vergangenheit verlegt. Im letzten Teil des Interviews, der sehr informellen Charakter hat, spreche ich mit Johanna Tal sehr direkt über die Chancen und Gefahren des Realisierens von beruflichen Chancen:

I: Hm, naja gut, es hängt ja auch auch damit zusammen, ob man (.) also ob man ob man das das äh, ich sag mal, den den bisherigen Berufsweg in der DDR als als, ich sag mal, 'ne Art- (.) ob man sich da (.) irgendwie sehr eingeengt gefühlt hat oder so, ja, also dann dann (.) /T: Mhm/ dann konnte man natürlich die Wende auch auch als 'ne Art als 'ne Art ähhhhhm (.) Ex- Explosion von Möglichkeiten sehen, ja? Plötzlich Plötzlich iss ja dann doch wieder ganz ganz viel #möglich, (xxx)#

T: #Oh ja, ich kann nach# Amika- Amerika reisen.

I: Ja, genau.

T: Ich bin noch nie geflogen, #würde auch nie fliegen.#

[...]

T: Ich fand das aber schöner, ehrlich gesagt.

I: Wie?

T: Ich fand das aber trotzdem schöner.

I: Was schöner?

T: Nee, äh, zu Ostzeiten.

I: Ach so.

T: Ehrlich gesagt. Dieser ganze Einkauf. Kuck mal, zu Weihnachten (.) haste dich gefreut, du hast Apfelsinen jekricht. /I: Mhm, mhm, mhm, mhm/ Lecker. So. Mmmm! Du hast Bananen gekricht, noch leckerer.

I: (schnauft belustigt)

T: So, och, du hast'n Kuschtier jekricht, iss ja noch schöner, ni'. /I: Mhm/ Die Kinder ham sich unwahrscheinlich gefreut, ne. /I: Ja/ Ich seh das jetzt an meinem Sohn, mein Sohn kriegt das, /I: Mhm/ (.) (gleichgültiger Tonfall) "mm, schön".

I: (lacht bisschen)

T: So. Naja, man sucht wirklich, /I: Ja, ja, ja/ und es gibt alles, das iss ja ebend das Schlimme. /I: Ja/ Du kannst alles ham, /I: Mhm/ für'n gewissen Preis, /I: Mhm/ du kriegst alles.

Warum würde Johanna Tal nie nach Amerika fliegen? Ihre ‚Ostalgie‘ ist überraschend. Wie kommt sie dazu, die Mangelzustände der Planwirtschaft zu idealisieren? Dass sie das Fliegen ablehnt, könnte mit einer Strategie der „Sauren Trauben“ (Jon Elster) zusammenhängen. Die Ablehnung wäre dann eine „adaptive Präferenzbildung“ (Elster 1987, 212), die unerreichbare Güter zu unerwünschten Gütern erklärt. Es geht hier aber um mehr. Johanna Tal idealisiert nicht die reale DDR ihrer Jugend, sondern sie beschwört ein imaginäres Land her-

bei, ähnlich der Konstruktion von „imagined communities“ (Anderson 1993) in Gemeinden der ethnischen Diaspora. Frau Tals ‚Ostalgie‘ ist weder Traditionalismus noch postmaterialistische Konsumkritik. Sie beschwört einen Zustand herbei, in dem die Freude am Leben selbstverständlich ist und nicht einer Unzufriedenheit abgerungen werden muss, die Niederschlag von enttäuschten Ansprüchen ist. Die ‚Sehnsucht nach Einfachheit‘ ist nicht-intendiertes Produkt der Modernisierung des ostdeutschen Arbeitsmarkts und des ostdeutschen Lebenslaufregimes.

„Du kriegst alles“, sagt Johanna Tal, kann aber den ‚Preis‘ den die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse ihr abfordert nur mit Mühe zahlen.

Zusammenfassung: Berufsbiographische Unsicherheit und ihre symbolische und praktische Bewältigung:

Nach einer identitätsschließenden Berufswahl in der DDR gelingt Johanna Tal eine erfolgreich Entfaltung beruflicher Kompetenzen. In ihrem Betrieb wird ihr allerdings strukturell die Anerkennung versagt, die sie kompensatorisch für die Bewältigung ihres belastenden Arbeitsalltags einfordert. Frau Tal erklärt die vorher nicht antizipierten Unannehmlichkeiten und nach der Wende gesteigerten sachlichen Anforderungen ihres Berufs zur ‚Herausforderung‘ des Berufes um und erarbeitet sich mit einer kreativen selbstsozialisatorischen Leistung ein Selbstverhältnis, das von Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und in die eigene moralische Integrität getragen ist. Tal fordert mit dieser Strategie eine eigene ‚Würde‘ ein. Ein innerer Rückzug aus dem beruflichen Engagement durch eine strikte symbolische Trennung von Beruf und Privatleben ist eine komplementäre Strategie zur Bewältigung der Belastung. Sie sieht sich zu einem Ortswechsel aufgefordert, bekräftigt aber ihr vorläufiges Bleiben durch Bindungen an ihr bestehendes Lebensarrangement. Ich bezeichne diese Strategie als ‚**kompensatorische Differenzsetzung**‘.

9. Fallstudie Franz Stift

Äußere Daten:

Zeit	Ereignis	Kommentar
1971	Stift wird in W-Stadt, einer Kreisstadt in der Nähe der größeren B-Stadt geboren. Seine Mutter, Jahrgang 1942, ist Krankenschwester. Beruf und Alter des Vaters sind unbekannt.	W-Stadt ist eine Sachsen-Anhaltinische Kleinstadt in der Nähe des etwas größeren B-Stadt
1972	Stifts Eltern trennen sich, Scheidung folgt. Stift Vater heiratet sehr bald wieder und bekommt mit einer anderen Frau zwei Söhne (1973, 1976). Stift hat keinen Kontakt zu ihm	
1977-87	Schulbesuch in W-Stadt mit Abschluss der POS	
1988-90	Kochlehre im Kreiskulturhaus von W-Stadt	
Ab 1986	Freie Mitarbeit (Sportberichte) für die sozialistische Zeitung von B-Stadt	
8/1989	Stift wird als Koch im Kulturhaus angestellt	
5/1990-5/91	Stift kündigt und wechselt zur ‚ersten Frittenbude W-Stadts‘	
6/1991	Volontariat in der Sportredaktion der ‚C-städter Zeitung‘	Stift wird von der neugegründeten Zeitung in B-Stadt angestellt. Die Zeitung aus der DDR existiert weiterhin.
Ab 6/1993	Sportredakteur bei der ‚C-städter Zeitung‘	
1994	Heirat mit seiner früheren Lehrausbilderin (Köchin)	
1995, 1997	Geburt zweier Töchter	
1997-2001	Stift wird Ressortleiter für Sport bei der ‚C-städter Zeitung‘	

Einige Auffälligkeiten bei der Interviewanbahnung

Beim Telefongespräch zur Anbahnung des Interviews fühlt sich der Sozialforscher etwas aus der Bahn geworfen von so viel Entgegenkommen. Auf die Frage, ob denn wohl ein Interview möglich wäre, äußert Herr Stift begeisterte Zustimmung, und ein Termin ist schnell vereinbart (beinahe als hätte ich ihm eine gutes Angebot gemacht). Der schwächliche 31-jährige führt den vier Jahre jüngeren Soziologen stolz durch die Flure seines Hauses, um ihm einen Sessel im selbst ausgebauten Dachgeschoss anzubieten. Stift sitzt schräg gegenüber, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Beine bequem gespreizt. Seine Haltung könnte man für selbstgewiss, beinahe ein wenig aufschneiderisch halten. In Kontrast dazu steht eine andere, eher feminine Geste: Stift ist öfter nachdenklich, er hält dabei den Kopf, ihn sanft wiegend, schief, und richtet den Blick auf den Boden. Sollte der Kontrast zwischen dem Hausherrenstolz und einer skeptischen Nachdenklichkeit etwas damit zu tun haben, dass der Sozialforscher mit offenbar großen Erwartungen eingeladen wird?

9.1. Rekonstruktion der beruflichen Selektionslogik

Eine subtil marginalisierende Jugend

Franz Stift wird 1971 in W-Stadt, einer Kleinstadt in der Nähe des etwas größeren B-Stadt in

Sachsen-Anhalt geboren. Seine Mutter, Jahrgang 1942, ist Krankenschwester. Die Eltern lassen sich scheiden als er knapp ein Jahr alt ist. Sein leiblicher Vater, dessen Alter Stift nicht kennt, ist Schlosser. Er wächst allein mit seiner Mutter auf, während sein Vater wieder heiratet und zwei und fünf Jahre später in der neuen Partnerschaft zwei weitere Kinder bekommt. Stift hat bis auf wenige Begegnungen keinen Kontakt mit dem Vater. Mutter und Sohn leben in schlechten Wohnverhältnissen. Ich rekonstruiere im ersten Teil der Fallstudie die berufsbiographische Selektionslogik, um im zweiten Teil auf die Ebene der biographischen Selbstbeschreibung einzugehen. Beide Ebenen werden im Schlussteil verknüpft.

Die Situation der alleinlebenden, alleinerziehenden Mutter mit einer späten Mutterschaft sticht als Besonderheit dieses sozialisatorischen Kontexts ins Auge. Verschiedene Aspekte der familialen Konstellation spielen hier zusammen: die familiäre Rolle des Sohnes mit ihrem spezifischen Kompetenzgefüge, die soziale Lage der ‚single parent family‘, das Familienbild der DDR und die Situation in außerfamilialen Bildungskontexten. Die familiäre Konstellation soll auf die mögliche Strukturierung von Geschlechtsidentitäten und die Situierung der Familie im Ungleichheitsgefüge der DDR-Gesellschaft untersucht werden. Die Mutter ist zum Zeitpunkt der Scheidung 30 Jahre alt und geht keine feste Partnerschaft mehr ein, während der Vater einen Neuanfang macht. Wie könnte die Mutter das Scheitern ihrer Ehe verarbeitet haben, auch da sie nach der Scheidung alleinstehend bleibt und keine Korrektur des Scheiterns durch eine ‚Neuauflage‘ der Ehe vornimmt wie ihr Ex-Mann?

Eine Variante wäre die ‚gekränkte Mutter‘, die eine weitere Gefährdung ihrer persönlichen Integrität durch Männer nicht zulassen möchte, sich deshalb nicht mehr als ‚verfügbare‘ Frau begreifen mag und das ‚Männliche‘ aus ihrem Leben entfernen möchte. Stift ist dann das ‚unerwünschte Kind‘, das sich am besten ‚brav‘, möglichst ‚unsichtbar‘ verhält und jeden Tag vorgeführt bekommt, wie Männer in einem hierarchisch geprägten Berufsalltag seine Mutter missachten. Diese Haltung der Mutter könnte das Selbstbewusstsein des Jugendlichen Stift nachhaltig stören. Eine Isolierung von männlichen Bezugspersonen durch mangelndes Selbstbewusstsein Stifts muss allerdings nicht Folge dieser Haltung der Mutter sein. Eine mildere Form einer eher ‚kritischen‘ Haltung gegenüber Männern könnte sich für Franz Stift differenzierter auswirken: ein deutlicher Kontrast würde aufbrechen zwischen einer familialen Welt, in der Rücksichtnahme zur Pflicht gemacht wird, und einer patriarchalischen öffentlichen Welt, in der Männlichkeit im Jugendalter ausagiert werden soll. Die DDR der achtziger Jahre war in mancherlei Hinsicht patriarchaler verfasst als die BRD (Diemer 1994, 212). Zwar hatten Frauen Zugang zu einigen beruflichen Männerdomänen gefunden, aber die Geschlechtssegregation des Arbeitsmarkts war in anderen Bereichen sogar stärker ausgeprägt. So wurden Hilfstätigkeiten im Dienstleistungsbereich, Verwaltungstätigkeiten und Tätigkeiten im medizinischen Bereich fast ausschließlich von Frauen ausgeübt, außerdem wurden beinahe ausschließlich Frauen mit der Elternrolle identifiziert (Ebd., 410).

Als zweite Variante kommt ein extrem verletztes Selbstwertgefühl in Frage. Herr Stifts Mutter würde sich selbst die Schuld für das Scheitern der Ehe zurechnen und unter dieser dann symbolisch gewissermaßen gerechtfertigten Missachtung ihrer Person leiden. Stift müsste

dann möglicherweise den ‚beschädigten Lebenslauf‘ seiner Mutter stellvertretend ausbügeln und eine leistungsorientierte ‚good-boy‘- Haltung an den Tag legen. Der Sohn stünde dann sozusagen im Wettstreit mit einem möglicherweise trotz allem idealisierten Mann, der nie sein Vater war. Er müsste schon früh ein hypermännlicher ‚kleiner Mann‘ sein, vielleicht ein ‚kleiner Arzt‘ und, besser als sein eigener Vater, die ‚verletzliche Frau‘ beschützen. Die dritte plausible Variante ist die ‚patente Alleinstehende‘, die hart arbeitet und von Männern Respekt und Einfühlung verlangt. Franz Stifts Mutter räumt ihm in diesem Fall früh Selbständigkeit ein und verlangt sie auch von ihm. Sie bietet ihm dabei eine partnerschaftliche Rolle an. Er ist das ‚verantwortungsvolle Kind‘ bzw. der ‚kleine Erwachsene‘. Die arbeitende Mutter mit einem wechselnd, aber immer wieder sehr belastenden Berufsalltag erwartet von ihm eine gesteigerte Empfindlichkeit für ihre seelische Verfassung und ihre Laune⁸⁹, sie drängt ihn jedoch nicht in die Inszenierung einer Hypermännlichkeit, sondern anerkennt diese Feinfühligkeit. Die Autorität der Krankenschwester, über die sie gerade durch ihre schlecht bezahlte Aufopferung für andere verfügt, begünstigt zudem einen identifikatorischen Prozess. Spätere Ereignisse, wie die Heirat einer älteren Frau, die zudem seine Lehrausbilderin war, sprechen für diese Variante. Welche Konsequenzen hätte diese Konstellation für den jungen Stift? Ich möchte den - hypothetisch - daraus entstehenden Habitus mit den Anforderungen der offiziellen Jugendkultur vergleichen:

Die Zumutung wehrhafter Männlichkeit und der Blick vom Rand

Eine Sozialisationserfahrung, die mit dem Erwerb spezifischer Kompetenzen wie Einfühlungsvermögen, Ambiguitätstoleranz und Selbständigkeit verbunden ist, bleibt nicht ohne Konsequenzen für den Habitus des jugendlichen Stift. Der Habitus ist als Inkorporation der Erwartungs- und Wertestruktur eines sozialen Milieus mit einer intuitiven Einschätzung der eigenen Kompatibilität mit den Anforderungen eines sozialen Feldes verbunden. Wie kam ein ‚sensibel-zurückhaltender Habitus‘, wie ich ihn nennen will, in der staatlichen Jugendkultur der DDR an?

Wensierski (1994) zeigt in seiner Rekonstruktion der „Mythologie der staatlichen Jugendkultur“ (Ebd., 62ff.), wie in der FDJ die antifaschistische Identität der DDR in Metaphern des Kampfs übersetzt wurde: „Das Ursprungsdrama in der Mythologie der sozialistischen Kinder- und Jugendkultur erscheint als ein Konglomerat aus den „revolutionären Kämpfen der Arbeiterklasse“ mit der „siegreichen Revolution des Sozialismus“ sowie dem „Großen vaterländischen Krieg“ mit dem Kampf und dem Sieg über den Faschismus“ (Ebd., 70). Chiffren der Unverletzlichkeit, der inneren und äußeren Panzerung und der Durchsetzungsfähigkeit sind vor allem in Liedern allgemeinverständlich formuliert⁹⁰. Alle mythischen Figuren tra-

⁸⁹ Diese Empfindlichkeit müsste er in einer quasi-Partnerrolle erfüllen, wie Luhman in seiner Analyse des Codes der Liebeskommunikation herausgearbeitet hat. Es geht dabei darum, die vorwegnehmende Antizipation der Ereignisse der inneren Welt des Partners expressiv darzustellen.

⁹⁰ Theweleit charakterisiert die Idealisierung der Tugenden einer soldatischen Stahlnatur als „preussischen Sozialismus“: „Das ist der Kern dessen, was als ‚preussischer Sozialismus‘ oder als ‚Sozialismus der Front‘ durch die Schriften der soldatischen Männer geistert. Das Militär ist ihnen die vollkommenste Form des Sozialismus, weil

gen diese Charakteristika: etwa die ‚mutige Komsomolzin‘ und der ‚kleine[r] Trompeter, du lustiges Rotgardistenblut‘. Nicht nur die auch - oder besonders - für Jugendliche klar als metaphorisch erkennbaren Rituale, sondern auch Ereignisse im Bildungswesen und der Arbeitswelt wurden durch die Sprache des Kampfes bezeichnet: „Kampf um den Titel ‚Kollektiv der sozialistischen Arbeit‘“, mit „Kampfgeist“ an die Hochschule gehen, wo die Studenten ein „Kampf um hohe Leistungen“ erwartet. Die damit einhergehende Konkurrenzaggression war durch das komplementäre Ideal der Selbstaufgabe für das sozialistische Vaterland eingeeht. Die Geschlechterdifferenz dieses heroischen Männlichkeitsideals der offiziellen DDR-Jugendkultur wird in Susanne Diemers Analyse des „Patriarchalismus in der DDR“ (1994) auf die DDR-Gesellschaft überhaupt erweitert. Die Diskrepanz zwischen dem staatlich verordnetem Ideal-Habitus und seiner eigenen habituellen Prägung dürfte für Stift mit einer Differenzerfahrung verbunden gewesen sein. Ein Beleg für diese These findet sich in einer Äußerung Stifts im Interview, in der er auf seinen ersten Beruf, den Kochberuf eingeht:

I: #Jaa-# mm (RÄUSPERT SICH), oder vielleicht können wir auch mal zurück, mal so, was was ich ja spannend fin- fand, weil Sie (.) erzählt haben, dass Sie ja (.) also vorher Koch waren, /E: Hm/ wie kam's denn dazu? Dass Sie, dass Sie äh, die (.) Ausbildung gemacht haben?

S: Kochen war eigentlich (.) mein Traumberuf. (.) Wir mussten ja damals (..) zu DDR-Zeiten bis zur Achten, wie war'n det? Siebte, achte Klasse, (..) na, **wir wurden ja damals immer jetriezt, wir sollten zur Armee gehen, so war's ja damals immer gewesen.** Ham die schon inner fünfte Klasse anjefang', fünfte, sechste Klasse (.) kam da irgendso'n Offizier vonner Armee und hat (.) immer jepredigt, NVA, verpflichtet euch zehn Jahre, (.) einmal im Jahr kamen die an, fünfte, sechste- sechste Klasse, siebte Klasse, immer kam 'n Offizier, hat immer jepredigt. Achte Klasse wurde es dann konkreter, (.) mit'm Berufswunsch, obwohl immer noch zwei Jahre Zeit war bis zur Zehnten, mussten wir damals schon aufschreiben. Jetzt keine Bewerbung irgendwie ausfüllen, aber irgendwie, 'n paar Notizen wurden da schon gemacht. (.) **Und Hauptziel der Schule war es immer gewesen, (..) dass wir uns verpflichten für die Armee, fuff-zehn Jahre, zwanzig Jahre.** Und mein Berufswunsch war DAMALS eigentlich schon immer gewesen, Koch, (.) /I: Mhm/ weil ich eigentlich- (.) ja, warum? Vielleicht, weil ich ohne Vater aufgewachsen bin, nur mit meiner Mutter (...) gelebt habe, ohne Geschwister, und (.) ff, meine Mutter iss Krankenschwester, und ich war oft auch so auf mich (.) alleine gestellt. /I: Mhm/ Auch teilweise mit der Versorgung. **Vieles abgekuckt auch, und (.) es hat einfach Spaß gemacht, so'n Bisschen inne Küche zu stehen, zu brutzeln,** und (.) hab eigentlich immer so'n Faible dafür gehabt.

Als der Interviewer nach Wahl des ersten Berufs fragt, kommt Franz Stift auf die institutionelle Rahmung der Berufswahl zu sprechen, die für ihn mit der ‚Berufsberatung‘ durch NVA-Offiziere verknüpft ist. Das Thema der Berufswahl wird dabei zunächst als unangenehme Norm („mussten“) charakterisiert, ohne jedoch zu formulieren, worin diese Norm bestand. Inbegriff dieses normativen Zwangs, so legt es die nächste Sequenz nahe, die nach dem kurzen Zögern eine *Erläuterung* des nicht erklärten „Müssens“ liefert, war es, von NVA-Offizieren „getriezt“ zu werden. Die Wahrnehmung dieser ‚Werbung‘ als „Predigt“ verweist

es jedem den gerechten Platz in der Hierarchie zuweist.“ (Theweleit 1980, 175)

auf den sakralen Stellenwert der ‚Wehrhaftigkeit‘ in der DDR-Gesellschaft. Die Wiederholung im Interview („fünfte Klasse, sechste Klasse, siebte Klasse“, „immer kam 'n Offizier, hat immer jepredigt“) verweist auf den insistierenden Charakter dieser Rollenerwartung. Diese Beobachtung verquickt sich mit der Wahrnehmung eines Drucks zur frühen Berufsentscheidung, die sich mit der Praktik der ‚Arbeitskräftelenkung‘ deckt. Stifts Unbehagen kulminiert in der Interpretation, das gesamte Schulsystem hätte die Funktion, die Schüler in die Soldatenlaufbahn zu bugsieren, und zwar für „fuffzehn Jahre, zwanzig Jahre“. Diese Übertreibung verweist darauf, dass Stift dieses gesellschaftliche Integrationsangebot als Zumutung empfindet. Er kontrastiert es denn auch in seiner szenischen Erzählung mit seiner eigenen Vorliebe für das „Brutzeln“. Er entwickelt ein Form von Selbständigkeit „in der Küche“, die im Gegensatz zu dominierenden Männlichkeitswerten stehen. Zurück zur allgemeinen Deutung der familialen Konstellation:

Die Position der ‚single parent‘-Familie Stift im Ungleichheitsgefüge der DDR-Gesellschaft hat besondere sozialisatorische Relevanz. Die Frage der Selbstversorgung wurde durch den Gesundheitsberuf der Mutter verschärft. Durch die hohe Wochenarbeitszeit in der DDR und den Schichtdienst im Krankenhaus hat der kleine Franz lernen müssen, auch für sich selbst zu sorgen, trotz bestehenden Kinderbetreuungsangebot. Diese Konstellation resultiert insgesamt in einer familiären Mangelsituation, was die Ausstattung mit Ressourcen (Geld, Zeit, möglicherweise Sozialkapital) angeht. Eine Randständigkeit in der DDR-Gesellschaft, so meine These, war durch die geschlechtsspezifische Sozialisation und die Lage der Familie im Ungleichheitsgefüge der DDR gegeben. ‚Systemloyalität‘ als biographische Ressource stand Stift nicht zur Verfügung. Geschlecht und Klasse müssen als zwei Strukturkategorien dieser Biographie berücksichtigt werden. Allerdings stattet diese ‚autarke Randständigkeit‘ Herrn Stift auch mit Ressourcen aus, die in der DDR noch nicht zum Zuge kommen konnten: eine gesteigerte Sensibilität für Herrschaftsverhältnisse, Einfühlungsvermögen und die Fähigkeit zur Sorge um sich selbst.

Schreibt sich diese Randständigkeit in der Berufsbiographie Stifts irgendwie fort? Falten sich diese Differenzbildungen im (*lebenszyklusspezifischen*) Kontext der Berufsfindung auf.⁹¹ Kommen die latenten Ressourcen noch zum Einsatz?

Motive in der Wahl des ersten Berufs

Franz Stift beginnt 1986 eine Lehre als Koch im staatlichen „Kreiskulturhaus“ von A-Burg, die er zwei Jahre später abschließt. Er wird daraufhin als Koch im Kulturhaus angestellt.

Welche Rückschlüsse lässt die Wahl des Kochberufs auf die dargestellten Varianten früherer Sozialisation zu, und welche subjektiv wahrgenommene Opportunitätsstruktur können wir

⁹¹Im Rahmen einer konstruktivistischen Sozialisationsforschung und der strukturalistischen Psychoanalyse gilt allgemein die These der „kognitiven Selbstorganisation“ (Schröder 1999, 80ff.), dass einfache Differenzbildungen, die anfangs nur den Charakter von Beobachtungen haben, sich zu einer Strukturierung des Weltverhältnisses insgesamt auffalten können. Diese Differenzbildungen entstehen primär entlang von „Strukturen regelgenerierter Handlungen“ (Sutter 1999, 63). Die Erfahrung, dass etwas mit Stifts Familie nicht ganz ‚in Ordnung‘ sein könnte, kann also ihre eigenen Realität gewinnen.

für diese Wahl unterstellen? Für diese Überlegung muss die Berufskultur des Kochberufs bekannt sein und die besonderen Umstände der Ausbildungsstätte und des Arbeitsplatzes in Rechnung gestellt werden. Allgemein scheint der Kochberuf männliche und weibliche Elemente zu vereinigen. Die Tätigkeit in der Küche, in der Art des „Brutzeln“, ist als durchaus „männliche“, also in gewissem Sinn handwerkliche Tätigkeit codiert; allerdings gibt es hier Unterschiede:

Den Kochberuf gibt es zunächst in zwei Varianten: der Koch als Handwerker in einfachen Restaurants oder Mensen und der Koch als spezialisierter Geschmackskünstler in der Spitzengastronomie. Die Spitzengastronomie zeichnet sich durch einen konkurrenzorientierten Arbeitsmarkt aus (vgl. Corsten 1997): Der Spitzenkoch muss regional und betrieblich hoch mobil sein. Diese Mobilität muss der Handwerker-Koch nicht aufbringen. Die Anstellung im Kulturhaus spricht gegen die erste Variante, da es sich definitiv nicht um einen Schritt auf eine Karriere in der Spitzengastronomie handelt. Der Koch (oder die Köchin) nimmt eine außergewöhnliche Position in der betrieblichen Hierarchie ein. Er ist zwar angestellt, hat aber in seinem Arbeitsalltag keinen Vorgesetzten. Er ist der Chef der Küche. Wenn der Koch auch an seinem Arbeitsplatz nicht in direktem Konkurrenzdruck steht, wird von ihm aber doch eine gewisse Virtuosität erwartet, die durch die Verfeinerung des Geschmackssinns ermöglicht wird (vgl. Corsten/Lempert). Köche außerhalb der Spitzengastronomie müssen vor allem vor den Gästen bestehen, denen sich ihre Virtuosität offenbart. Trotzdem muss der Koch sich dem Urteil seines Publikums nicht unmittelbar stellen; gleichzeitig kommt er aber auch selten in den direkten Genuss ihrer Anerkennung. Diese Anerkennungs- und Bewährungsstruktur des Kochberufs könnte ein Indiz dafür sein, dass Herr Stift es vermeidet, sich dem Bewährungsproblem des *Bestehens in Konkurrenzverhältnissen* am Arbeitsplatz auszusetzen. Er sucht allerdings eine semi-öffentliche Rolle, die ihm eine herausgehobene, wenn auch halb verborgene Position verschafft. Diese etwas spekulative Überlegung wird durch die Wahl des Ausbildungsorts plausibler. Er macht die Lehre im Kulturhaus und arbeitet auch später dort. Sollte es ihm um die Nähe zur ‚Kultur‘ gegangen sein, die im Kulturhaus „im Herzen der Stadt“ ihren Ort hatte?

Diese These gewinnt durch Stifts Nebentätigkeit, die er während seiner Lehre aufnimmt, stark an Plausibilität. Er schreibt Sportberichte für die damalige „SED gesteuerte Zeitung“:

S: Ich habe nebenbei schon mal kurze Sportberichte geschrieben, für die Volksstimme. Das war damals die (.) SED gesteuerte Zeitung, hier. Die es jetzt auch noch gibt, hier. Und für die habe ich Sportberichte damals so nebenbei gemacht, als freier Mitarbeiter. **So mal was rein gereicht. Und aber es kam für mich eigentlich garnicht in Frage, dass ich da (.) irgendwie diese Richtung da einschlagen werde.** Weil (..) heute wird an Computern gearbeitet, ich habe ja meine alte Schreibmaschine gehabt zu Hause, hab dann ab und zu ein paar Berichte verfaßt und hab die dann immer zur Volksstimme hingebacht in die Redaktion.

Auffällig ist das Understatement dieser Formulierungen. Wer regelmäßig Berichte schreibt, kann kaum mehr sagen, dass er „mal was rein gereicht“ hat. Auf diese Strategie komme ich

im zweiten Teil der Fallstudie zu sprechen. Dieser Teil dient vor allem dazu, die Struktur berufsbiographischer Selektionen zu rekonstruieren; Interviewausschnitte wurden bisher nur herangezogen, um anhand der äußeren Lebensdaten entwickelte Lesarten zu plausibilisieren bzw. auszuschließen. Die Titulierung der Zeitung als „SED-gesteuerte Zeitung“ verweist auf eine systemskeptische Haltung; dies plausibilisiert die These der (ideologischen) Randständigkeit in der DDR.

Kultursoziologische Aspekte des Journalistenberufs

Um welche Art von sozialer Praxis handelt es sich bei journalistischem Schreiben? Sie besteht darin, öffentliche Ereignisse vermittels der eigenen Subjektivität oder zumindest Beobachtungsgabe und der Beherrschung entsprechender Kulturtechniken (Schreiben, Texte verfassen etc.) kommunikativ zu verdichten und öffentlicher Kommunikation zugänglich zu machen. Die Journalistin steht außerhalb der Ereignisse und kann gerade deshalb die Bedeutung von Ereignissen zwischen Akteuren und einem Publikum von Lesern vermitteln. Sie ist damit eine Art soziales Scharnier, die unwahrscheinliche Kommunikation ermöglicht. Die Journalistin gehört ‚nicht dazu‘ und doch dazu, sogar mehr als dazu, insofern sie Definitionsmacht hat, die sie in ihrem Sinn ausnützen kann. Ich möchte argumentieren, dass die Sinnstruktur dieser Tätigkeit typisch ist für die Erfahrung und ihre soziale Position typisch ist für die Stellung von Außenseitern, die durch öffentliches Schreiben versuchen, gewissermaßen indirekt Anschluss an die Anerkennungspole einer Gesellschaft zu finden⁹². Die Existenz einer latenten Anerkennungsproblematik einer fragwürdigen gesellschaftlichen Zugehörigkeit gewinnt durch die Wahl dieser Nebentätigkeit an Evidenz. Diese strukturelle Problematik muss aber nicht reflexiv thematisch werden. Herr Stift muss sich nicht als randständiges Subjekt fühlen; möglicherweise sogar mehr als positiv herausgehobene, als *besondere* Persönlichkeit, die allerdings trotzdem den Stachel der Randständigkeit spürt.

⁹² Zygmunt Baumanns Studie zu Ambivalenzerfahrungen in der Moderne und „die Rache der Ambivalenz“ (Bauman 1995, 199) zeigen, wie die jüdischen Außenseiter der deutschen Gesellschaft wie Freud, Kafka und Simmel sich durch wissenschaftliche oder literarische Produktion teils assimilieren, teils assimilierende Herrschaftsformen aufbrechen und damit die aufklärerische Polysemie der Moderne erst voll realisieren. Bauman schreibt über Kafka: „Wieder einmal wandelte sich jüdische Partikularität in moderne Universalität. Kafkas Namenlosigkeit geht der *modernen* (Hervorhebung d.A.) Welt voraus, leitet sie ein; eine Welt, in der Namen nicht empfangen, sondern gemacht werden und sich, während sie gemacht werden, als unfähig erweisen, ein festes Datum und einen festen Ort anzubieten, und die Hoffnung auf ein solches Angebot zerstören. Auf ihrer Schwelle zwang die Moderne die Juden, jene Leere aufzusuchen, das „Land, das dem Schweigen und dem unendlichen Zuhören geneigt ist“ (Jabés), welches sie bis dahin halbwissend bewohnt haben; und es zu vermessen und die Karte bei jeder Rückkehr von ihrer Reise mitzubringen. Diese Karte könnte die moderne Welt jetzt auf ihrer eigenen Reise in die Leere ihrer eigenen Zukunft gebrauchen. Jetzt „kann jeder oder niemand Jude sein“ (Derrida)“ (Bauman 1996: 226). Dieser Kommentar geht über meine These hinaus und verweist auf die Bedeutung der künstlerischen, wissenschaftlichen und eben auch journalistischen Aktivität für die Selbstverständigung der modernen Gesellschaft. Ich komme auf diesen Aspekt im zweiten Teil noch zu sprechen. Das „Aufsuchen der Leere“ ist die Tätigkeit des Außenstehenden, der versucht, sich ein Bild vom Ganzen zu machen.

Die Entfaltung und Realisierung (berufs-)biographischer Motive nach der Wende: Vom Koch zum Sportjournalist

Das Jahr 1989 mischt die Karten für Franz Stift neu. 1990 wechselt er als Angestellter zur ersten Frittenbude A-Burgs. Die Stelle war in einer Zeitungsanzeige ausgeschrieben. Er gibt den noch bis vor kurzem sicheren Arbeitsplatz auf, um auf einen qualifikatorisch niedriger angesiedelten Arbeitsplatz zu wechseln. Ein Imbissstand konnte kurz nach der Wende vermutlich durchaus Kristallisationspunkt für allgemeine Vergemeinschaftungsprozesse sein, weshalb der Wechsel trotz des ‚Abstiegs‘ in die Niederungen des Kochberufs nicht so seltsam ist, wie es scheinen mag.

Nach der Wende beginnt Stift, Tennis zu spielen. Die Wahl einer Einzelsportart, die zudem DDR-untypisch ist, spricht für die Vermeidung der Infragestellungs- und Anerkennungsrituale, die in Gruppensportarten unvermeidlich angelegt sind. Diese Wahl plausibilisiert die These der Randständigkeit und der Ablehnung von Gruppenritualen weiter.

Um 1990 geht Herr Stift eine Liebesbeziehung mit A. ein, seiner ehemaligen Lehrausbilderin. Für die einige Jahre ältere Frau, die dazu seine Vorgesetzte war, konnte Stift vermutlich attraktiv sein, weil er schon in seiner Lehrzeit ein junger Mann war, der erwachsener und ruhiger als seine Altersgenossen war, der es verstand, mit den Ansprüchen einer Frau umzugehen. Diese Beziehungskonstellation bestätigt die These einer partnerschaftlichen Beziehung zwischen Mutter und Sohn und früher Verantwortungsübernahme. Nachdem Stift in der Frittenbude kündigt, fängt seine Freundin und spätere Frau dort an.

1991 beginnt Stift ein Volontariat bei einer neugegründeten Zeitung in B-Stadt. Der Kontakt wurde über einen Reporter hergestellt, mit dem er auf einem Tennisturnier bekannt wurde. sein Chef ist nur drei Jahre älter als er und Westdeutscher. Dieser Schritt muss einerseits im Kontext der Chancenlage im Kochberuf gesehen werden, andererseits als Fortschreibung und Entfaltung von Motiven, die sich schon in Herr Stifts Tätigkeit als freier Mitarbeiter andeuteten. Die Schließung des Kulturhauses 1990 wirft zunächst ein schlechtes Licht auf die Beschäftigungschancen in der Region. Andererseits stellte sich die Lage für Gastronomieangestellte nach der Wende mit dem Aufschwung der in der DDR wenig entwickelten Gastronomie nicht so schlecht dar.

Welche latente oder bewusste Strategie könnte diese Entscheidung tragen? Zweifellos ergreift Stift eine Chance. Ihre Nutzung stellt in der subjektiven Einschätzung der Situation nicht unbedingt ein Risiko für die Beschäftigung im ursprünglich erlernten Beruf dar, obwohl es die spätere Wahrnehmung neuer Beschäftigungschancen in der Gastronomie unwahrscheinlicher macht. Vermutlich wäre eine größere Mobilität nötig gewesen, wie sie dem berufskulturellen Muster des Kochs entspricht (vgl. Corsten/Lempert 1997). Die Entscheidung für das Volontariat in B-Stadt könnte also sehr wohl eine Entscheidung für eine lokale Bindung gewesen sein, die mit einem Motiv der Aneignung eines riskanteren Öffentlichkeitsbezugs versöhnt ist. Die Entscheidung spricht dafür, dass die Bildungschancen in der DDR sich für Stift als restringiert herausgestellt haben.

Die Tatsache, dass sein Ausbildungsleiter, der Ressortleiter der Sportredaktion, nur drei Jah-

re älter als Herr Stift ist, senken für ihn die Risiken des Berufswechsels; es wird Stift erleichtert, so könnte man sagen, in seine Fähigkeiten und die Gutwilligkeit der Vertreter der Institution der Zeitung zu vertrauen. Die Tatsache, dass sein Ausbildungsleiter Westdeutscher ist, könnte Stift eher dazu bewogen haben, ihm zu vertrauen, als ihm zu misstrauen. 1993 wird Franz Stift bei derselben Zeitung als Redakteur übernommen. 1994 heiraten Herr Stift und A., 1995 wird ihr erstes Kind geboren, ein Mädchen. Später wird eine zweite Tochter geboren. 1997 wird Stift der Posten des Ressortleiters angeboten. Nach erfolgreichen Verhandlungen um ein angemessenes Gehalt hat Stift diese Position bis zum Interviewzeitpunkt inne. Als Ressortleiter organisiert und moderiert er die jährliche Sportgala in B-Stadt. Welche anderen Möglichkeiten bestanden für Herrn Stift? Er hätte zu einer anderen Zeitung wechseln können. Bei dieser Alternative geht es um das Risiko, Karrieresprünge zu verpassen, die nur durch einen Betriebswechsel möglich sind. Dagegen stehen die Vorteile der erreichten Position. 10 Jahre bei derselben Zeitung sind im Journalismus eine lange Zeit. Es gibt im Umkreis von 30 Kilometern noch andere Zeitungen. Herr Stift scheint die Position des Etablierten zu bevorzugen. Möglicherweise scheut er aber auch das Risiko, in einem anderen Betrieb nicht dieselbe Anerkennung zu erhalten.

Aufstieg ‚à deux‘: Familiäre Einbettung einer Erfolgsgeschichte

Nicht nur Stift betreibt berufliche Umorientierung und einen gesellschaftlichen Aufstieg; auch seiner Frau gelingt mit ihrer Physiotherapieausbildung der Aufstieg in die sozialberufliche Mittelklasse. Stift lässt sich auf ein gleichberechtigtes wechselseitiges ‚Karriere-Coaching‘ mit seiner Partnerin erst zögerlich ein, unterstützt schließlich aber auch ihre beruflichen Aspirationen. Die beiden Eheleute unterstützen sich emotional und lebenspraktisch gegenseitig bei ihren Berufsaspirationen. Dieses Lebensarrangement trägt zum beruflichen Erfolg Stift wesentlich bei - wie er selbst freimütig einräumt.

Zusammenfassung: Zur berufsbiographischen Selektionslogik

Franz Stift wächst in einer Familienkonstellation auf, die ihn für eine subjektiv unsichere Stellung innerhalb der DDR-Gesellschaft anfällig macht, ihm aber zugleich besondere Kompetenzen verschafft. Der Beruf des Kochs spiegelt diese Kompetenzen - Organisationstalent, Feinfühligkeit und Expressivität - nur teilweise, ist aber im Verhältnis zu den in der Freizeit betriebenen journalistischen Versuchen öffentlich wenig exponiert. Dies spricht für eine restringierte Realisierung beruflicher Motive. Die Wende ermutigt ihn, den bisher im Semi-Privaten verfolgten Strang des Journalismus zu seinem Beruf zu machen. Herr Stift betreibt eine Karrierepolitik der kleinen Schritte, die trotz beruflicher Umorientierung möglichst bruchlose Übergänge ermöglicht. Die Eheleute Stift stützen und ermutigen sich bei ihren Aufstiegsvorhaben. Die Abwertung lebenszeitlich früherer Opportunitäten (Frittenbude) minimiert die relativen Kosten bzw. das Risiko des Berufswechsels. Insgesamt zeichnet sich eine Strategie zur Integration von Lebenszielen ab, die zu Beginn von Stifts beruflichem Werdegang noch nebeneinander standen.

9.2. Formen von Selbstbeschreibung und ihr Bezug auf strukturelle Anforderungen

Die wunderbaren Zufälle im Leben des Franz Stift

Wie interpretiert Franz Stift selbst seinen Berufswechsel und seinen Aufstieg? In den Beschreibungen seines Berufswechsels und auch der darauf folgenden Karriere gibt es eine wiederkehrende Struktur:

S: Ja, und (.) war och kurios jewesen, mein (.) damaliger Chef, damals, wo ich vor zehn Jahren angefangen hab, der hat immer gesagt, "Mensch, °Michael, ich bleib nich lange hier, zwei, drei Jahre, und du kannst später mal alles hier übernehmen, da wirst du mal Ressortleiter," **hab gesagt, "°Martin" - heißt er - "nee, das schmink dir mal ab, die Verantwortung (..) werd' ich garantiert nich übernehmen, so, wie ich mich jetzt fühle, iss alles prima, und so lassen wir's weiter laufen."** Weil, ich hätt mir nie träumen lassen überhaupt, (.) /I: Mhm/ diese Stelle mal- (..) erstens nich, dass ich diese Stelle angeboten bekomme, und zweitens nich, dass ich dann ja sagen würde. Hätt' ich also (.) hätt ich gar nich für möglich gehalten. Aber (..) ja, dann zogen die (.) Jahre so ins Land, (.) und (.) wie gesagt, dann wurde die Stelle auf einmal frei, ich war schon sechs Jahre dabei, /I: Mhm/ dann wurde ich gefragt, ja, oder nein, (.) **und (..) tja, (.) hab dann einfach ja gesagt, hab gesagt, ich probier's auf jeden Fall,** hab dann so meine Vorstellungen auch geäußert und hab das dann vor dreieinhalb Jahren (.) in etwa (.) übernommen.

Immer wieder stellt Herr Stift den Stand seiner beruflichen Entwicklung als kontraintuitive Angelegenheit dar. „Kurios“ war es, dass Stifts Chef ihm seine jetzige Stellung voraussagte, während er sich das nicht vorstellen konnte. Die Prophezeiung seines Chefs wurde nicht etwa durch harte Arbeit wahr, sondern – für ihn – weil Zeit verging. Entscheidungsprozesse fungieren immer als Einheit von Erleben *und* faktischen Selektionen. Ausschlaggebend ist hier, dass Stift ausdrücklich auf Erleben *zurechnet*⁹³. Selbst der Entschluss, Verantwortung als Ressortleiter zu übernehmen, wird als „Probieren“ deklariert. Das Verb impliziert ein Experiment, nicht eine Entscheidung.

Das narrative Emplotment (die Erzählfigur) erinnert mehr an Geschichten über die *Wunder* im Leben eines Herumtreibers – etwa im Stile Jean Genets, dem Autor der „Tagebücher eines Diebes“ – als an die Beschreibung einer Karriere. Die Geschichte stockt, endet scheinbar in einer Sackgasse namenlosen Glücks der Imbissbude, um dann doch noch eine erstaunliche, unerhörte Wendung in den Journalismus zu nehmen: Der Dieb befindet sich plötzlich in den Kleidern eines Königs, er tritt vor dem Volk auf. Alles ist märchenhaft, und Stift gibt sich bescheiden und verschmitzt. Die Geschichte ist bevölkert von charismatischen Figuren wie dem Ressortleiter B.:

S: 'n ganz wunderbarer Mensch, (..) (SCHMATZT), der hat mich da über Jahre (.) angelernt, von dem hab ich GANZ viel gelernt, auch m- menschlich, sag ich mal, das war 'n ganz prima dufter Kerl gewesen, (.) isser immer noch.

⁹³ Ich beziehe mich auf die Unterscheidung zwischen Erleben und Handeln, wie sie bspw. Luhman (1978) expliziert hat.

Auf diese Figur des charismatischen Mentors komme ich am Schluss der Fallstudie wieder zu zurück.

Funktionen einer wunderlichen Geschichte

Die Vermutung liegt nahe, dass diese Konstruktion von Handeln und Erleben im Rahmen der berufsbiographischen Erwartungsstrukturen und letztlich für ein soziales System eine Funktion erfüllt. Stift vermeidet es, berufliche Entscheidungen als Entscheidungen im starken Sinn zu interpretieren. Welches Interaktionsproblem bzw. Problem eines sozialen Systems löst dieses pragmatische Ausblenden von Risiken, bzw. welchen Nutzen könnten Akteure daraus ziehen?

a) Diese Strategie läuft, das ist eine erste Möglichkeit, darauf hinaus, einer ‚Subjektivierung‘ im Sinn der Unterwerfung von Lebenspraxis unter ein disziplinarisches Regime zu vereiteln. Indem er nicht alle Konsequenzen seiner Entscheidungen reflektiert, ermöglicht er die Vorstellung eines ‚Immer-weiter-wie-bisher‘⁹⁴, so dass die möglichen Risiken einer beruflichen Umorientierung, die insbesondere zu Beginn einer neuen Berufskarriere hoch sind (relativ zum Nutzen), nicht in den Fokus der Reflektion kommen. Schneider entginge damit der transformationstypischen ‚Individualisierungsfalle‘ (vgl. Wensierski 1994).

b) Gegenüber dem Interviewer verhält sich Franz Stift so, *als ob* er sich im Voraus aus der Verantwortung für ein eventuelles Scheitern entwindet, denn er ist, so die implizite Logik, nicht voll selbst verantwortlich für seine berufliche Positionierung, sondern befindet sich dort allein durch eine außerordentliche Verkettung von Zufällen. Das mag sogar real der Fall sein; ohne die Wendeereignisse und die Transformation auch der Medienwirtschaft wäre Herr Stift heute aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in seinem heutigen Beruf; und doch ist es ungewöhnlich, dass ein sozialer Aufsteiger seinen beruflichen Werdegang als so abgekoppelt von eigenen Bemühungen konstruiert. Schneider war schon vor der Wende nebenberuflicher Sportberichterstatter, er hätte ebenso plausibel einen starken Akteur-Charakter in den Mittelpunkt seiner Geschichte stellen. Seine Abwertung der Nebentätigkeit („mal was rein gereicht“) spricht stark für die Vermutung, dass es sich um eine Strategie handelt.

Ein zweites Emplotment: Über die gefährliche Naivität des Glücks

Es ist fraglich, ob diese Abwendung von Reflexionsrisiken tatsächlich wirksam ist, wenn konkrete Entscheidungen getroffen werden müssen, die die Struktur des Berufsfeldes erfordert. In einigen Passagen zeigt sich, dass Stift diesen Stil des Reflexionsabwehr nicht durchhalten kann und sich eine zweite Figur biographischer Selbstsozialisation angeeignet hat:

- I: Was hat dich damals bewegt, den, den (.) Job zu wechseln, sozusagen vom Kulturhaus in die in die (.) in äh (.)
E: In die Frittenbude?
I: #In die Frittenbude?#

⁹⁴ Vergleichbar den ‚Idealisierungen‘ des Immer-weiter-so bei Schütz.

E: #Weil ich, weil ich# gesehen hab, äh, oder irgendwie hab ich das Gefühl gehabt, das geht mit dem Kulturhaus nich mehr lange gut, bald macht der Laden dicht. /I: Ja/ Und so war es auch gewesen, 'n Jahr später war, war alles zu, wurden alle entlassen. (..) Und da äh, hab ich aber dann auch nich mehr in der Frittenbude gearbeitet, ich war da 'n dreiviertel Jahr, /I: Mhm/ **ich war der glücklichste Mensch der Welt. Ich hätte nie dran gedacht, irgendwas anderes zu machen, ich kam mit Leuten in Gespräch, jeden Tag was anderes, (.) äh, jeden Tag neue Leute, erzählt, geschnackt, (.) nebenbei Pommes jebrutzelt, verkauft, ich war zufrieden. Ich war SO zufrieden gewesen, bis ich dann (.) Tennis spielen war. /I: Mhm/ Und (..) das Punktspiel hatte, wo der eine Reporter kam, von der XXzeitung damals, und mich /I: Mhm, mhm, mhm/ angesprochen hat. (..) Und ich dann von meiner Frau überredet wurde, da doch mal hinzufahren, zu dem Gespräch.**

Herr Stift war als Pommesverkäufer „der glücklichste Mensch der Welt“. Er „hätte nie dran gedacht, irgendwas anderes zu machen“. Die Idealisierung der Kontakte zu den Kunden der Imbissbude sprechen für die These eines Mangels an sozialer Integration.

Die Formulierungen lassen ihren Charakter als Dramatisierungen erkennen. Es ist kaum vorstellbar, dass Stift in seiner Situation „nie“ daran gedacht hat, „etwas anderes zu machen“, sich also beruflich weiter zu orientieren, nachdem er seine Arbeitsstelle als Koch gekündigt hatte. Welchen Sinn macht diese Formulierung, vorausgesetzt, es handelt sich um eine narrative Strategie? Das Wunschlos-Glücklichsein macht nur auf dem Hintergrund eines problematisierenden Umgangs mit Wünschen Sinn. Stifts Erzählung muss als ‚erlebensrealistische‘ Erfahrungsrekapitulation verstanden werden, gleichzeitig erhält sie ihren Sinn aus einem Emplotment, das auf die Differenz naiv-strategisch abstellt.

Mit der Figur dieser Formulierung ist also ein Wunsch nach Einfachheit, eine Relativierung dieses Wunsches als naiv und drittens ein Zweifel an der gegenwärtigen Situation verknüpft, in der Herr Stift sich wieder einmal „glücklich“ fühlt, zu glücklich vielleicht in Stifts Einschätzung. Der Zweifel an der Gegenwart ist in dieser Passage implizit angesprochen, wird aber in anderen explizit. In Zusammenhang mit dem Thema Arbeitslosigkeit spricht Stift von der Möglichkeit, sich bei anderen Zeitungen in der Region zu bewerben:

E: [...]aber irgendwie (.) hab ich mich doch nich dazu durchringen können. (..) Weiß nich, warum. (..) Weil es kann für einen eigentlich bloß gut sein, wenn man sich manchmal aus seiner eigenen Komfortzone (.) mal herausbewegt. **Und ich hab jetzt meine Komfortzone (..) aufgebaut, und ich beweg mich dadrin, aber wenn man irgendwie WEITERkommen will im Leben, (.) /I: Ja/ sollte man sich aus dieser äh, Komfortzone mal bewegen. Mal was- einfach was Neues machen.** (..) Und (..) das- (..) ich bin jetzt dreißig Jahre, und das (.) seit drei, vier Jahren Ressortleiter, und es kann eigentlich bloß gut für mich sein, wenn ich mal in einem anderen Haus gearbeitet habe, /I: Mhm/ (..) wenn ich jetzt NOCH zehn Jahre oder fuffzn Jahre bei dieser Zeitung bin, dann hab ich nachher 25 Jahre bei ein und (KLATSCHT) derselben Zeitung gearbeitet, und dann (KLATSCHT) brauch ich mich (.) (LACHT BISSCHEN) eigentlich nirgendwo anders mehr irgendwo mal bewerben. [...] /I: Mhm/ Da sagen se auch, "Mensch, 25 Jahre im gleichen Haus, (KLATSCHT) das iss bestimmt so'n alter, verkalkter, festjefahren, die ganze (.) Jeschichte". Und (..) deswegen wäre sicherlich (xx) nich verkehrt, (.) mal inne andere Ecke zu gehen. (...) Was heißt andere Ecke, das iss ja eigentlich auch (.) gleich ganz in der Nähe, aber iss 'n anderes Bundesland. Aber ff, irgendwie (.) (SCHMATZT) (.) hab ich mich noch nich durchringen können. (...)

Weil ich mir, weil ich mir immer sage, man iss teilweise auch zu bequem, man weiß, was man hier hat, /I: Hm/ (.) man kennt viele Leute, und ich hab s- so viel gute Freunde auch bei den Sportlern, und (..) iss schwer, da jetzt 'n Schlusstrich zu ziehen.

Die Metapher der „Komfortzone“ bezeichnet zugleich den Nutzen eines beruflichen Arrangements und eine Mobilmachung, die vom Selbstverdächtigung auf Trägheit getrieben ist. Dieses ‚Abklopfen‘ der Gegenwart auf überflüssige Zufriedenheitsbestände, die Selbstvertreibung aus der ‚Komfortzone‘, so meine These, ist die Reaktion auf die Notwendigkeit betrieblicher Mobilität, die der Medienberuf mit sich bringt. Die Notwendigkeit der betrieblichen Mobilität, die aber wohl mit dem jeweils aktuellen Grenznutzen des Bleibens abgeglichen werden muss, erfordert Methoden zum Abgleich beider Optionen. Die Metapher der Komfortzone ermöglicht diesen Abgleich. Nicht nur das - diese Metapher leistet auch eine Erklärung dieses Handlungsdilemmas, sie liefert die passende Selbstbeschreibung in der Form eines Menschenbilds gleich mit. „Wenn *man* weiterkommen will im Leben sollte *man* sich aus dieser Komfortzone mal bewegen“. Die Allgemeinheit des „man“ verweist auf die Allgemeingültigkeit. Die Metapher der Komfortzone in der von Stift dargestellten Form leistet eine Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Das Schema: Früher - naiv und sorglos, heute - risikoreflexiv und selbstkritisch wird in mehreren Passagen des Interviews benützt. Die Formulierung ‚Komfortzone‘ stammt aus einem Ratgeber, der in Deutschland mit hoher Auflage verkauft wird⁹⁵. Herr Stift liest dieses Buch des gefeierten ‚Money Coachs Europas‘ eineinhalb Jahre nach seiner Beförderung zum Ressortleiter und ist begeistert.

E: Iss ein (.) ganz starkes Buch. [...] und das hat mir schon SO weitergeholfen (KLATSCHT) in vielen Sachen, (..) und das hat auch so mein, mein, mein WESEN so'n Bisschen (.) geändert.

Stift geht so weit zu sagen, das Buch hätte sein „Wesen geändert“ und kennzeichnet die Lektüre damit als eine wesentliche Bildungserfahrung. Diese Erfahrungsrekapitulation schlägt sich auch tatsächlich im narrativ dargestellten Selbstverständnis Stifts nieder. Um Stifts Aneignung der Ratgeberliteratur zu begreifen, hilft es, sich mit dem Inhalt des Buches zu beschäftigen.

Exkurs zu Self-Help-Literatur und Charisma: Semantiken der Selbstoptimierung als Lösung für Unsicherheitsprobleme

Psycho-Ratgeber, Gesundheitsfibeln, „get-rich-schemes“ etc., also mehr oder weniger unrealistische Anleitungen zum reich werden, bilden das Genre der Selbsthilfeliteratur. Mit dem Nimbus des Expertenwissens ausgestattet, tragen die Vermittlungsformen von Wissen zur Vergesellschaftung vieler moderner Menschen bei. Neben der Überzeugungskraft geballten Expertenwissens sollen aber die Autorinnen dieser Bücher, so legt es der Klappentext, die

⁹⁵ Bodo Schäfer (1999): Der Weg zur finanziellen Freiheit: In sieben Jahren zur ersten Million, München.

grafische Gestaltung und der Stil dieser Bücher nahe, ein gewisses *Charisma* ausstrahlen. Selbsthilfeliteratur, so können wir schließen, schwankt zwischen der Vermittlung von Expertenwissen und der Aufforderung zur charismatischen Gefolgschaft (Weber 1980, 140ff.).

Die Selbsthilfeliteratur zielt insbesondere darauf ab, es dem Einzelnen zu ermöglichen, sein ‚Verhältnis zu sich selbst‘ zu verändern, also ein effizienteres, liebevolleres, realistischeres etc Selbstverhältnis zu erlangen. Ich möchte den von Herrn Stift genannten Finanzratgeber vor allem als Selbsthilfebuch lesen. Neben praktischen Hinweisen zum Geldverdienen sind mehrere Kapitel dem Erlangen der richtigen Einstellung zu sich selbst gewidmet. In diesen Kapiteln wird der Leser aufgefordert, die Lektüre als Bildungs- und Bindungserfahrung zu nutzen, was Stift gelingt. Das Buch fordert den Leser zur Gefolgschaft auf. „Ihre Art zu denken hat sie zu dem gemacht, was sie heute sind. Die gleiche Art zu denken wird sie aber nicht dorthin bringen, wo sie gerne wären“⁹⁶. Es handelt sich hierbei um eine Tautologie, deren Sinn darin besteht, den Leser zur praktischen Nachahmung zu bewegen. Dabei soll man voll auf Bodo Schäfers Charisma vertrauen. Das Buch beschreibt den Weg vom naiven Skeptiker und Selbstzweifler zum erfolgreichen Unternehmer der eigenen Arbeits- und Kapitalkraft.

Franz Stift eignet sich das Buch in seinem charismatischen Aspekt an: Die Lektüre war eine Erweckungserfahrung, Schäfers technokratische Sprache wird übernommen, seine Vorschläge werden bis ins letzte Detail, wie ein Ritual, befolgt. Diese These erlaubt auch einen neuen Blick auf das Verhältnis zu Stifts Vorgesetztem und Mentor in der Zeit des Volontariats. Auch dieses Verhältnis folgt dem Schema der charismatischen Gefolgschaft. Auf den weiteren lebensgeschichtlichen und gesellschaftlich-historischen Hintergrund dieser Strategie gehe ich am Ende meiner Ausführungen ein. Welche Funktion erfüllt der Diskurs in der Gegenwart?

Herr Stift nutzt die verschriebenen medialen Techniken der Selbstmanipulation wie die Anfertigung von „Erfolgstagebüchern“ und „Traumtagebüchern“, die sich auf Wünsche (Träume) beziehen sollen. Mit der Aneignung von Selbsthilfeliteratur bearbeitet Stift die für ihn zentrale biographische Differenz Selbstanspruch vs. Selbstzufriedenheit. Er betreibt eine ständige Aufbau-Arbeit und *Selbstbearbeitung*, die eine Lösung des Konflikts ermöglichen soll, dessen Ausdruck das Schwanken zwischen beruflicher Konsolidierung und betrieblichem Wechsel ist.

Die Rache der Ambivalenz: Stift rehabilitiert den ‚Rand‘

Die inhaltliche Seite seiner journalistischen Arbeit, wie Stift von ihr erzählt, verweist auf die nachträgliche Artikulation früherer Ambivalenzerfahrungen und die Verwirklichung berufsbiographischer Motive, die in der politisierten DDR-Gesellschaft nicht möglich war. Kurz vor Beendigung des Interviews gibt Stift so etwas wie ein journalistisches Credo ab:

S: Wenn ich losfahre am Sonntag, mach 'n Punktspielbericht von (..) Schleuse Schlicksdorf gegen Schienbein 04, wie se drei null jespield haben, Flanke von links, Kopfball,

⁹⁶ Schäfer, a.a.O: 32.

bla bla bla, iss alles Tineff, iss alles Tineff, so'ne Berichte. /I: Ja/ Das macht nur dann Spaß, wenn de (.) irgendjemand 'n schönes Portrait schreibst, (.) oder (.) mal abends zu einem hinfährst, **und (..) irgendwas, was Neues, 'ne neue Sportart beleuchten, oder irgendwie was so am, am Rande.** Mit den Menschen in Kontakt iss, nich bloß (..) über bestimmte- (..) deine Standardfragen hast, sondern (.) über andere Sachen plauschen kannst, privat. /I: Mhm/ Und das dann so'n bisschen in Text auch mit einfließen lassen kannst. /I: Hmm, hmm, hmm/ Bisschen witzig vielleicht noch schreiben. (.) **Das macht- (.) das iss eben das Schöne daran, ne.**

Ein „schönes Portrait schreiben“ und das Persönliche „in den Text auch mit einfließen lassen“ oder über eine neue Sportart schreiben, die „am Rande“ steht, diese Zuwendung zum Rand und zum Partikularen, Persönlichen und dessen *symbolische Eingemeindung* kann als Herr Stifts journalistisches Ethos gelten. Franz Stift tut das, was die DDR-Kulturpolitik immer verabscheut hat: das ganz Persönliche zum Öffentlichen zu machen. Er bringt seine Renitenz in der Gegenwart gegen den „Tineff“ der standardisierten, offiziös und hohl klingenden Phrasen in Stellung. Mit dieser Übersetzung des Randständigen in ein öffentliches Allgemeines erklärt Franz Stift das Verborgene, Seltsame zum potentiell Universellen. Dies ist Stifts ‚Rache der Ambivalenz‘. Herr Stift artikuliert modernistische und urbane Ideale, die Teil *seiner* Lebenserfahrung sind. Diese Realisierung biographischer Ressourcen ist ein anderer Modus der Bewältigung biographischer Unsicherheit. Dieser Modus relativiert die Risiken des Berufsfeldes durch die Reflexion auf verwirklichte biographische Motive, die einen Wert an sich darstellen.

Zusammenfassung:

Auf die widersprüchliche Opportunitätsstruktur der Nachwendesituation mit ihren risikoreichen Chancen zur Verwirklichung nicht realisierter beruflicher Motive reagiert Franz Stift mit einer ‚Strategie der kleinen Schritte‘⁹⁷. Dabei werden Entscheidungen als experimentelle Chancenrealisierung, nicht als Risiko reflektiert. Stift verschafft sich damit ein Moratorium, das er imaginär weit in die Berufskarriere hinein verlängert, obwohl er mit seiner Familie viel Verantwortung übernimmt. Diese Verantwortung ist aber auch mit einer wechselseitigen Unterstützung von Karriereplänen in der Partnerschaft verbunden. Die vorläufig endgültige Entscheidung für den Journalistenberuf bewältigt Stift mit einer ‚Methodisierung‘ der Lebensführung. Die Veralltäglichung von Selbstüberprüfung ist ebenso Bestandteil dieser Strategie wie die temporale Reorganisation der Biographie. Die Vergangenheit wird zu einer Zeit der Naivität refiguriert, aus der Herr Stift sich in wiederkehrenden Selbstermächtigungszyklen selbst befreit. In Ergänzung und teilweise Widerspruch zu dieser individualistischen Orientierung steht die Verwirklichung (berufs-) biographischer Motive, die den ‚Ethos‘ seines Berufs ausmachen. Die Abweisung von Verantwortung für die eigene Berufsbiographie und gelingende berufliche und private Aushandlungsstrategien verweisen auf Dezentrierungsprozesse und rechtfertigen die abstrahierende Benennung dieses Falls mit der

⁹⁷ Uwe Schimank bezeichnet diese Strategie als „Inkrementalismus“ (Schimank 1987)

Bezeichnung ‚rückversicherte Dezentrierung⁹⁸. Eine Strategie der Rückversicherung droht Franz Stifts berufliche Entwicklung allerdings zu blockieren.

9.3. Institutionen*misstrauen* als erfolgreiche Strategie mit eigenen Risiken

Auf den ersten Blick vertraut Franz Stift dem institutionellen Kontext seines neuen Berufsfeldes in der Wendezeit blind. Dieser Eindruck täuscht allerdings. Er vertraut nicht, sondern er stellt hauptsächlich Vertrautheit her. Im Unterschied zu Herrn Schneider und Frau Tal hegt Franz Stift keine übersteigerten Erwartungen an Institutionen. Er *erwartet*, dass sie unzuverlässig sein könnten. Dieses Misstrauen kann als Fortschreibung seines Misstrauens in DDR-Institutionen, eine Folge seiner marginalisierenden Sozialisierungserfahrungen, verstanden werden. Im Unterschied zu den beiden anderen Fällen hat Stift von vorn herein eine skeptische Haltung zu öffentlichen Institutionen. Die Vorwegnahme institutioneller Unzuverlässigkeit ist Anzeichen für ein letztlich schon postmodernes Kontingenzbewusstsein, das sich in einer Vertrauenskrise manifestiert, aber auch erfolgreiche – wenn etwas – berufliche Planung ermöglicht. Stift bemüht sich erfolgreich um enge Beziehungen zu Vorgesetzten und Mentoren, zu denen er eine charismatische Bindung eingeht, in der *Vertrautheit* (vgl. Kapitel 3) entsteht. Die Entlastung durch eine stetige Rückversicherung über dem charismatischen Mentor erleichtert es für Stift, berufliche Risiken einzugehen, ohne durch sein Misstrauen zu scheitern. Die charismatischen Figuren dienen Stift als *Vertrautheitsbrücken* zu einem generalisierten Vertrauen. Die Schaffung von Vertrautheitsbrücken ermöglicht ihm den riskanten beruflichen Wechsel, löst aber nicht die bestehende Vertrauenskrise auf, die diese Strategie erst nötig machte.

Das Zögern, die Zeitung zu wechseln, wie es für seine berufliche Absicherung notwendig wäre, verweist auf eine Vertrauensproblematik. Herr Stift vertraut nicht darauf, dass seine formalen Qualifikationen und Berufserfahrungen ihm auf dem Arbeitsmarkt weiterhelfen. Dieses Misstrauen ist nicht so problematisch wie es scheinen mag, da es ihn – ganz im Gegensatz etwa zu Schneiders riskantem Verhalten – zur Vorsicht ruft. Stifts Lebenssituation zum Zeitpunkt des Interviews zeigt sich am (immer vorläufigen) Endpunkt der Analyse als Ringen zwischen charismatischer Bindung und der mühsamen Entwicklung von Vertrauen in öffentliche Institutionen.

⁹⁸ Dezentrierung wird hier in lockerer Anlehnung an Piagets Entwicklungstheorie (vgl. Piaget 1976) verwendet. Dezentrierung bedeutet im Rahmen seiner Theorie eine Aufspaltung von Selbstbezüglichkeit auf den Kontext hin.

	Josef Schneider	Johanna Tal	Franz Stift
Verlauf	„Nicht erfolgreich“ bzw. prekariert	„Erfolgreich“ bzw. stabil	„Erfolgreich“ bzw. Aufstieg
Berufliche Umorientierung	Ja	Nein	Ja
Strukturkategorien des Laufbahnkapitals und Genese des Strukturmoders	-Systemloyalität -Klassenspezifische Bildungsferne	-Familiale Vernachlässigung weiblicher Bildung -Klassenspezifische Bildungsferne	- kulturelle Randständigkeit (Systemferne)
Strategie der ersten Berufswahl	-Nach dem Vorbild des Vaters -Systemloyal	Wahl eines „sicheren Hafens“ in einer Entwicklungs- krise	Wahl einer Nische, dann Realisierung ,aufgestauter‘ beruflicher Aspirationen
Typus	Dichotomisierende Selbstverpflichtung	Kompensatorische Differenzsetzung	Rückversicherte Dezentrierung
Unsicherheitsstrukturen der Transformation	-biographische Anomie -Berufliche Marginalität	-Verlust einer Garantiesituation berufliche Aspirati- on/Statusinkonsistenz -Bindung an Partner und Kinder	-Verunsicherter Kompetenzerwerb -unberechenbares Entlassungsrisiko -Skepsis gegenüber institutioneller Rationalität
Strategien beruflicher Entwicklung (Handlungssteuerung)	Riskante Realisierung eines alternativen Sozialitäts- und Berufsmodells	Kompensation der Folgen restringierter früher Be- rufswahl	-Abgesicherte Realisierung veränderter Berufsoptio- nen -später: Selbst-Optimierung
Kommunikationsgrundlagen	Rebellion, Initiierung, Spontanität	Situative Dramaturgie	Anomische Dramaturgie
Bezug auf die Transformation	Euphorische Wahrnehmung alternativen Berufsopti- onen, Zwang zur Selbstverwirklichung	Transformation als Nebensächlichkei	Transformation als Gelegenheit, die schwer wahrzu- nehmende Chancen bietet
Dramaturgische narrative Figuren (in biogra- phischer Reihenfolge)	Rebellion, befreite Vermittlung, Scheitern, Konsolidie- rung	Tragische Festlegung, Würde und Entwürdigung	Treiben lassen, Hineinwachsen, Selbstbearbeitung
Zeitperspektive zum Interviewzeitpunkt	„Ich hatte eine Zukunft“	„Alles kann passieren“	„Ich werden etwas erreicht haben“
Lebensarrangement	Isolation, Genügsamkeit	Integration von Beruf und Leben mit familialer Unter- stützung,	Differenz (Trennung zwischen Beruflichem Engage- ment und Zuständigkeit für die Familie), Mehrgene- rationenfamilie
Kontexte der Vertrauensbildung und - erosion	+/-NVA-Ausbilder: akzeptierte Zumatung -Arbeitsamt: abgelehnte Zumatung +Eigener Verein: Verwirklichung	+Bundesagentur: fordernder Berufsalltag +Familie: Privatleben -Kollegen: Konkurrenz	-Schule, Offiziere +Vorgesetzter, Mentor: Unterstützung, Beratung +Öffentliche Rolle

10. Fallvergleich und Abschlussdiskussion

Das folgende Kapitel soll die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit noch einmal dahingehend akzentuieren, welcher Zusammenhang zwischen den strukturellen Bedingungen der Transformation und der Konstitution von Identität erkennbar wird. Dabei soll insbesondere deutlich werden, wie (berufs-)biographische Identitätsarbeit zur Genese von Vertrauen oder Misstrauen beiträgt. Die empirischen Befunde können damit als ein materialer Beitrag zur Frage verstanden werden, welche Formen von Identität junger Erwachsener mit einer Gesellschaftsform korrespondieren, die durch institutionelle Umbrüche, wie sie der (Post)Moderne und dem Spätkapitalismus im allgemeinen und der Transformation im besonderen entsprechen, geprägt ist. Bevor ich in diese Diskussion einsteige, möchte ich die Vorgehensweise dieser Arbeit noch einmal rekapitulieren.

Ich bin von der Frage ausgegangen, wie die Artikulation biographischer Arbeit und chancendifferenzierte Erwerbsverläufe ineinandergreifen. Es hat sich gezeigt, dass Laufbahnkapitalien und Erfahrungen der (beruflichen) DDR-Sozialisation tatsächlich strukturgebend für berufsbiographische Strategien waren bzw. sind, allerdings nicht nur unmittelbar, sondern auch vermittelt über narrative (d.h. zeitliche) Strukturen biographischer Erfahrungsrekapitulation. Um Kompetenzanforderungen, Entwicklungsanstöße, Lebenslaufnormen und faktische Gelegenheitsstrukturen systematisch zu berücksichtigen, habe ich im Kapitel zur ostdeutschen Transformation eine differenzierungstheoretische Perspektive vorgestellt, die durch eine selektive Darstellung der transformationsspezifischen Veränderung von Gelegenheitsstrukturen auf die Akteursperspektive hin erweitert wurde. Im dritten Kapitel bin ich im Rahmen einer Darstellung des Konzepts ‚Vertrauen‘ als spezielle Form von Sozialkapital auf die Misstrauensproblematik in Transformationsgesellschaften eingegangen. Eine Diskussion differenzierungstheoretischer Hintergrundannahmen und verschiedener Ansätze zum Begriff des Vertrauens legte nahe, dass vertrauensvolle Haltungen für die Anpassungsfähigkeit von Institutionen und individuelle Handlungsfähigkeit von Bedeutung sind. Im vierten Kapitel habe ich argumentiert, dass eine Verbindung pragmatistischer Handlungstheorie mit dem lebenslauftheoretischen Paradigma den Blick für kreative Aneignungsprozesse erweitert. Nach einer allgemeinen Darstellung biographie- und lebenslauftheoretischer Konzepte habe ich die Frage gestellt, welche Deutungs- und Handlungsspielräume sich am Übergang in eine ‚verflüssigte Moderne‘ (vgl. Bauman 2000) für Berufsbiographien eröffnen. Der Ausgangspunkt meiner Beschäftigung mit Unsicherheitsphänomenen war Durkheims Konzept der Anomie. Im Anschluss habe ich gefragt, wie strukturelle Unsicherheit bzw. subjektive Kontingenzerfahrungen bearbeitet werden können. Anhand konkurrierender biographieanalytischer Ansätze und hermeneutischer Interpretationsvorschläge habe ich zeigen können, dass es wichtig ist, eine ‚kontingenzoptimistische‘ Perspektive zu kultivieren, ohne die Ungleichverteilung der Ressourcen aus den Augen zu verlieren, die für die biographische Bearbeitung von Kontingenz notwendig sind. In einem Exkurs zu Kontrollattributionen und Selbstwirksamkeitsgefühlen habe ich ein Tableau von ‚Kontrollstilen‘ entwickelt, dass

neben den Erwerbsverläufen zur Auswahl meiner Interviewpartner diene. Bei der Auswahl meiner Interviewpartner für narrative Interviews habe ich mich erstens auf Personen konzentriert, die gemäß dem Tableau eine gewisse ‚Skepsis‘ gegenüber dem herrschenden Institutionensystem empfinden. Meine Auswahl gründete zweitens auf der Idee, Personen mit unterschiedlichen Erwerbsverläufen zu befragen. Nach einer Vorauswahl durch ein von mir entwickeltes Vierfelderschema (bezüglich der Erwerbsverläufe) mit den Dimensionen ‚Erwerbserfolg‘ und ‚berufliche Umorientierung‘ habe ich ‚von Hand‘ acht Personen mit kontrastierenden, theoretisch interessanten Berufsverläufen ausgewählt und führte offene (berufs)biographische Interviews mit ihnen. Nach einer ersten Sichtung des transkribierten Materials zeigte sich, dass drei Berufsbiographien (Josef Schneider, Johanna Tal, Franz Stift) in relevanten Strukturdimensionen miteinander kontrastieren:

Dem ersten Anschein nach katapultierte die Wende Josef Schneider aus sehr geordneten Bahnen in eine abenteuerliche Odyssee von Berufswechselln. Diese äußerlich chaotische Berufsbiographie, so deutete es sich an, war aber von einer inneren Überzeugung getragen. Johanna Tals Berufskarriere dagegen ist ultrastabil. Ihr Erwerbsverlauf wurde von den Erschütterungen der Transformationszeit äußerlich kaum berührt. Und doch leidet sie nach der Wende gerade unter der *Stabilität* ihrer beruflichen Bindung. Beide Berufsbiographien erschienen mir in ihrer Komplementarität als erklärungsbedürftig. Franz Stift realisiert einen Berufswunsch, den er in der DDR nicht verwirklichen konnte und geht dabei sehr umsichtig vor. Aber ein wichtiger beruflicher Schritt gelingt Stift (noch) nicht, und möglicherweise ist er in seinem beruflichen Aufstieg unsicherer als es zunächst den Anschein hat.

Im Folgenden Fallvergleich gehe ich zuerst auf die lebensgeschichtliche und historisch-gesellschaftliche Einbettung erwerbs- und berufsbiographischer Strategien ein. Die Konstitution von Identitäten durch biographische Arbeit soll in einem zweiten Schritt diskutiert werden.⁹⁹ Zuletzt gehe ich der Frage nach, ob in den Fallstudien eine gesellschaftliche Hintergrunddynamik erkennbar wird, die trotz der Individualität jedes Falls die Entstehung, Verhinderung oder Erosion von Vertrauen in Institutionen und Institutionalisierungsprozesse begünstigt. In der Tabelle, die diesem Kapitel vorweggestellt ist, sind alle wesentlichen Dimensionen der beschriebenen Prozesse zur Übersicht zusammengetragen.

10.1. Bezüge beruflicher Strategien auf strukturelle Dimensionen der Transformation: Zum kreativen Gebrauch von Kompetenzen und Ressourcen

Zwei der drei rekonstruierten beruflichen Strategien antworten auf die Wendesituation mit beruflichen Umorientierungen. Diese Umorientierungen haben sich in den Fallrekonstruktionen nicht nur als reaktive Anpassungen, sondern als Formen aktiver Aneignung sozialer Welten erwiesen. Diese Aneignungsprozesse tragen zur Etablierung eines neuen Institutio-

⁹⁹ Meine ‚Typenfiguren‘ habe ich begrifflich an die Studie über Zeitarbeiter und Zeitarbeiterinnen in Westdeutschland angelehnt (vgl. Brose/Wohlrab-Sahr/Corsten 1993; Wohlrab-Sahr 1993). Diese marginalisierten und kontingenzbehafteten Biographien weisen im Hinblick auf Identitätsmuster Parallelen zu den von mir untersuchten Ost-Biographien auf.

nenregimes bei. In diesem Abschnitt vergleiche ich die herausgearbeiteten beruflichen Muster und zeige auf, wie das jeweilige Laufbahnkapital eingesetzt wurde. Die korrespondierenden *Sinnstrukturen* der Verarbeitungsweisen werden im nächsten Absatz diskutiert¹⁰⁰. Akteure bringen persönliche Ressourcen ein, um Gelegenheiten wahrzunehmen und berufliche Planungs- und Leistungsanforderungen zu erfüllen. Ein erfolgreiches Resultat dieser Investition, - so die theoretische Annahme - vergrößert psychische Handlungsressourcen und das Vertrauen in Institutionen¹⁰¹. Die quantitativen empirischen Ergebnisse haben diese Annahme bestätigt. Berufliche Aufstiege im Sinn von Positionsverbesserungen sind mit den stärksten Steigerungen bei den ‚psychischen Handlungsressourcen‘ verbunden (vgl. Kapitel 6). Aufstiegserfahrungen erhöhen ausserdem den Glauben an die Rationalität der neuen arbeitsweltlichen Institutionen. Ein Abgleich der objektiven Karrierestrategien¹⁰² der von mir ausgewerteten Fälle mit den sozialisatorischen Ausgangsbedingungen, der gesellschaftlichen Positionierung in der DDR-Gesellschaft und der Nutzung von objektiven Gelegenheitsstrukturen (soweit beurteilbar) in der Transformation ergibt:

Josef Schneider wächst in einer systemloyalen Familie auf und absolviert eine Ausbildung, die in einen Beruf führt, der Systemloyalität und eine langfristige Bindung an den Arbeitgeber voraussetzt. Derselbe Schneider verwirft nun die nach der Wende prinzipiell bestehenden Kontinuitätsoptionen und lässt sich auf das riskante Projekt einer Berufsfindung als Selbständiger ein. Er scheitert damit mehrmals und erlebt eine berufliche Marginalisierung. Herr Schneiders bildungsferner Milieuhabitus erschwert seine berufliche Selbstverwirklichung nach der Wende, die durch unangemessene arbeitspolitische Interventionsinstrumente, auf die Schneider zurück greift, ohnehin gefährdet ist.

Johanna Tal wählt im Kontext einer milieutypischen, geschlechtsspezifischen Marginalisierungserfahrung einen einfachen Beruf, der ihr wenig Verwirklichungschancen bietet. Ihr Arbeitsplatz wird im Zuge von Rationalisierungsmaßnahmen gefährdet, so dass es verwundert, dass sie ihre berufliche Stellung nicht (wie sie selbst in Erwägung zieht) durch einen Ortswechsel absichert. Ihr Lebensarrangement in einer Mehrgenerationenfamilie bindet sie an ihren Wohnort. Insgesamt wirkt Frau Tals Berufsbiographie äußerlich unproblematisch. Sie hat aber nach der Wende mit der rationalisierungsbedingten hohen Arbeitsbelastung und einer prekären beruflichen Anerkennungsstruktur im Dienstleistungssektor zu kämpfen.

Franz Stift wird in der DDR durch sozialisierende Erfahrungen, die konträr zum hegemonialen Wertesystem stehen, marginalisiert und wählt einen Beruf, der einen Wunsch nach Autarkie erkennen lässt. Er lässt sich auf eine berufliche Umorientierung ein, die durch eine

¹⁰⁰ Dies ist eine analytische Trennung; jede Sinnstruktur rekuriert schließlich auf biographische Erfahrungen und Ressourcenlagen und Gelegenheitsstrukturen.

¹⁰¹ Prinzipiell muss angenommen werden, dass es sich dabei um einen zirkulären, d.h. selbstverstärkenden Zusammenhang handelt. Die massive gesellschaftliche Umwälzung der Nachwendegesellschaft lässt den Schluss zu, dass neben dem ohnehin zu vermutenden Primat struktureller Bedingungen im Fall der Transformation der erste Anstoß von strukturellen Veränderungen ausging.

¹⁰² D.h. ohne Berücksichtigung von Sinnstrukturen.

formale Qualifikation und die geschickte Pflege persönlicher Beziehungen am Arbeitsplatz und abgesichert wird und in einen soliden Aufstieg mündet. Herr Stifts Marginalisierung hat einen Habitus hervorgebracht, der eine günstige Passung mit Strukturen des Arbeitsmarkts der Nachwendezeit aufweist. Seine familiäre Selbstverpflichtung und sein kooperatives, wenn auch asymmetrisches Arbeitsbündnis mit seiner Frau helfen ihm, mit der Marginalisierungserfahrung verbundene Kompetenzdefizite auszugleichen.

10.2. Die Artikulation biographischer Identitätskonstruktionen

Der Zusammenhang zwischen beruflichen Umorientierungen und Indikatoren psychischer Handlungsressourcen (vgl. Kapitel 6) belegt, dass Umorientierungen durch die 71er weniger als einschränkender Zwang, denn als positive Gelegenheit oder *zumindest* als Gelegenheit zur Bestätigung der eigenen gesellschaftlichen Verortung interpretiert werden. Dieses Ergebnis bestätigt meine Hypothese, dass die Umgestaltung des Lebenslaufregimes im Zug der Transformation eine normative Aufwertung der weitestmöglichen Verwirklichung beruflicher Ziele *auch* unter Inkaufnahme berufsbiographischer Diskontinuitäten mit sich bringt. Im Umkehrschluss bedeutet diese These, dass bruchlose Berufsbiographien, die aber die unter Umständen riskante Realisierung alternativer beruflicher Selbstverwirklichung ‚verschenken‘ Anlass zu Selbstzweifeln sein können. Diese These wird durch den ‚Kompensationstyp‘ (Frau Tal) bestätigt. Frau Tal hält trotz ihrer starken beruflichen und familiären Bindung an einer Semantik der ‚offenen Zukunft‘ fest (vgl. Kapitel 8.1., zweites Zitat).

Dieser Sachverhalt zeigt sich auch am Typ ‚dichotomisierender Selbstverwirklichung‘ (Herr Schneider). Josef Schneider allerdings nimmt erhebliche berufliche Risiken und schließlich soziale Isolation in Kauf, um ein alternatives berufliches Ziel zu verwirklichen. Diese Zusammenhänge erlauben den Schluss, dass die von Martin Kohli (1988b) konstatierte Verallgemeinerung des „Individualitätscodes“ im Zuge der „De-Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (Ebd., 42ff.) auch für das sich herausbildende Lebenslaufregime – zumindest für die untersuchte und wahrscheinlich für die benachbarten Kohorten – gilt¹⁰³. Der Individualitätscode beinhaltet die „Notwendigkeit oder gar den Zwang zu einer subjektiven Lebensführung. Damit ist gemeint, dass Selbstverwirklichung zu einem Wert an sich erhoben wird, der auch zur Rechtfertigung von Entscheidungen und zur legitimen biographischen Selbstdarstellung dienen kann.“¹⁰⁴

Bei der Rekonstruktion biographischer Identität habe ich zwischen erlebter und erzählter

¹⁰³ Man könnte nun argumentieren, dieser biographische Code gewinne vielleicht nur für die einzelne Kohorte an Bedeutung, die die Wende in Ostdeutschland in einer besonders sensiblen Entwicklungsphase erlebt habe. Das ist möglich. Es wäre allerdings ein Fehler, die Dynamik der *Traditionsbildung* zu unterschätzen. Einmal etablierte fundamentale Selbstverständnisse sind nicht so leicht wieder aus der Welt zu bringen.

¹⁰⁴ Dass der Individualitätscode auch Gruppen erfasst, für die dieser Code bislang kaum wirksam war und selbst für Personen wie Schneider und Stift zutrifft, die sich in ihrem DDR-Bildungs- und Berufsverlauf wenig extravagant verhalten haben, spricht darüber hinaus für die Vermutung, dass in den späten achtziger Jahren tatsächlich auch ein allgemeiner kultureller ‚Modernisierungsstau‘ zur Delegitimierung des DDR-Regimes geführt hat.

Biographie unterschieden. Diese Unterscheidung rekurriert auf die synchrone Vielschichtigkeit von Erleben und die diachrone Eindeutigkeit der Erzählung, die aus der Perspektive der Gegenwart konstruiert wird. Es kann parallel existierende, konkurrierende Emplotments (Erzähllinien) in der biographischen Selbstpräsentation geben. Diese können als Ausdruck von Ambivalenz oder Diskontinuität biographischer Erfahrung gelten. Auch widersprüchliche Erzähllinien, so meine These¹⁰⁵ können Dimensionen erlebter struktureller Unsicherheit so untereinander vermitteln, dass sinnvolle Lebensgeschichten an ein Publikum adressiert werden können.¹⁰⁵

Zeitperspektiven

Biographische Zeitperspektiven können als Endprodukt einer Verarbeitung von Erfahrungen gelten (Brose/Wohrab-Sahr/Corsten 1993). Es handelt sich um symbolisch hoch verdichtete Orientierungsweisen. Ein knapper Vergleich von Zeitperspektiven soll eine ausführlichere Diskussion der rekonstruierten Identitätsfiguren vorbereiten.

In einem von mir nicht intensiv ausgewerteten Interview mit einem ‚Sicheren‘ Kontrollstil ist deutlich geworden, dass dieser Kontrollstil mit einer Zeitperspektive korrespondiert, die sich durch eine unproblematische Erfolgibilanzierung und lineare, einigermaßen berechenbare Zukunftsaussichten auszeichnet. Die biographische Zeitperspektive, das haben die Auswertungen ergeben, erweist sich bei Schneider, Tal und Stift im Gegensatz zur ‚sicheren‘ Variante als verwickelt oder widersprüchlich.

Beim Dichotomietyp (Herr Schneider) und Differenztyp (Frau Tal) findet sich ein *Abblenden von Zeitlichkeit*, d.h. eine Ablehnung langfristiger Lebens- oder Karriereplanung und vor allem von Festlegung und Verpflichtung. Johanna Tals Zeitperspektive lässt sich charakterisieren als ‚Es kann alles passieren‘. Sie hat sich damit als Akteurin einer Lebensveränderung ausgedrückt, möchte sich aber trotzdem Optionen auf biographische Wandlungen offenhalten. Josef Schneiders Zeitperspektive blendet Zukunft ab oder verschiebt Zukunft in einer vergangenen Zukunft: ‚Ich hätte ein Leben haben können‘ alterniert mit ‚Ich werde irgendwann ein Leben haben‘. Herr Stift ist stärker an einer Teleologie biographischer Entwicklung orientiert, wie sie typisch für eine Karriereorientierung ist. Allerdings versucht Stift so lange wie möglich, auch nachdem Berufsentscheidungen längst gefällt sind, diese Entscheidung als bloßes ‚Probieren‘ zu deklarieren. Die Zeitperspektive wird damit gewissermaßen verdoppelt; in jeder neuen Lebensphase wird die alte imaginär weiter verlängert, so dass der Anschein eines permanenten Moratoriums entsteht, das sich mit faktisch eingegangenen Verpflichtungen nicht verträgt.

Josef Schneider erlebt die Wende als Befreiung *und* Verpflichtung. In seinem ‚ersten Leben‘ nimmt er die Vorteile einer systemloyalen Position gerne in Anspruch, obwohl er den Zumutungscharakter der organisationellen Zwänge durch seine Rebellion im Kleinen artikuliert.

¹⁰⁵ Ich gehe dabei in Anschluss an neuere narrationstheoretische und sozialphilosophische Ansätze (Ricoeur 1984; Straub 2000) davon aus, dass ‚Identitätsformen‘ in sich vielschichtiger und stärker von einem wechselnden Publikum abhängig sind als dies in der soziologischen Biographieforschung meist vermutet wird.

Er macht in der totalen Institution Militär Erfahrungen ‚spontaner Solidarität‘, die er nach der Wende in einer beruflichen Praxis wiederfinden möchte. Er begegnet staatlichen Institutionen (Arbeitsamt, Behörden, Vereinsbürokratie) mit Misstrauen. Das Arbeitsamt wird seiner Arbeitsbiographie nicht gerecht. Behörden enttäuschen die hohen Erwartungen, die er an sie stellt. Ohne das in der DDR erworbene Selbstvertrauen hätte Schneider kaum den Mut aufbringen können, sich ein Moratorium zur Berufsfindung einzuräumen und den Schritt in die Selbständigkeit zu wagen. Seine narrative Artikulation produzieren – vermutlich erst nach gravierenden Enttäuschungserfahrungen – *Dichotomisierungen*: Situationen und Angebote werden streng in reine Zumutung und reine Erfüllung aufgespalten. Die Suche nach der verlorenen Gemeinschaft findet einen Höhepunkt in der Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen, denen gegenüber Josef Schneider sein Ideal spontaner Solidarität verallgemeinern kann. Die ehemalige Sicherheit ist durch Schneiders Misserfolge soweit erodiert, dass er im Interview zwischen verschiedenen Erzähllinien schwankt: Ressentiment, Selbstheroisierung und einer demütigen Aufgabe aller Lebensziele. Schneider hatte im Gegensatz zu Johanna Tal und Franz Stift einen Ressourcenvorsprung in Form einer sozialisatorisch vermittelten Zuversicht, die ihn allerdings in eine riskante berufliche Suchbewegung katapultiert hat.

Johanna Tal entscheidet sich für ein Lebensarrangement, das ihre berufliche Beweglichkeit einerseits einschränkt, ihr als ‚breadwinner‘ aber zugleich eine Würde als Kompensation für eine schwer revidierbare Berufsentscheidung zueignet. Angesichts der hohen Arbeitsanforderung und geringen Anerkennung strukturellen Abweisung dieses Anerkennungsanspruchs im Beruf schützt sich Frau Tal davor, sich und anderen ihre Festlegung auf eine unbefriedigende Berufs- und Lebenssituation einzugestehen. Sie behält sich die potentielle Verwirklichung ihrer Ambitionen vor – in diesem Punkt trifft sich ihre Konstruktion mit dem Individualitätscode. Sie entwickelt eine erfolgreiche defensive Strategie, sich von Zumutungen nicht berühren zu lassen. Sie trennt zwischen Arbeit und Leben, solidarischen und unsolidarischen, fähigen und unfähigen Menschen. Der nicht realisierbare, wesentlich durch das entstehende Lebenslaufregime in der Transformation geweckte Wunsch nach beruflicher Entfaltung führt sie zur Entwicklung einer Identitätsform, die sich durch die *Sorge* auszeichnet, auf der richtigen, der *Gelingenseite* der biographischen Normen zu stehen. Die geschlechtsspezifische berufliche Marginalität wird im Fall Tal durch die Transformation akzentuiert und führt trotz beruflicher Stabilität zu einer krisenanfälligen und defensiven Identitätsform.

Trotz seiner Marginalisierung, besser: gerade *durch* seine Marginalisierung in der DDR und seinem Leiden an einer vereinnahmenden Gesellschaft ist Franz Stift ein Kind der DDR. Sein Berufsprojekt besteht (im Kontrast zu Schneiders Projekt der *Rekonstruktion eines solidarischen Zentrums*) in der *Rehabilitation von Marginalität*. Franz Stift legt in seiner beruflichen Umorientierung im Unterschied zu Schneider eine große Umsicht an den Tag. Seine Frau berät, unterstützt und ermutigt ihn im Rahmen ihres gemeinsamen Aufstiegsprojekts. Stift selbst schützt sich vor der (symbolischen) Gefahr des Scheiterns durch Dramaturgien der Nicht-Verantwortlichkeit.

10.3. Gibt es eine gesellschaftliche Hintergrunddynamik der Entstehung von Misstrauen, die in den Biographien zum Ausdruck kommt?

Ich habe in den Fallrekonstruktionen einige Hinweise auf eine allgemeine gesellschaftliche Dynamik gefunden: implizite falsche Erwartung an Institutionen und explizites Misstrauen. Die moralische Ökonomie Ostdeutschlands (vgl. Kohli 1988a) scheint unausgeglichen zu sein.

a) Die Akteure haben – so legen die Fallstudien nahe – spezifische Schwierigkeiten bei der *Erschließung von Institutionen*, also im Hinblick darauf, die neuen Institutionen zu nutzen und sich institutionelle Unterstützung zu eigen zu machen. Schneider gelingt der Schritt in die Selbständigkeit nicht; er misstraut dem Arbeitsamt so sehr, dass er dessen Bildungsangebote nicht nutzt. Tal und Stift trauen ihren beruflichen Qualifikationen nicht und gehen dadurch Beschäftigungsrisiken ein.

b) Übersteigerte Erwartungen an ‚Entgegenkommen‘ durch Organisationen beim *Differenz-* und beim *Dichotomietyp* haben Enttäuschungserfahrungen zur Folge, die sich zirkulär verstärken und schwer zu durchbrechen sind, wie die Literatur zu Vertrauen bestätigt¹⁰⁶. Durch kompromisslose Ablehnung von Zumutungen beim *Selbstverpflichtungstyp* fallen soziale Erfahrungen auseinander in die Fiktion idealer, echter, weil spontaner Gemeinschaft und die *Fiktion (!)* kalter, unzumutbarer formaler Organisation, die mit dem Verdacht der Bevormundung belegt ist.

c) Die Arbeitsorganisation im postfordistischen Kapitalismus, wie Frau Tal und Herr Stift sie erlebt haben, zeichnet sich durch eine Erweiterung von persönlicher Verantwortung bei einem gleichzeitigen Verlust sozialer Sicherheit und betrieblicher Anerkennung aus. Die Erfahrung, trotz persönlichem Engagement auf mehr oder weniger subtile strukturelle Missachtung zu stoßen, führt zu Enttäuschungserfahrungen, die auf eine Anerkennungsproblematik zurückzuführen sind.

Ich versuche im Folgenden, diese Einzelbeobachtungen zusammenzuführen: Die Suche nach der verlorenen Gemeinschaft, die unter dem großen Dach des paternalistischen Staates genossen werden konnte, bringt den Typ der ‚dichotomisierenden Selbstverpflichtung‘ hervor. Die Suche nach Authentizität produziert dabei unablässig Dichotomien bzw. imaginierte ‚Reinheiten‘: echte Freundschaft vs. Freunde, die man nur noch „inne Tonne treten“ kann (Schneider), gelebte Solidarität gegen soziale Desintegration. Diese Kompromisslosigkeit macht enttäuschungsanfällig; Schneider kommt sich verraten vor und kann nicht mehr vertrauen.

Die Einrichtung eines *Lebensarrangements* hingegen, das Enttäuschungen durch Differenzset-

¹⁰⁶ Vgl. Diego Gambettas Kommentar: „Vertrauen ist eine eigenartige Überzeugung, die nicht auf Beweisen, sondern auf einem Mangel an *Gegenbeweisen* [Hervorhebung d.A.] gründet – eine Eigenschaft, die es für mutwillige Zerstörung anfällig macht. Tiefes Misstrauen ist dagegen nur mit großen Schwierigkeiten durch Erfahrung zu entkräften, denn entweder hält es Menschen davon ab, sich auf das angemessene soziale Experiment einzulassen, oder, schlimmer noch, führt zu einem Verhalten, das die Gültigkeit von Misstrauen selbst stützt“ (Ders., 235).

zung, also durch Parzellierung des Lebens in kleine verdauliche Happen ertragen hilft ist für die Figur der ‚kompensatorischen Differenzsetzung‘ bezeichnend. Während der Selbstverpflichtungstyp noch ein positives Verhältnis zu Sozialität hat und das Dichotomisieren gewissermaßen ein Nebenprodukt ist, aus dem ständig Phantasmen hervorsprudeln, kompensiert der ‚Differenztyp‘ Zumutungen defensiv durch eine Strategie des *Ruhighaltens*¹⁰⁷. Die Ansprüche auf Anerkennung bleiben somit kleinteilig auf die einzelnen Lebensbereiche begrenzt, so dass es schwierig ist, genügend Vertrauen in die Gestaltbarkeit grösserer Lebenszusammenhänge zu gewinnen; „man kann sich das gar nicht vorstellen“ (Frau Tal). Dem Dezentrierungstyp gelingt das Wechselspiel von Engagement und Distanzierung besser. Allerdings stößt die berufsbiographische Strategie der ‚Rückversicherung‘ und der ‚Vertrautheitsbrücken‘ (vgl. Kapitel 9) auf Grenzen, weil sie strukturell darauf angelegt ist, Unvertrautheit zu umgehen. Ein ‚Misserfolgvermeidungszwang‘ hindert Stift konkret daran, darauf zu vertrauen, dass seine Kompetenzen allgemein und besonders auf dem Arbeitsmarkt anerkannt werden.

Im dem Vergleich hat sich gezeigt, dass trotz der Unterschiedlichkeit der jeweiligen Berufsbiographien bei allen Typen eine ähnliche Problematik zutage tritt: das verantwortungsbeladene *Ausfüllen von Leerstellen* (vgl. meine Ausführung zu Wertegeneralisierung in Kapitel 3), die jede nicht-totale Institution von den Akteuren fordert, scheitert. Es mangelt an einer sozialen Einbettung der individuellen Verantwortung bei der Erschließung von institutionellen Potentialen. Die Enttäuschung von Hoffnungen, das Leiden an Kontingenz unter Bedingungen einer ungünstigen Ressourcenlage (Mangel an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital in Ostdeutschland) und prekäre Anerkennungsverhältnisse im postfordistischen Kapitalismus führen durch Prozesse biographischer Arbeit *ohne ausreichende gesellschaftliche Einbettung* zu einer Symbolproduktion, die von *Spaltungen*¹⁰⁸ geprägt ist. Dieser Modus einer

¹⁰⁷ Der Unterschied zwischen den Strategien der *Phantasieproduktion* und des *Verschweigens* reproduziert sich in der Struktur der biographischen Interviews. Während Schneider bereits in den ersten Sekunden sein Gemeinschaftsideal in den Raum stellt, explodiert die sonst sehr gefasste Frau Tal ganz am Ende, nachdem der Interviewer sie aus der Deckung lockt:

I: „[...] Dann konnte man natürlich die Wende „auch auch als 'ne Art als 'ne Art ähhhhhhm (.) Ex- Explosion von Möglichkeiten sehen, ja?

Plötzlich iss ja dann doch wieder ganz ganz viel #möglich, (xxx)#

T: #Oh ja, ich kann nach# Amika- Amerika reisen.

I: Ja, genau.

T: Ich bin noch nie geflogen, #würde (auch nie?) fliegen.#

[...]

T: Ich fand das aber schöner, ehrlich gesagt.

T: Wie?

E: Ich fand das aber trotzdem schöner.

T: Was schöner?

E: Nee, äh, zu Ostzeiten.

[...]

I: Ja. Wollen den offiziellen Teil beenden?

T: Guti, jetzt kannst du ausmachen.

I: Okay.“ (Ende des Interviews)

¹⁰⁸ Ein Anklang an Sigmund Freuds Terminologie der Spaltung bzw. Abspaltung ist hier durchaus beabsichtigt. Ich meine mit Abspaltung allerdings einen Modus der *Sprachproduktion*, der sich verselbständigt hat, gewissermaßen seine soziale Referenz verloren hat. Meine Begriffsvorschlag ist im Rahmen einer *wissenssoziologischen* Biographie- und Kulturanalyse zu verorten.

schismatischen Wissensproduktion (in Form von Dichotomisierung oder Differenzsetzung) bezeichnet eine Sinnproduktion, mit der widersprüchliche Deutungen nicht mehr in komplexen Figuren repräsentiert werden kann. Dadurch weichen Akteure auf unterkomplexe Lösungen aus: Gemeinschaftssehnsucht, Misstrauen, Nostalgie, Selbsthass, Verschwörungstheorien, Rassismus. Diese schismatische Wissensproduktion geht in Ostdeutschland eine Verbindung mit dem Zurechnungsmuster Ost/West ein. Der Westen ist gut oder betrügerisch, der Osten solidarisch oder marode etc. Diese Diagnose spricht eine tiefe Anomieproblematik an. Anomie bezeichnet in diesem Zusammenhang die Schwierigkeit, existenziell bedeutsame Komplexität sprachlich oder rituell zu repräsentieren. Die in der Überschrift gestellte Frage ist also mit „Ja“ zu beantworten. Mangelnde gesellschaftliche, kulturelle und ökonomische Teilhabe und die kurzschlüssige politische Integration der beiden deutschen Teilstaaten schmälern das Selbstbewusstsein und die Partizipationschancen der ostdeutschen Bürger.

10.4.Ausblick

Meine Analysen von Identitätsbildungsprozessen in ihrer strukturellen Einbettung bieten Anhaltspunkte, die weiter ausgearbeitet werden müssten. Die Rekonstruktion biographischer Dynamiken der Vertrauensbildung sollte durch eine systematische Einbeziehung *organisationeller Kontexte*, etwa von Betrieben oder zivilgesellschaftlichen Institutionen, ergänzt werden. Die interaktive Dynamik dieser Prozesse kann nur so in ihrer Prozessualität analysiert werden. Auch eine detaillierte Einbeziehung der historischen Einbettung der Vertrauensdynamik, etwa im Sinn der politischen Kultur, wäre aufschlussreich. Es scheint mir außerdem wichtig, Potentiale zur gesellschaftlichen Kultivierung von Vertrauensverhältnissen und ihr sozialstrukturelles Bedingungsgefüge genauer zu erforschen. Welche Potentiale stecken beispielsweise in neuen Formen der Arbeitsorganisation? Wie sieht eine politische Kultur aus, die Konflikt und Kontingenz öffentlich thematisierbar macht?

Neben der strukturellen Einschränkung der individuellen und kollektiven Handlungsfähigkeit zeigte sich ein zweites strukturbildendes Muster: die Artikulation von Erfahrungen, die die Akteure in der DDR und im Zug der Wendezeit gemacht haben. Das pessimistische Bild einer Vertrauen erodierenden und Misstrauen erzeugenden gesellschaftlich-historischen Hintergrunddynamik versperrt leicht den Blick für produktive biographische Wendungen und kreative Aneignungen institutioneller Angebote, die meine Gesprächspartner zuwege bringen. Trotz der negativen Vorzeichen ist es ihnen gelungen, Kontingenzerfahrungen praktisch oder symbolisch Ausdruck zu verleihen. Die Berufsbiographien zeugen von dem (zumindest anfänglich) weit verbreiteten Enthusiasmus, mit dem Mitglieder dieser Kohorte sich die Situation der Transformation angeeignet haben. Sie konnten dadurch Erfahrungen, die sie im Kontext der DDR gemacht haben, Ausdruck verleihen. Josef Schneider verschafft sich ein berufsbiographisches Moratorium, in dem er mit Beharrlichkeit seine Erfahrung ‚spontaner Solidarität‘ in der ‚neuen Gesellschaft‘ zu verwirklichen sucht. Es gelingt ihm in

selbstkritischer biographischer Arbeit, dieses Gemeinschaftsideal als öffentliche Praxis nicht-exkludierender Gesellschaftlichkeit zu rekonstruieren. Johanna Tal lässt es zu, dass ihre frühe arbeitsbiographische Identitätsschließung aufgebrochen wird und beansprucht berufliche Anerkennung, die es ihr erlaubt, belastende Arbeitsbedingungen zu bewältigen. Franz Stift verleiht einer Marginalisierungserfahrung in seiner journalistischen Arbeit Ausdruck. Mit Berichten über Dinge und Menschen ‚am Rande‘ rehabilitiert er Eigensinnigkeit, die in der DDR öffentlich verleugnet wurde. Auch diese kulturelle und lebenspraktische Produktivität ist Teil der Gesellschaftsstruktur und Kultur der Nachwendegesellschaft. Akteure verleihen ihren Erfahrungen Ausdruck. Diese Artikulationen gewinnen dann für sie einen Wert¹⁰⁹ an sich. Sie sind an sich lohnenswerte Motive und können Biographien eine Form geben. Diese Form der Identitätsbildung integriert widersprüchliche Lebensabschnitte und biographische Brüche so, dass artikulierbar wird, wie jemand leben kann und nicht nur, was es im Leben zu vermeiden gilt¹¹⁰. Dadurch wird eine zivilgesellschaftliche Bezugnahme auf geteilte Ziele und Ressourcen auch unter dem Druck von Enttäuschungen möglich. Wie sind diese gegenläufigen Prozesse der Entmutigung und Wertbildung miteinander vermittelt? Diese Frage müsste theoretisch und empirisch weiter bearbeitet werden. Welche Prozessdynamik die Oberhand gewinnt, die Erosion von Vertrauen oder die Erarbeitung von Gestaltungspotentialen, wird sich in Ostdeutschland erst im Laufe der nächsten Jahrzehnte erweisen.

¹⁰⁹ Diese Analysen können als materialer Beitrag zu Hans Joas` These verstanden werden, dass Werte „in Erfahrungen von Selbstbildung und Selbsttranszendenz [entstehen]“ (Joas 1997: 10).

¹¹⁰ Dies entspricht einer Form ‚balancierender Identität‘ (Krappman 1973), insofern Eigenes behauptet werden kann, ohne das das ‚Andere‘, nicht erfolgreiche des eigenen Lebens ausgeblendet werden muss.

11. Literaturverzeichnis

Alheit, Peter (1995): Die Spaltung von "Biographie" und "Gesellschaft". Kollektive Verlaufskurven der deutschen Wiedervereinigung. In: Biographien in Deutschland. Wolfram Fischer-Rosenthal, Peter Alheit (Hg.). Opladen, Leske & Budrich: 87-118.

Alheit, Peter und Bettina Dausien (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Biographische Sozialisation. Erika M. Hoerning (Hg.). Stuttgart, Lucius & Lucius: 257-285.

Anderson, Benedict R. (1993): Imagined communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London, Verso.

Bandura, Albert (1973): Agression. A social learning analysis. Englewood Cliffs, N.J., Prentice-Hall.

Bandura, Albert (1997): Self-Efficacy. The Exercise of Control. New York, W.H. Freeman and Company.

Bauman, Zygmunt (1995): Moderne und Ambivalenz. Frankfurt/M., Fischer Verlag.

Bauman, Zygmunt (2000): Liquid Modernity. Cambridge., Polity Press.

Bauman, Zygmunt (2001): The Individualized Society. Cambridge, Polity Press.

Beck, Ulrich (1986): Die Risikogesellschaft. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Becker, Franziska, Ina Merkel und Simone Tippach-Schneider (Hg.) (2000): das kollektiv bin ich. utopie und alltag in der ddr. Dokumentation der gleichnamigen Ausstellung im Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR Eisenhüttenstadt. Köln, Böhlau.

Becker-Schmidt, Regina und Gudrun Axeli-Knapp (1989): Geschlechtertrennung - Geschlechterdifferenzierung: Suchbewegungen sozialen Lebens. Bonn, Dietz.

Bertram, Barbara (1994): Berufswahl in der Planwirtschaft - Auswirkungen in der Marktwirtschaft? In: Barbara Bertram, Walter Bien, Thomas Gericke et al (Hg.). München, DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut.

Bertram, Barbara, Walter Bien, Thomas Gericke, et al. (Hg.) (1994): Gelungener Start - unsichere Zukunft? München, DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut.

Bertram, Hans und Raj Kollmorgen (Hg.) (2001): Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern. Opladen, Leske +

Budrich.

Blossfeld, Hans-Peter (1990): Berufsverläufe und Arbeitsmarktprozesse. In: Lebensverläufe und sozialer Wandel (Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. K. U. Mayer (Hg.). Opladen, Westdeutscher Verlag.

Blumenberg, Hans (1981): Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

Born, Claudia (2001): Das Lebenslaufregime der Verflechtung: Orte, Ebenen und Thematisierungen. In: Individualisierung und Verflechtung. Claudia Born, Helga Krüger (Hg.). Weinheim, Juventa: 11-28.

Bourdieu, Pierre (1980): Le capital social. Notes provisoires. Actes de la Recherche en Sciences Sociales. 3: 2-3.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn : Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1995): Die biographische Illusion. BIOS. 3: 75-81.

Bromba, Michael und Wolfgang Edelstein (2001): Das anti-demokratische und rechtsextreme Potenzial unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Bonn, Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Brose, Hanns-Georg (1995): Rezension von "Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile" von Peter A. Berger & S. Hradil. Soziologische Revue 1: 47-50.

Brose, Hanns-Georg, Monika Wohlrab-Sahr und Michael Corsten (1993): Soziale Zeit und Biographie. Opladen, Westdeutscher Verlag.

Bruner, Jerome (1987): Life as Narrative. Social Research. 54: 11-32.

Bude, Heinz (1986): Zum Problem der Selbstdetermination. In: Sozialstruktur und soziale Typik. H.G. Soeffner (Hg.). Frankfurt/M., Campus: 84-111.

Coleman, James S. (1990): Foundations of Social Theory. Cambridge, Massachusetts, The Belknap Press of Harvard University Press.

Corsten, Michael (1994): Beschriebenes und wirkliches Leben . Die soziale Realität biographischer Kontexte und Biographie als soziale Realität. BIOS. 7: 185-205.

Corsten, Michael (1995): Berufsbiographien als institutionelle Skripte. In: Institution und

- Biographie: die Ordnung des Lebens. Erika M. Hoerning, Michael Corsten (Hrsg.) Pfaffenweiler, Centaurus.
- Corsten, Michael (1997): Kontrollattributionen in berufsbiographischen Selbstbeschreibungen. BIOS. 10: 61-84.
- Corsten, Michael (1998): Die Kultivierung beruflicher Handlungsstile. Frankfurt/M.
- Corsten, Michael, Wolfgang Lempert (1997): Beruf und Moral. Weinheim, Beltz.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Bremen, Donat.
- Degele, Nina (1999): Soziale Differenzierung - eine subjektorientierte Perspektive. Zeitschrift für Soziologie 28(5): 345-364.
- Derrida, Jacques (1974): Grammatologie. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Dewey, John (1934): A Common Faith. New Haven, Conn.
- Diemer, Susanne (1994): Patriarchalismus in der DDR : strukturelle, kulturelle und subjektive Dimensionen der Geschlechterpolarisierung. Opladen, Leske + Budrich.
- Diewald, Martin (1995): "Kollektiv", "Vitamin B" oder "Nische"? In: Johannes Huinink, Karl Ulrich Mayer et al. (Hg.): Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin, Akademie.
- Diewald, Martin und Heike Solga (1996): Ordnung im Umbruch? Strukturwandel, berufliche Mobilität und Stabilität im Transformationsprozeß. In: Gesellschaften im Umbruch. Lars Clausen (Hg.). Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Diewald, Martin (1999): Entwertungen, Umwertungen, Aufwertungen. Habilitationsschrift FU Berlin.
- Diewald, Martin, Johannes Huinink und Jutta Heckhausen (1996): Lebensverläufe und Persönlichkeitsentwicklung im gesellschaftlichen Umbruch. Kohortenschicksale und Kontrollverhalten in Ostdeutschland nach der Wende. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 48: 219-248.
- Diewald, Martin und Karl Ulrich Mayer (Hg.) (1996): Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Opladen, Leske + Budrich.
- Diewald, Martin, Heike Solga und Anne Goedicke (1999): Back to Labor Markets. The Transformation of the East German Employment System after 1989. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Arbeitsberichte aus dem Projekt ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess.

Diewald, Martin und Annemette Sørensen (1994): Entwertung und Umwertung von Laufbahnkapital? Erwerbsverläufe und soziale Mobilität von Frauen und Männern in Ostdeutschland. Berlin, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Drexel, Ingrid (1997): Die "entdifferenzierte, vormoderne" DDR-Gesellschaft und ihre "Modernisierung" im Transformationsprozeß. In: Ingrid Drexel, Giessmann, Barbara (Hg.): Berufsgruppen im Transformationsprozess. Frankfurt/M., Campus: 195-227.

Durkheim, Emile (1983): Der Selbstmord. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Durkheim, Emile (1992): Die soziale Arbeitsteilung. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Ecarius, Jutta (1996): Individualisierung und soziale Reproduktion im Lebensverlauf. Konzepte der Lebenslauforschung. Opladen, Leske & Budrich.

Elder, Glen H., Jr. (1974): Children of the Great Depression. Social Change in Life Experience. Chicago, The University of Chicago Press.

Elder, Glen H. Jr. und Avsholm Caspi (1990): Persönliche Entwicklung und sozialer Wandel. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderband 31: 22-57.

Elster, Jon (1987): Subversion der Rationalität. Frankfurt/M., Campus.

Emirbayer, Mustafa und Anne Mische (1998): What is Agency? American Journal of Sociology. 4. 362-1024.

Engler, Wolfgang (1993): Die zivilisatorische Lücke. Versuch über den Staatssozialismus. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Engler, Wolfgang (1995): Die ungewollte Moderne. Ost - West- Passagen. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Erikson, Erik H. (1994): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M, Suhrkamp.

Esser, Hartmut (1999): Soziologie: spezielle Grundlagen. Frankfurt/M., Campus.

Esser, Hartmut (Hg.) (2000): Der Wandel nach der Wende: Gesellschaft, Wirtschaft, Politik in Ostdeutschland. Opladen, Westdeutscher Verlag.

Fischer-Rosenthal, Wolfram, Gabriele Rosenthal (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Ronald Hitzler, Hohner, Anne (Hg.). Opladen, Leske & Budrich.

- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Peter Alheit (Hg.) (1995): Biographien in Deutschland. Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (2000): Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia Paranoides). In: Studienausgabe, Bd. VII.. Frankfurt/M., Fischer.
- Fukuyama, Francis (1996): Trust: the Social Virtues and the Creation of Prosperity. New York, Free Press.
- Gadamer, Hans-Georg (1965): Wahrheit und Methode. Tübingen, J.C.B. Mohr.
- Gambetta, Diego (1988): Trust: Making and Breaking Cooperative Relations. Oxford.
- Gambetta, Diego (2001): Kann man dem Vertrauen vertrauen? In: Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Martin Hartmann und Claus Offe (Hg.). Frankfurt/M., Campus.
- Geertz, Clifford (1973): Thick description: Toward an interpretive Discription of Culture. In: The Interpretation of Cultures. Ders. (Hg.). New York, Basic Books.
- Giddens, Anthony (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt /M., Suhrkamp.
- Giegel, Hans-Joachim (1995): Strukturmerkmale einer Erfolgskarriere. In: Biographien in Deutschland. Wolfram Fischer-Rosenthal, Alheit, Peter (Hg.). Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Giegel, Hans Joachim, Ulrich Billerbeck und Gerd Frank (1988): Industriearbeit und Selbstbehauptung. Opladen, Leske + Budrich.
- Giele, Janet, Z., und Glen H. Elder (Hg.) (1998): Methods of Life Course Research. Qualitative and quantitative Approaches. Thousand Oaks, Sage.
- Glaser, Barney Galland und Anselm L. Strauss (1967): The Discovery of Grounded Theory. London, Weidenfeld & Nicolson.
- Goffman, Erving (1959): The Presentation of Self in Everyday Life. Garden City, NY, Doubleday.
- Goffman, Erving (1974): Stigma : über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1982): Interaction Ritual. New York, Pantheon Books.

Goodman, Nelson (1985): *Ways of Worldmaking*. Indianapolis, Ind., Hackett.

Gramsci, Antonio (1986): *Zu Politik, Geschichte und Kultur: ausgewählte Schriften*. Leipzig, Reclam.

Grünert, Holle (1996a): *Das Beschäftigungssystem der DDR*. In: *Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe*. Burkart Lutz, Hildegard M. Nickel, Rudi Schmidt, Arndt Sorge (Hg.). Opladen, Leske & Budrich: 19-68.

Grünert, Holle (1996b): *Die mühsame Herausbildung neuer Beschäftigungsstrukturen*. In: *Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe*. Burkart Lutz, Nickel Hildegard M., Rudi Schmidt et al (Hg.). Opladen, Leske & Budrich: 121-160.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): *Intellektuelle Migrantinnen - Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung*. Opladen, Leske + Budrich.

Habermas, Jürgen (1984): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bd. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Hahn, Alois (1987): *Identität und Selbstthematization*. In: *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Alois Hahn, Volker Kopp (Hg.). Frankfurt/M., Suhrkamp.

Hahn, Alois (1988): *Biographie und Lebenslauf*. In: *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.). Leske + Budrich, Opladen.

Hartmann, Martin und Claus Offe (Hg.) (2001): *Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts*. Frankfurt/Main, Campus.

Haug, Sonja (1997): *Soziales Kapital: Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand*. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Arbeitspapiere.

Heinz, Walter R. (1992): *Introduction: institutional Gatekeeping and Biographical Agency*. In: *Institutions and Gatekeeping in the Life Course*. (Status Passages and the Life Course, Vol. III). W.R. Heinz (Hg.). Weinheim, Deutscher Studien Verlag.

Hoerning, Erika M. (Hg.) (1987): *Lebensereignisse: Übergänge im Lebenslauf*.

Hoff, Ernst H., Wolfgang Lempert und Lothar Lappe (1991): *Persönlichkeitsentwicklung in Facharbeiterbiographien*. Bern, Verlag Hans Huber.

Hradil, Stefan (1995): *Die Modernisierung des Denkens. Zukunftspotentiale und "Altlasten"*

in Ostdeutschland. Aus Politik und Zeitgeschichte. B 20/95: 3-15.

Hradil, Stefan (1999): Soziale Ungleichheit in Deutschland. Opladen, Leske & Budrich.

Hübner, P. (1994): Soziale und mentale Trends in der Industriearbeiterschaft. In: Sozialgeschichte der DDR. H. Kaelble, J. Kocka und H. Zwahr (Hg.). Stuttgart.

Huinink, Johannes, Mayer, Karl Ulrich (1995): Einleitung. In: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Johannes Huinink, Mayer, Karl Ulrich (Hg.). Opladen, Westdeutscher Verlag.

Huinink, Johannes (1995): Individuum und Gesellschaft in der DDR. In: Kollektiv und Eigensinn. Johannes Huinink, Mayer, Karl Ulrich et al. (Hg.). Berlin, Akademie.

Huinink, Johannes, Martin Diewald und Jutta Heckhausen (1994): Zum Zusammenhang zwischen Kontrollüberzeugungen und Kontrollstrategien ostdeutscher Erwachsener mit deren Lebensverläufen und Wendeerfahrungen. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Arbeitsberichte aus dem Projekt ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess 15.

Huinink, Johannes und Karl Ulrich Mayer (Hg.) (1995): Kollektiv und Eigensinn. Berlin, Akademie.

Hurrelmann, Klaus (1986): Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. In: Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit. Ders. (Hg.). Weinheim, Juventa.

James, William (1982): The Varieties of Religious Experience. New York.

Joas, Hans (1988): Das Risiko der Gegenwartsdiagnose. Soziologische Revue. 11: 1-6.

Joas, Hans (1989): Pragmatische Intersubjektivität. Frankfurt/M, Suhrkamp.

Joas, Hans (1992): Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition. In: Pragmatismus und Gesellschaftstheorie. Ders. (Hg.). Frankfurt/M, Suhrkamp.

Joas, Hans (1996): Die Kreativität des Handelns. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Joas, Hans (1997): Die Entstehung der Werte. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Kaase, Max und Rainer M. Lepsius (2001): Transformationsforschung. In: Die Transformation Ostdeutschlands. Hans Bertram und Raj Kollmorgen (Hg.). Opladen, Leske + Budrich.

Karstein, Uta (2000): Kulturschaffen als Handlungs- und Bewältigungsstrategie?! unveröff. Diplomarbeit, Freie Universität Berlin.

Kelle, Udo (1994): Empirisch begründete Theoriebildung: zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Weinheim, Deutscher Studien-Verlag.

Kelle, Udo und Christian Erzberger (2001): Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse. In: Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung(Hg.). Weinheim, Juventa: 89-134.

Kelle, Udo und Christian Erzberger (2001): Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse. In: Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.). Weinheim, Juventa.

Kelle, Udo und Susann Kluge (2001): Validitätskonzepte und Validierungsstrategien bei der Integration qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden. In: Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.). Weinheim, Juventa: 89-134.

Kluge, Susann (2001): Strategien zur Integration qualitativer und quantitativer Auswertungsverfahren. Ein methodischer und methodologischer Bericht aus dem Donderforschungsbereich 186 "Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf". In: Methodeninnovation in der Lebensverlaufsforschung. Susann Kluge und Udo Kelle (Hg.). Weinheim, Juventa: 37-88.

Köhl, Harald (2001): Vertrauen als zentraler Moralbegriff. In: Vertrauen. Martin Hartmann und Claus Offe (Hg.). Frankfurt/M, Campus.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37: 1-29.

Kohli, Martin (1988a): Moralökonomie und "Generationenvertrag". In: Kultur und Gesellschaft : Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags. Max Haller, Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny und Wolfgang Zapf (Hg.). Frankfurt/M., Campus.

Kohli, Martin (1988b): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.). Opladen, Leske + Budrich.

Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Sozialgeschichte der DDR. H. Kaelble, J. Kocka und H. Zwahr (Hg.). Stuttgart.

Koselleck, Reinhart (1979): Vergangene Zukunft: zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt/M., Suhrkamp

Krappmann, Lothar (1975): Soziologische Dimensionen der Identität: strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart, Klett.

Kreher, Simone (1995): Krisensymptome weiblicher Erwerbsbiographien im Prozess der Wiedervereinigung. In: Biografien in Deutschland. Wolfram Fischer-Rosenthal, Alheit, Peter (Hg.). Opladen, Westdeutscher Verlag: 252-268.

Krüger, Helga (2001): Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Relationalität. In: Individualisierung und Verflechtung. Claudia Born und Helga Krüger (Hg.). Weinheim.

Lichtwardt, Beate (2001): Berufliche Mehrfachausbildung im ostdeutschen Transformationsprozess. Eine Untersuchung anhand der Lebensverlaufsdaten der Geburtskohorte 1971/Ost. Unveröffentl. Diplomarbeit. HU Berlin.

Luhmann, Niklas (1978): Erleben und Handeln. In: Handlungserklärungen und philosophische Handlungsinterpretation: Halbbd. 1. Hans Lenk (Hg.). München, Fink: 235-253.

Luhmann, Niklas (1980): Gesellschaftsstruktur und Semantik : Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft : Bd. 1-3. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1989): Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart, Enke.

Lutz, Burkhardt und Holle Grünert (1996): Die mühsame Herausbildung neuer Beschäftigungsstrukturen. In: Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe. Burkart Lutz, Nickel Hildegard M., Rudi Schmidt et al (Hg.). Opladen, Leske & Budrich: 69-102.

Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7: 157-185, 309-330.

Marcia, James Edward (1964): Determination and construct validity of ego identity status. Ann Arbor, Mich., Univ. Microfilms (Reprint: Ann Arbor Mich.: Xerox Univ. Microfilms 1976).

Mayer, Karl Ulrich (1987): Lebenslaufforschung. In: Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung (Hg.) . Opladen, Wolfgang Voges: 51-73.

Mayer, Karl Ulrich (1993): Die soziale Ordnung der DDR und einige Folgen ihrer Inkorporation in die BRD. BISS publik. 11: 39-55.

Mayer, Karl Ulrich (1995): Kollektiv oder Eigensinn? Der Beitrag der Lebensverlaufforschung zur theoretischen Deutung der DDR-Gesellschaft. In: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Johannes Huinink und Karl Ulrich Mayer (Hg.). Berlin, Akademie.

Mayer, Karl Ulrich (Hg.) (2001): Soziale Mobilität und Erwerbsverläufe in der Transformati-

on Ostdeutschlands. Der Vereinigungsschock. Weilerswist, Velbrück Wissenschaft.

Mayer, K.U./Blossfeld, Hans-Peter (1990): Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf. In: Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Sonderband 7 der Zeitschrift "Soziale Welt". P./Hradil Berger, S. (Hg.). Göttingen: 297-318.

Mead, George H. (1967): *Mind, Self, & Society*. Chicago, The University of Chicago Press.

Mead, George H. (1987): Die objektive Realität der Perspektiven. In: *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1. Hans Joas (Hg.). Frankfurt/M., Suhrkamp.

Mead, George H. (1987): Die Definition des Psychischen. In: *Gesammelte Aufsätze*, Bd.1. Hans Joas (Hg.). Frankfurt/M., Suhrkamp.

Meulemann, Heiner (1990): Schullaufbahnen, Ausbildungskarrieren, und die Folgen im Lebensverlauf. Der Beitrag der Lebensverlaufsforschung zur Bildungssoziologie. In: *Lebensverläufe und sozialer Wandel* (Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. K.U. Mayer (Hg.).

Meyer, J.W. (1981). *The Institutionalisation of the Life Course and its Effects on the Self*. SSRC Committee on Life-Course Perspectives, Berlin.

Nassehi, Armin (1990): Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente. *BIOS* 3(2): 153-197.

Neckel, Sieghard (1993): *Die Politik der Lebensstile*. Frankfurt/M., Fischer.

Neckel, Sieghard (1999): *Waldleben : eine ostdeutsche Stadt im Wandel seit 1989*. Frankfurt/M., Campus.

Nickel, Hildegard Maria, Jürgen Kühl und Sabine Schenk (Hg.) (1994): *Erwerbsarbeit und Beschäftigung im Umbruch*. Berlin, Akademie.

Oevermann, Ulrich, Tillmann Allert, Elisabeth Konau und J. Krambeck. (1979): Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Soeffner, Hans-Georg (Hg.). Stuttgart: 352-433.

Oevermann, Ulrich, Tillmann Allert und Elisabeth Kronau (1980): Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. In: Thomas Heinze et al. (Hg.): *Interpretationen einer Bildungsgeschichte: Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Benschheim, päd.-extra-Buchverlag, 15-69.

Offe, Claus (1996): *Varieties of Transition. The East European and East German Experience*. Cambridge.

Parsons, Talcott (1967): Durkheim's Contribution to the Theory of Integration of Social Systems. In: Sociological Theory and Modern Society. Talcott Parsons (Hg.). New York, The Free Press: 3-34.

Parsons, Talcott (1972): The system of modern societies. Englewood Cliffs, New Jersey, Prentice Hall.

Penrose, Virginia (1993): Orientierungsmuster des Karriereverhaltens deutscher Politikerinnen. Ein Ost-West-Vergleich. Bielefeld, Kleine.

Piaget, Jean (1976): Die Äquilibration der kognitiven Strukturen. Stuttgart, Klett.

Pickel, Gert, Walz, Dieter (1995): Politisches Institutionenvertrauen in der Bundesrepublik Deutschland in zeitlicher Perspektive. Journal für Sozialforschung. 35: 145-155.

Pollack, Detlef (1990): Das Ende einer Organisationsgesellschaft. Systemtheoretische Überlegungen zum gesellschaftlichen Umbruch in der DDR. Zeitschrift für Soziologie. 19: 292-307.

Pollack, Detlef (2000): Die offene Gesellschaft und ihre Freunde. Geschichte und Gesellschaft 26: 110-131.

Priller, Eckhard (1997): Ein Suchen und Sichfinden im Gestern und Heute. Verändern die Ostdeutschen ihre Einstellungen und Haltungen zur Demokratie und gesellschaftlichen Mitwirkung? Veröffentlichungen des Wissenschaftszentrums Berlin, Abteilung Sozialstruktur und Sozialberichterstattung, Forschungsberichtnr. FS3: 97-411.

Putnam, Robert (1995): Bowling Alone: America's Declining Social Capital. Journal of Democracy. 6: 65-78.

Reichertz, Jo (1997): Objektive Hermeneutik. In: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Ronald Hitzler, Hohner, Anne (Hg.). Opladen, Leske + Budrich: 31-56.

Reißig, Rolf (1993): Ostdeutscher Transformationsprozess - Bedingungen - Konflikte - Perspektiven. In: Der lange Weg zur Einheit. Gert-Joachim Glaesner (Hg.), Berlin.

Ricœur, Paul (1984): Time and Narrative, 3 Bde. Chicago, The University of Chicago Press.

Ricœur, Paul (1986): Die lebendige Metapher. München, Fink Verlag.

Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München, Fink Verlag.

Rorty, Richard (1995): Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

Rose, Richard (1986): The welfare state East and West. New York, Oxford Univ. Pr.

- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/M., Campus.
- Rüchemeyer, Dietrich (1977): *Structural Differentiation, Efficiency, and Power*. *American Journal of Sociology* 83(1): 1-25.
- Sackmann, Reinhold, Weymann Ansgar und Wingens Matthias (2000): *Die Generation der Wende: Berufs- und Lebensverläufe im sozialen Wandel*. Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Scheler, Max (1960, urspr. 1925): *Die Wissensformen und die Gesellschaft*. Bern, Francke.
- Schimank, Uwe (1987): *Biographischer Inkrementalismus. Lebenslauf - Lebenserfahrung - Lebensgeschichte in funktional differenzierten Gesellschaften*. In: 23. Deutscher Soziologentag 1986: *Technik und sozialer Wandel*. Jürgen Friedrichs (Hg.). Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Schimank, Uwe (1996): *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*. Opladen, Leske + Budrich.
- Schütz, Alfred (1970): *Reflections on the Problem of Relevance*. New Haven, Yale University Press.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1994): *Strukturen der Lebenswelt*. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Schütze, Fritz (1977): *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung*. In: *Gesprächsanalysen*. Dirk Wegner (Hg.). Hamburg.
- Schütze, Fritz (1981): *Prozeßstrukturen des Lebensablaufs*. In: Matthes, Joachim, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*.(Hg.). Nürnberg: 67-156.
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren autobiographischen Stegreiferzählens*. In: *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Martin/Robert Kohli, G. (Hg.). Stuttgart, Metzler: 78-117.
- Schütze, Fritz (1995): *Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie*. In: *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (Hg.). Opladen, Leske + Budrich.
- Segert, Astrid, Irene Zierke (1993): *Gemeinsam im Protest - Verschieden im Anspruch. Eine milieuspezifische Betrachtung der politischen Wende in der Stadtregion Brandenburg*. *Berliner Journal für Soziologie*: 409-429.
- Segert, Astrid, Irene Zierke (1997): *Sozialstruktur und Milieuerfahrungen*. Opladen, Westdeutscher Verlag.

Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin, Berlin Verlag.

Simmel, Georg (1962): *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin, Duncker & Humblot.

Singelmann, Joachim, Dieter Urban (1996): *Demokratieverständnis zwischen Euphorie und Ernüchterung: Eine Thüringer Fallstudie, 1992-95*. In: *Zwischenbilanz der Wiedervereinigung*. Karl Ulrich Mayer Martin Diewald (Hg.). Opladen, Leske & Budrich: 229-250.

Skinner, Ellen (1996): *A Guide to Constructs of Control*. *Journal of Personality and Social Psychology*. 71: 549-570.

Solga, Heike (1995): *Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? : Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR*. Berlin, Akademie-Verlag.

Solga, Heike, Martin Diewald und Anne Goedicke (2000): *Arbeitsmarktmobilität und die Umstrukturierung des ostdeutschen Beschäftigungssystems*. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MittAB)* 33(2): 242-260.

Sorge, Arndt (1993): *Arbeit, Organisation und Arbeitsbeziehungen in Ostdeutschland*. *Berliner Journal für Soziologie*. 3: 546-566.

Straub, Jürgen (2000): *Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz. Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie*. In: *Biographische Sozialisation*. Erika M. Hoerning (Hg.). Stuttgart, Lucius & Lucius.

Strauss, Anselm, Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory*. Weinheim, Beltz.

Sztomka, Piotr (1997): *Trust, distrust and the paradox of democracy*. Discussion Papers Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

Sztompka, Piotr (1993): *Civilizational Incompetence: The Trap of Post-Communist Societies*. *Zeitschrift für Soziologie*. 22: 85-95.

Sztompka, Piotr (1995): *Vertrauen. Die fehlende Ressource in der postkommunistischen Gesellschaft*. In: *Politische Institutionen im Wandel (Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie)*. Birgitta Nedelmann (Hg.). Opladen.

Sztompka, Piotr (1999): *Trust. A sociological Theory*. Cambridge.

Taylor, Charles (1996): *Quellen des Selbst*. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Terwey, Michael und Detlef Pollack (1996): *Institutionenvertrauen in Deutschland - Diffe-*

renz und Integration. In: Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften; Verhandlungen des 28. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Soziologie. Karl-Siegbert Rehberg (Hg.). Opladen.

Theweleit, Klaus (1980): Männerphantasien : Bd. 1.2. Frankfurt am Main, Roter Stern.

Thomas, William und Florian Znaniecki (1918): The Polish Peasant in Europe and America. Chicago, University of Chicago Press.

Trommsdorff, Gisela (Hg.) (1994): Psychologische Aspekte des sozio-politischen Wandels in Ostdeutschland. Gesellschaften im Wandel ; 2. Berlin, de Gruyter.

Trommsdorff, Gisela und Hans-Joachim Kornadt (2001): Innere Einheit im wiedervereinigten Deutschland? Psychologische Prozesse beim sozialen Wandel. In: Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern. Hans Bertram und Raj Kollmorgen (Hg.). Opladen, Leske + Budrich.

Vester, Michael, Michael Hofmann und Irene Zierke (Hg.) (1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Köln, Bund Verlag.

Vogel, Berthold (2000): Die Spuren der Arbeitslosigkeit. In: Der Wandel nach der Wende. Hartmut Esser (Hg.). Opladen, Westdeutscher Verlag.

Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Frankfurt/M, Campus.

Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Studienausgabe. Tübingen, Mohr.

Wensierski, 1. H.-J. von (1994): Mit uns zieht die alte Zeit. Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im Umbruch. Opladen., Leske & Budrich.

Wenzel, Harald (2001): Die Abenteuer der Kommunikation. Echtzeitmassenmedien und der Handlungsraum der Hochmoderne. Weilerswist, Velbrück Wissenschaft.

Weymann, Ansgar (Hg.) (1989): Handlungsspielräume. Stuttgart, Enke.

White, Hayden (1991): Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen : Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Stuttgart, Klett-Cotta.

Wiegohs, Jan, Helmut Wiesenenthal (Hg.) (1997): Einheit und Differenz. Berlin, Berliner Debatte Wissenschaftsverlag.

Wiesenenthal, Helmut (1997): Probleme der Transformationssteuerung. In: Einheit und Differenz. Jan Wiegohs, Helmut Wiesenenthal (Hg.). Berlin, Berliner Debatte Wissenschaftsverlag: 239-253.

Wittgenstein, Ludwig (1994): Tractatus logico-philosophicus (und Philosophische Untersuchungen). Frankfurt/M., Suhrkamp.

Witzel, Andreas und Thomas Kühn (2000): Orientierungs- und Handlungsmuster beim Übergang in das Erwerbsleben. In: Übergänge: Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebensverlaufs. 3. Beiheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE). Walter R. Heinz (Hg.). Weinheim, Juventa: 9-29.

Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Biographische Unsicherheit. Opladen, Leske + Budrich.

Wohlrab-Sahr, Monika (1997): Individualisierung: Differenzierungsprozess und Zurechnungsmodus. In: Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Ulrich Beck und Peter Sopp (Hg.). Opladen, Leske + Budrich: 23-36.

Zapf, Wolfgang (1992): Die Transformation in der ehemaligen DDR und die soziologische Theorie der Modernisierung. WZB papers, Wissenschaftszentrum Berlin: 90-104.

Zapf, Wolfgang (1994): Modernisierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation. Berlin.

Zapf, Wolfgang (1995): Modernisierungstheorien in der Transformationsforschung. In: Politische Theorien in der Ära der Transformation. Sonderheft 26 der Politischen Vierteljahresschrift. Klaus v. Beyme, Klaus Offe (Hg.)

Zoll, Rainer (1999): Ostdeutsche Biographien : Lebenswelt im Umbruch. Frankfurt/M., Suhrkamp.

Zorbaugh, Harvey Warren (1929): The Gold Coast and the Slum. A Sociological Study of Chicago's Near North Side. Chicago, The University of Chicago Press.

12. Anhang

Tabelle 6: Partielle Mittelwertunterschiede in verschiedenen psychologischen Merkmalen, differenziert nach beruflichen Wendeerfahrungen

Berufliche Ereignisse nach der Wende	Abhängige Merkmale					
	Vertrauen in Rationalität (Anstrengung + Fähigkeit: Kausalität)	Fähigkeiten (Selbstwirksamkeit)	Anstrengung (Selbstwirksamkeit)	Glück (Selbstwirksamkeit)	Glück (Kausalität)	Sozio-ökonomische Bedingung (Selbstwirksamkeit)
<i>Mittel</i>	4,07	4,07	4,13	2,72	3,20	1,39
Arbeitslos	-0,14**	-0,19**	-0,03	-0,09	0,07	0,00
Beruflicher Abstieg	-0,25**	-0,39**	-0,12	0,03	-0,04	0,07
Gleichwertige Position	0,02	0,12*	-0,01	-0,01	0,06	-0,01
Gleichwertige Position, nicht umorientiert	-0,10	0,08	-0,22*	-0,11	-0,10	0,02
Gleichwertige Position, umorientiert	0,10+	0,14+	0,13*	0,05	0,16*	-0,04
Beruflicher Aufstieg	0,37**	-0,01	0,32*	0,10	-0,39+	0,16
Berufliche Umorientierung	0,04	0,01	0,08*	0,04	0,05	-0,01

Anmerkungen: +-p≤0.1 *p≤0.05 ** -p≤0.01 *** -p≤0.001 (zweiseitig)

Quelle: eigene Berechnung. Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)

Tabelle 9: Kontingenztabelle Verläufe und Kontrollstile

Berufsverläufe		Beruflich nicht umorientiert, < 8% rel. Arbeitslosigkeitsdauer, nicht abgestiegen	Beruflich nicht umorientiert, >= 8% rel. Arbeitslosigkeitsdauer und/oder Abstieg	Beruflich umorientiert, > 8% rel. Arbeitslosigkeitsdauer und/oder Aufstieg	
Kontrollstile	sicher	Anzahl	47	6	94
		Erwartete Anzahl	47,5	15,4	73,3
		Anteil von Kontrollstil in %	24,7%	3,2%	49,5%
		Anteil von Berufsverlauf in %	41,2%	16,2%	53,4%
	Skeptisch	Anzahl	34	13	47
		Erwartete Anzahl	34,8	11,3	53,6
		Anteil von Kontrollstil in %	24,5%	9,4%	33,8%
		Anteil von Berufsverlauf in %	29,8%	35,1%	26,7%
	resigniert	Anzahl	10	4	13
		Erwartete Anzahl	8,5	2,8	13,1
		Anteil von Kontrollstil in %	29,4%	11,8%	38,2%
		Anteil von Berufsverlauf in %	8,8%	10,8%	7,4%
	fatalistisch	Anzahl	23	14	22
		Erwartete Anzahl	23,3	7,5	35,9
		Anteil von Kontrollstil in %	24,7%	15,1%	23,7%
		Anteil von Berufsverlauf in %	20,2%	37,8%	12,5%
Summe	Anzahl	114	37	176	
	Erwartete Anzahl	114,0	37,0	176,0	
	Anteil von Kontrollstil in %	25,0%	8,1%	38,6%	
	Anteil von Berufsverlauf in %	100,0%	100,0%	100,0%	

Pearsons Chi-Quadrat (df=9): 30,341. Signifikanzniveau unter .001.

Quelle: eigene Berechnung. Studie: „Ostdeutsche Lebensverläufe im Transformationsprozess“ (MPIB)